Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
33433019857998

Bremische Weihnachtsblätter

Herausgegeben von der
Historischen Gesellschaft des Künstlervereins
zu Bremen

Heft 1

Weihnachten 1928

Digitized by Google

Digitized by Google

Altbremischer Kunstwerke Schicksal und Verlust

Eine nachdenkliche Betrachtung

von

Dr. Ernst Grohne †

Direktor des Focke-Museums

„Solche Veneration und Verstand hat man in einer solchen vornehmen Stadt vor alten Monumenten!“

(Uffenbach, Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen .... 1753 II 208 über Bremen.)

G. Winters Buchhandlung / Bremen
Fr. Quelle Nachf.

Digitized by Google

Vorwort.

Um den zahlreichen Mitgliedern der Historischen Gesellschaft, die durch ihre berufliche Tätigkeit verhindert sind, unseren Sitzungen beizuwohnen und nur durch die Zahlung eines Jahresbeitrags ihr Interesse bekunden können, eine Aufmerksamkeit zu erweisen, hat der Vorstand beschlossen, alljährlich um Weihnachten unentgeltlich eine gedruckte Festgabe zur Verteilung zu bringen. Es soll in diesen „Weihnachtsblättern" ein Thema von allgemeinerem Interesse in ansprechender Darstellung behandelt werden. Wir möchten damit Freude an der Beschäftigung mit der Vergangenheit unserer bremischen Heimat erwecken und hoffen zugleich, zu den alten Freunden neue zu gewinnen. Allerdings müssen wir bemerken, daß nur dieses erste Mal eine so umfangreiche Gabe geboten wird. In Zukunft wird das Weihnachtsheft kürzer, aber darum hoffentlich nicht schlechter ausfallen.

Bremen, im Dezember 1928.

Der Vorstand.

Digitized by Google

Bremen steht im Ruf einer konservativen und altem Herkommen besonders zugeneigten Stadt. Sechs Kirchen aus spätromanischer und gotischer Zeit, deren altertümlicher Baukörper und stilmäßiges Raumbild in den wesentlichen Teilen wohlerhalten sind; das gewaltige Standbild des reckenhaften Roland, sodann der unvergleichliche Marktplatz mit dem ehrwürdigen Rathaus, das architektonisches Können und Schmuckfreude der Zeiten um 1400 und 1600 in stolzer Üppigkeit widerspiegelt, ferner die nicht geringe Zahl der alten, mit prächtigem Steinmetzschmuck verzierten Patrizierhäuser und nicht zuletzt die wundervolle an mittelalterlichen Zügen immer noch reiche Flußfassade der Stadt scheinen die Tatsache dieses Rufes vollauf zu bestätigen. Hinzu kommen hier noch gewisse gesellschaftliche und volkhafte Züge altertümlichen Charakters, wie sie uns mit gleicher Bestimmtheit vielleicht in keiner anderen Stadt Deutschlands entgegentreten: so das auffallend stark ausgeprägte Familien- oder Sippengefühl, das in einem kernigen niedersächsisch-friesischen Stammesbewußtsein seine Wurzeln hat; dann die von einem freien stammväterlichen Bauerntum in das Stadtgehege verpflanzte Liebe zur Scholle, die letzthin in Bremen als Ursache der dem Etagenhaus feindlichen niederen Bauweise, der vorwiegenden Eigenheime und ganz außergewöhnlichen Parzellenkultur zu gelten hat.

Diese ruhig denkende Bevölkerung ist dem jeweiligen Modernismus, sofern er als schäumender Most kredenzt wird, im allgemeinen abhold; man trennt sich nur ungern vom Alten, scheut sich vor künstlerischen Experimenten und wartet lieber auf Abklärung. Bremen ist nicht die Stadt des spritzigen Heurigen, sondern der klaren guten alten Jahrgänge, wie sie seit Menschengedenken in seinem berühmten Ratskeller ausgeschenkt werden.

Im Hinblick auf die genannten rühmlichen Eigenschaften müßte man in dieser anscheinend so traditionstreuen Stadt auch eine entsprechend reiche Überlieferung an mobilen Altkunstwerken kirchlichen, öffentlichen und privaten Charakters vorfinden. Ja, man möchte hier wohl den idealen Boden für Altertumsschätze jeder Art erwarten und möchte sich das persönliche und kulturelle Bild des

Digitized by Google

typischen Bremers nicht anders vorstellen, als in einem guten alten, seiner ehrwürdigen hansischen Vergangenheit entsprechenden Geschichtsrahmen. Wer jedoch ernsthaft den Spuren unserer heimischen Vergangenheit nachforscht, wird hier bald auf so erschreckend große Lücken stoßen, daß er an obiger Einschätzung nahezu irre wird. Verlorengegangen sind fast unsere sämtlichen kirchlichen Kunstwerke aus vorreformatorischer Zeit. Vergebens sucht man hier nach altem Ratssilber, den ehemaligen Einrichtungen der Amts- und Gildenhäuser, sowie den Waffenbeständen des früheren Zeughauses, um gleich die größten Verlustkonten zu nennen. Auch die Überlieferung der privaten Hausaltertümer, insbesondere der Möbel und Kostüme, reicht nur selten über das 18. Jahrhundert zurück.

Der Kummer über eine derartige lückenhafte Tradition wird womöglich noch größer, wenn man die betreffenden Verhältnisse anderer niederdeutscher Städte damit vergleicht. Aachen, Trier, Köln, Essen, Osnabrück, Minden, Paderborn und Hildesheim besitzen großenteils noch ihre alten Kirchenschätze. Allein in Danzig haben sich über 300 kostbare alte geistliche Gewänder erhalten. Lübeck erfreut sich eines kaum zu übersehenden Altbesitzes an gotischen Altären und Skulpturen. Lüneburg hat die schier unermeßlichen Schätze seines herrlichen Ratssilbers wenigstens bis ins 19. Jahrhundert hinein gerettet und dann erst unter dem Drucke arger Wirtschaftsnot an das Berliner Kunstgewerbemuseum verkauft. Emden kann sich rühmen, seine alte großartige Rüstkammer, die in Deutschland fast einzig dasteht, noch völlig intakt zu besitzen.

Gegenüber diesen Städten ist Bremen an bodenständigen Kunstaltertümern viel ärmer als sein traditionstreuer Ruf es ahnen läßt.

Wenn im folgenden nunmehr der Versuch unternommen werden soll, jene riesenhaften Verluste mit einer wenngleich nur sehr annähernden Statistik zu umfassen, so schwebt dabei dem Verfasser die Rekonstruktion eines sozusagen geistigen Museums vor Augen, das den tagenbaren und mit der spärlichen historischen Überlieferung ihrer Heimatstadt vielleicht allzusehr zufriedenen Bremern zeigen soll, welche Fülle hervorragender Kunstwerke früher hier vorhanden gewesen ist. Daß schemenhafte Worte die lebendige Sprache der realen Dinge nur schwächlich ersetzen können, darüber kann kein Zweifel bestehen, aber im Hinblick auf die unabänderliche Gegebenheit der Verhältnisse und die Notwendigkeit dieser Arbeit wird man sich damit

Digitized by Google

abfinden müssen. Ferner soll eine Aufzeichnung derjenigen Kunstwerke und wertvolleren Altertümer gegeben werden, die irgendwann nach auswärts verschleppt, im übrigen aber noch wohl erhalten sind; wie denn überhaupt die nachstehenden Aufstellungen den Zweck verfolgen, verschollenen Bremensien wieder auf die Spur zu kommen, um deren eventuelle Rückerwerbung zu ermöglichen. Und schließlich wird beim Durchwandern der Jahrhunderte sich ganz von selbst so eine Art von Entwicklungsgeschichte des historischen Sinns in Bremen herausschälen. Hier muß leider der Finger auf manche wunde Stelle gelegt werden; denn der bedauerlichen Tatsache, daß in dem sonst so konservativen Bremen das eigentliche Gefühl für den Wert der Geschichte zu spät erwachte, haben wir es zu verdanken, daß jetzt diese „antiquarische Elegie" geschrieben werden muß, die zwar hin und wieder einigen Stolz, im großen und ganzen aber doch vielmehr Wehmut erwecken wird.

Empfindungen dieser Art löst vielleicht kein anderer Umstand mit solcher Stärke in uns aus, wie etwa der Anblick der wenigen auf uns überkommenen und mit so hoher Qualität gesegneten Domskulpturen.

Man male sich aus, daß in den bremischen Kirchen Bildwerke von gleichem oder gar noch höherem Kunstwert zu Hunderten und Aberhunderten vorhanden gewesen sind, um schwindelnd fast vor der Größe dieser Vorstellung die Ungeheuerlichkeit des Gesamtverlustes zu ermessen; ganz zu schweigen von dem Abgang all der unzähligen in ihrem Wert gar nicht abzuschätzenden kirchlichen Kleinodien.

Von der Ausstattung des Doms hören wir zuerst aus der Zeit nach der Mitte des 11. Jahrhunderts, da Adalbert, der Erzieher und Ratgeber Heinrichs IV. den Erzstuhl innehatte. Um 1060 übersandte der König, wie uns Adam von Bremen[1]) berichtet, der Kirche von Bremen an 100 Weihgewänder nebst Silbergeräten und Büchern. Er zählt dann die Geschenke, die allerdings auch zum Wiederaufbau des damals von den Slawen verwüsteten Hamburg bestimmt waren, noch genauer auf und nennt: drei goldene Kelche, zehn Pfund schwer, ein silbernes Salbgefäß, ein silbernes vergoldetes Schild, einen mit goldenen Buchstaben geschriebenen Psalter, Rauchgefäße und Kandelaber von Silber, neun königliche Dorsalien[2]), 35 Meßgewänder und

[1]) Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit VII 154.

[2]) Das sind Rücklaken, zum Behängen der Chorsitze, vermutlich mit dem eingestickten Wappen des Königs.

Digitized by Google

30 Chorröcke, ferner ein Meßbuch, dessen Einband 90 Pfund schwer sein mochte! Unmittelbar hierauf traf die auf einmal reich gewordene Domkirche der erste schwere Schicksalsschlag. Erzbischof Adalbert, in schwierige Kämpfe und politische Verwickelungen verstrickt, ließ, um eine Pfandsumme von 1000 Pfund Silber aufzubringen, nach dem Bericht desselben Autors (VII 155) „Kreuze, Altäre und andere Zierraten der Kirche wegnehmen, um durch Veräußerung dieser Gegenstände den unglückseligen Vertrag zu vollziehen." — „O welch ein Kirchenraub" fügt der Chronist Adam voll tiefster Entrüstung hinzu, „zwei Kreuze aus Gold gearbeitet, mit Gemmen versehen, ein Hochaltar und ein Kelch, beide von rotem Gold glänzend und mit edelen Steinen besetzt, wurden zerbrochen. Der Goldschmied, der jene Dinge eingeschmolzen hatte, erzählte, er sei zu seinem großen Leidwesen zu dieser kirchenschänderischen Arbeit gezwungen worden, jene Kreuze zu zerbrechen und versicherte, es sei ihm beim Schlagen des Hammers vorgekommen, als vernähme er die Stimme eines klagenden Kindes."

Lange Zeit hören wir nichts Näheres mehr von den Bildwerken und Kleinodien des Doms. Spärliche Notizen vermelden, daß im Chor ein siebenarmiger bronzener Standleuchter seinen Platz gehabt habe und daß der Cantor des Domkapitels Basilius von Eschede im Jahre 1302 den in der Mitte des Doms herabhängenden Vorhang malen ließ. (Duntze I 593.) Knapp 100 Jahre später schwellen dann die diesbezüglichen Nachrichten um so stärker an und zwar dank der Initiative des Ratsherrn Johann Hemeling des Jüngeren, der von 1405—1410 das Bürgermeisteramt innehatte und zugleich wohl einer der tatkräftigsten Bauherrn war, die je am Dom gewirkt haben. Als solcher ist er nicht nur für die finanziellen Interessen der Domkirche eingetreten, sondern hat sich auch erfolgreich um ihre künstlerische Ausschmückung bemüht. Hierüber hat uns Hemeling, der ein sehr gebildeter Mann war, sozusagen selbst Rechenschaft abgelegt in einem von ihm um 1420 ausgearbeiteten Memorial, betitelt „Diplomatarium fabricae ecclesiae Bremensis." Von besonderer Bedeutung ist hierin das höchst anschaulich geschriebene Kapitel „Van der prozessien", wo die großen Festlichkeiten, die am St. Peters- und Paulstage (29. Juni) 1395 aus Anlaß der Gewährung eines 100tägigen Ablasses vom Dom abgehalten wurden, beschrieben werden. Bei Gelegenheit dieses Festes, an dessen Organisation Hemeling einen stärkeren Anteil gehabt haben muß, wurden dem Volke von der Laube der West-

Digitized by Google

giebelfront herab sämtliche Reliquien und Kleinodien der Domkirche gezeigt.

Mit großer Lebendigkeit berichtet uns der Verfasser, obwohl 25 Jahre in seiner Erinnerung dazwischen lagen, von dem pompösen Aufzug der gesamten Geistlichkeit. Ihre besten Fahnen und auch ihre Weihrauchfässer hatten sie bei sich. Zwölf Vikare in Chormänteln, trugen zu je zweien sechs Reliquienschreine. Der Erzbischof mit dem Allerheiligsten ging unter einem von vier Vikaren getragenen Baldachin einher. Auch die Bürgermeister, Ratsherrn und Bürger wandelten im Schmucke ihrer goldenen und silbernen Gürtel, sowie ihres sonstigen Geschmeides im Zuge mit. Die Bürgermeister aber gingen, so bemerkt Hemeling, noch besonders „mit eren reddeholten[3]) und ane hoyken" (d. h. ohne Mäntel). Die Laube des Doms aber war geschmückt mit drei golddurchwirkten Vorhängen oder Wandteppichen, sowie den zwei schönsten Fahnen. Von den mehr als 33 „hillichdomen" bzw. Reliquien, die von hier aus der andächtigen Gemeinde mit lobpreisenden Worten vorgezeigt wurden, seien nun vorerst diejenigen genannt, deren silberne oder goldene Fassung besonders hervorgehoben wird.

Den Schaureigen eröffnete ein Kreuz aus purem Golde mit edelen Steinen verziert, vor dem der große und heilige Kaiser Karl zu beten pflegte. Darin befand sich ein Splitter vom heiligen Kreuz. Sodann kam eine kleine Monstranz, enthaltend ein Zweiglein von der Dornenkrone. Erwähnung verdient ferner eine Figur der Mutter Maria, gefüllt mit mancherlei Reliquien, darunter ihrem eigenen heiligen Gewande[4]). Es folgte sodann ein Kristall mit einem Stück von den Ketten, mit denen Petrus im Kerker angeschlossen war; ferner von St. Willehad ein schönes Priestergewand, das ihm von Kaiser Karl geschenkt war, sodann sein Meßkelch, Bischofsstab, Stundenbuch und ein kleiner Schrein, gefüllt mit den Heiltümern, die der heilige Märtyrer stets um seinen Hals zu tragen pflegte. Von dem in schwarzes Tuch gebundenen Stundenbuch vermerkt Hemeling, daß es trotz seines Alters von 600 Jahren noch besonders gut in der Erhaltung gewesen sei.

---

[3]) Vermutlich dem königlichen Szepter nachgebildete stabförmige Würdeabzeichen, ähnlich den späteren Schafferstäben oder Regimentshölzern der Zünfte und dem sogenannten Marschallstab.

[4]) Nach diesem fülligen Inhalt zu schließen, ist diese Figur wohl kaum in Holz ausgeführt gewesen, sondern war vermutlich aus Metall bzw. Edelmetall (Silber) hohl gearbeitet.

Digitized by Google

Weiter werden genannt: ein Stück vom Banner des heiligen Mauritius, das Priestergewand St. Ansgarii und noch Kleinodien vom Kaiser Karl, so seine silberne Flasche mit den Resten eines Märtyrers, sein kaiserliches Gewand, seine Handschuhe sowie seine mit Gold und Edelsteinen besetzten Schuhe und zuletzt ein mit goldenen Buchstaben geschriebener Psalter, wohl der gleiche, den Adam von Bremen nennt. Von den zahlreichen übrigen Reliquien muß angenommen werden, daß sie einer besonderen Fassung meist noch entbehrten. Die Tendenz der Kirche ging jedoch hier wie überall dahin, diesen Heiltümern vermittels mildtätiger Stiftungen einen ihrer angeblichen Bedeutung entsprechenden Prunkrahmen zu verschaffen. Hemeling hat sich gerade hierfür besonders eingesetzt und noch zu seiner Zeit ist der große vergoldete Silberschrein für die Märtyrer Cosmas und Damian geschaffen worden, deren Gebeine dem Dom bereits früher überbracht, dann 1334 auf seltsame Weise wieder entdeckt und auch bei der oben angeführten Prozession rühmend gezeigt worden waren. Einige Jahre zuvor wurde dem Dom gleichfalls unter Mitwirkung seines rührigen Bauherrn für den Hochaltar eine Tafel, vermutlich ein Klappaltar, gestiftet „de uppe dem hoghen altare des chores unser Kerken mit sulvernen vergulden belden stan scal"[5]).

Nach der Zahl der Vikarien zu urteilen, müssen im 15. Jahrhundert nahezu 50 Altäre im Dom vorhanden gewesen sein. Das setzt eine für uns heute kaum noch vorstellbare Fülle von plastischen und gemalten Bildwerken, Flügelaltären, Andachtsbildern, sowie von sonstigen sakralen Geräten, wie Leuchtern, Meßkelchen, Meßbüchern und geistlichen Gewändern voraus. Von diesem unermeßlichen Reichtum an Kunst- und Sachwerten ist, wie bereits eingangs erwähnt wurde, nur ein ganz bescheidener Bruchteil auf uns überkommen.

Die Reformation ließ, solange sie sich in lutherischen Bahnen bewegte, all diese Schätze unangetastet. Im Jahre 1532 ward jedoch die Domkirche geschlossen und blieb es mit Ausnahme von 14 Jahren bis 1638. Nach der Mitte des 16. Jahrhunderts machten sich in immer stärkerem Maße kalvinistische Einflüsse in Bremen bemerkbar. Entsprechend der dogmatischen Einstellung dieser Richtung, das abstrakte Wort Gottes in den Mittelpunkt des Gottesdienstes zu stellen und die Vermittlung durch konkrete Bilder und Symbole

[5]) Vgl. Br. UB. IV Nr. 209 1398, ferner die Chronik von Rynesberch-Schene, ed. Lappenberg S. 130.

Digitized by Google

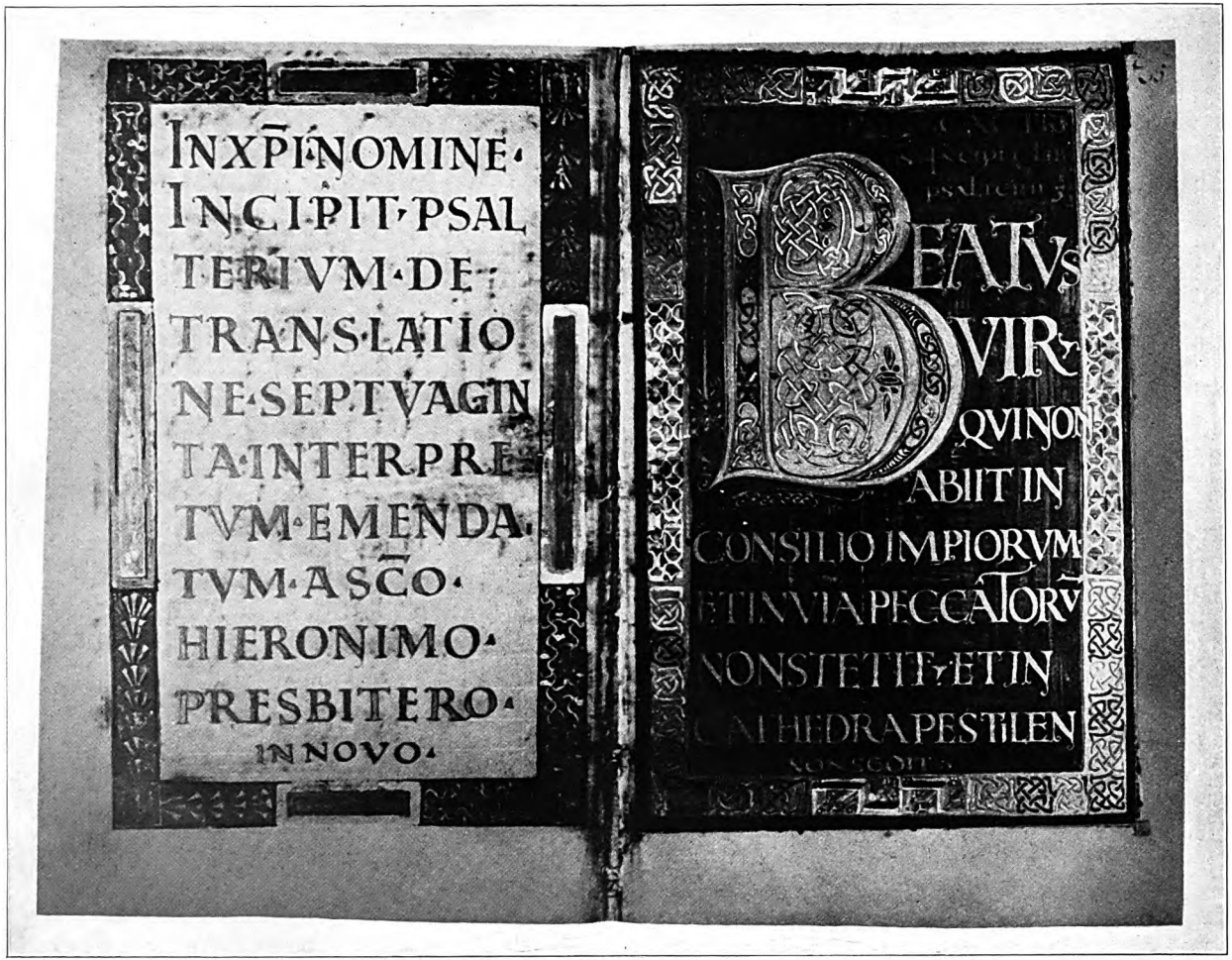


Abbildung 1

Aus dem goldenen Psalter, ehedem im Bremer Dom, jetzt in der Wiener Hofbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

völlig auszuschalten, ja geradezu als Götzendienst zu verwerfen, wurde die allgemeine Stimmung dem überkommenen Bilder- und Kleinodienbestand unserer Kirchen gegenüber immer kritischer und ablehnender, bis schließlich die unseligen Bilderstürmereien daraus erwuchsen, denen wir den Untergang fast unserer gesamten kirchlichen Kunst zuzuschreiben haben.

Bereits in den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts heißt es in einem lutherischen Traktat, das wahrscheinlich auf den damaligen Pfarrer an der Ansgariikirche Glanaeus zurückgeht, von den kalvinistischen Predigern: „Die Bilder, die nur zum Zierrat der Kirchen dienen und der Laien Bücher sind, bringen sie heimlich und offen aus den Kirchen."

20 Jahre später, vor allem seit 1586 kam es dann durch den Eifer des Superintendenten Pezelius, des eifrigsten Vorkämpfers für die reformierte Richtung und unter Mitwirkung der Ratsherrn Daniel von Büren d. J. und Schomaker dazu, daß durch Zimmerleute die Kruzifixe von den Wänden und aus den Seitengängen der Stadtkirchen hinweggenommen und alle sonstigen Bildwerke aus den Kirchen und von den Friedhöfen verbannt wurden. Auch der im Jahre 1595 erlassene „Consensus Ministerii Bremensis Ecclesiae" verfügte u. a., daß jegliche „Bilder und Götzen" aus den Gotteshäusern zu beseitigen seien[6]).

Verfolgen wir aber erst einmal das Schicksal der Domschätze weiter. Als der Dom 1638 wieder geöffnet und 10 Jahre später den Schweden übergeben wurde, mögen die meisten seiner Kostbarkeiten den oben erwähnten Wirren, oder auch sofern sie aus Edelmetall bestanden, Dieben zum Opfer gefallen sein. Immerhin haben aber doch zwei ganz hervorragende Kleinodien aus dem ehemaligen Domschatz alle diese Fährnisse überdauert und befinden sich wohlbehalten in auswärtigem Besitz. Es sind dies der goldene Psalter, der bereits in der oben angeführten Stelle bei Adam von Bremen sowie im Diplomatarium Johan Hemelings genannt wurde und von dem der Codex seit längerer Zeit in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrt wird, indessen die elfenbeinernen Buchdeckel sich im Louvre zu Paris befinden; und ferner der berühmte silberne und vergoldete Cosmas- und Damianschrein, der, wie gleichfalls bereits angeführt,

[6]) Vgl. Veeck, Geschichte der Reform. Kirche Bremens S. 33 u. 44 und Iken im Brem. Jahrb. IX 27.

Digitized by Google

unter der Ägide Hemelings der Domkirche gestiftet war und den seit langem die Michaeliskirche in München im Besitz hat.

Das ältere und in kunstgeschichtlicher Hinsicht bei weitem bedeutendere Objekt ist der goldene Psalter, den R. Beer in den Denkmälern aus der Handschriftensammlung des Habsburg-Lothringischen Erzhauses (Lieferung I 1910) reproduziert und veröffentlicht hat. Im Hinblick auf diese großzügige Publikation sei hier nur das Notwendigste gesagt. Der goldene Psalter, der aus 161 Pergamentblättern (Größe 120×192 mm) besteht, gehört zu den frühesten und kostbarsten Schriftdenkmälern des beginnenden Mittelalters (Abb. 1). Aus den Widmungsversen geht hervor, daß „Rex Carolus" den Psalter an „Hadrianum papam" gesandt hat. Daß hiermit Karl der Große und Hadrian I. (772—795) und nicht etwa Karl der Kahle und Hadrian II. gemeint sind, hat bereits H. A. Schumacher im Bremer Sonntagsblatt von 1866 (25. 3.) mit triftigen Gründen dargelegt; und diese Ansicht ist dann später sowohl durch den hervorragenden Kenner dieser Zeit Adolf Goldschmidt, wie auch durch den obengenannten Herausgeber bestätigt worden. Der mit goldenen Buchstaben in fränkischer Minuskel geschriebene und prachtvoll illuminierte Codex ist ein Werk des Schreibers Dagulf, des bedeutendsten Schriftkünstlers jener Zeit, der sehr wahrscheinlich unter der persönlichen Leitung des großen karolingischen Gelehrten Alcuin gearbeitet hat.

Aus den erwähnten Dedikationsversen geht ferner hervor, daß der Codex seiner Zeit mit Elfenbeindeckeln geschmückt worden ist. Dieselben sind bei unserem Psalter in Wien nicht mehr vorhanden. Es ist nun das große Verdienst Adolf Goldschmidts, diese zugehörigen Elfenbeintafeln 1905 im Museumsbesitz des Louvre wieder entdeckt zu haben[7]). Geleitet haben ihn hierbei die beschreibenden Hinweise in den Eingangsversen des Codex, wo von dem Ursprung und weiteren Schicksal des Davidschen Psalters die Rede ist. Der Bildinhalt der Tafeln, die auch ihrer Größe nach genau zu dem Codex passen, stimmt mit diesen beschreibenden Hinweisen genau überein.

Wir sehen auf der ersten Elfenbeintafel (Abb. 2), obere Hälfte, den jugendlichen König David links in Tunika und Mantel, von seiner Leibwache begleitet. Ihm gegenüber sitzen 5 Schreiber. In der Mitte steht ein Tintenfaß auf hohem Untergestell. Das untere Relief

[7]) Jahrb. der Kgl. Preuß. Kunstsammlg. XXVI 47.

Digitized by Google

Abbildung 2

Vorderer Buchdeckel aus Elfenbein, zum goldenen Psalter aus dem Bremer Dom gehörend. Jetzt im Louvre (Paris)

Digitized by Google

Digitized by Google

zeigt den König David in der Mitte feierlich auf dem Thron sitzend und die Saiten des harfenähnlichen Psalteriums schlagend, links der Chor der Musiker. Die Reliefdarstellungen der anderen Tafel, die auf der Rückseite des Codex angebracht gewesen ist, haben folgende Bedeutung: Papst Damasus schickt durch den Presbyter Bonifacius an den heiligen Hieronymus nach Jerusalem einen Brief, in dem er ihn bittet, die Psalmen nach der Septuagintaübersetzung zu korrigieren und so den Zugang zum Psalmengesang wieder zu eröffnen. Die Übergabe dieses Briefes ist oben dargestellt. Hieronymus ist nur von einem Geistlichen gefolgt. Im Mittelpunkt des Bildwerks steht merkwürdigerweise nicht Bonifacius, sondern einer seiner Begleiter. Auf der unteren Hälfte diktiert Hieronymus einem Geistlichen den redigierten Psalter, in der Hand den verbesserten Text. Die Art der plastischen Ausführung ist für den frühkarolingischen Reliefstil sehr charakteristisch. Die Figuren haben alle weichliche runde Köpfe und volle Körperformen, die sich in glatten Flächen durch die z. T. stark gefälteten Gewandmassen drücken. In kunstgeschichtlicher Hinsicht sind die Elfenbeintafeln deswegen von so großer Bedeutung, weil sie durch ihre Beziehungen zum goldenen Psalter einwandfrei zu datieren sind.

Das Werk selbst ist sicher eines der ehrwürdigsten und kostbarsten im Bremer Domschatz gewesen, besteht doch darüber kein Zweifel, daß Karl der Große den Codex selbst in der Hand gehabt hat.

Über der Frage, wann und wie der Psalter aus dem Dom herausgekommen sei, liegen dunkle Schleier, die wohl nie mehr gelüftet werden.

Um 1650 taucht die kostbare Handschrift, bei der die Elfenbeindeckel bereits damals fehlten, in der Privatbibliothek Kaiser Leopolds I. auf, der einer der eifrigsten und umsichtigsten Bibliophilen des Habsburger Kaiserhauses war. Peter Lambeck, der östereichische Hofhistoriograph hat 1669 zum erstenmal darüber geschrieben. Im 18. Jahrhundert war das Vorhandensein des Psalters in Wien den Bremern bereits bekannt[8]). Die Identität des Codex ist durch eine alte, auf die Notiz in Hemelings Diplomatarium zurückgreifende Eintragung gesichert. Ursprünglich befand sich die Handschrift ihrer Bestimmung entsprechend in Rom. In den Jahren 1046—50 hat dann sehr

[8]) Vgl. J. Ph. Cassel, Nachricht von dem Bremer Psalter 1759.

Digitized by Google

wahrscheinlich Heinrich III., als er völlig Herr von Italien war und dem papstlosen Rom gebot, unter anderem den Psalter an sich genommen und ihn dann seinem jugendlichen Sohn Heinrich IV. hinterlassen, der ihn, wie Adam von Bremen uns an der bereits zitierten Stelle überliefert hat, um 1060 der bremischen Kirche geschenkt hat. 600 Jahre ist das Psalterium aureum im Besitz des Bremer Doms gewesen. So sehr man sich auch darüber freuen kann, daß es überhaupt noch vorhanden ist, so sehr ist es doch zu beklagen, daß wir gerade dieses durch die Persönlichkeit des großen Kaisers geweihte Kleinod in unserer künstlerisch so verarmten Stadt entbehren müssen.

600 Jahre jünger als das eben besprochene Werk ist der Cosmas- und Damianschrein, dessen Stiftung Johann Hemeling, wie bereits erwähnt, um 1400 in die Wege geleitet hatte. Über das Schicksal dieses Schreines, über den sich Dr. Focke im Bremischen Jahrbuch (XVII 128 ff.) erschöpfend geäußert hat, sind wir besser unterrichtet. Im Jahre des großen Friedensschlusses von 1648 trat der Bischof von Osnabrück, Franz Wilhelm von Wartenberg, für seinen Vetter, den Kurfürsten Maximilian von Bayern, mit dem gerade in großer Geldnot befindlichen Domkapitel betreffs des Schreins in Kaufverhandlungen, die dazu führten, daß das kostbare Reliquiar für 2 000 Reichstaler veräußert wurde. Am 27. September 1649, dem Cosmas- und Damianstage, wurde der Schrein mit einem pomphaften Aufzug in München eingeholt und feierlichst in der Michaeliskirche aufgestellt, wo er noch heute steht. Zur Zeit ist eine Besichtigung mit Schwierigkeiten verbunden, doch befindet sich im Focke-Museum ein genauer, der Originalgröße entsprechender und vergoldeter Abguß.

Was die Geschichte des Kultes der Heiligen Cosmas und Damian selbst anbetrifft, so sei hier auf die trefflichen Ausführungen Dr. Fockes verwiesen. Im folgenden möge nur noch einiges über den Schrein selbst vermerkt werden[9]). Dieser gleicht dem Modell einer turmlosen einschiffigen Kirche und besteht äußerlich aus vergoldetem und getriebenem Silberblech, das über einem festen Gehäuse aus Eichenholz angebracht ist. Der bei derartigen Schreinen im allgemeinen vorherrschende Architekturstil erscheint auch hier stark betont. Die Wand- sowie Dachflächen sind jeweilig durch acht rundbogige Arkaden aufgelöst, in denen jedesmal eine in Hochrelief getriebene Heiligenfigur steht. An den Ecken sind Strebepfeiler vor-

[9]) Seine Maße sind 140 cm Länge, 40 cm Breite und 66 cm Höhe.

Digitized by Google

täuschende und mit Fialen gekrönte Scheinkonsolen angebracht. Über den First, dessen Giebelenden mit Kreuzblumen geschmückt sind, läuft ein aus ornamentalen flammigen Blättern bestehender Zierkamm, in den auf beiden Seiten, dem Arkadenrhythmus entsprechend, große quarzartige Halbedelsteine eingesetzt sind. Auch oberhalb und unterhalb der Seitenarkaden ist dieser auffallende Steinschmuck angebracht. Sowohl auf den beiden Schmalseiten wie in den Mitten der Längsseiten sind die zwei an ihren Salbenbüchsen kenntlichen Wunderärzte dargestellt; die Aufzählung der übrigen Heiligen würde hier zu weit führen. Obwohl der Schrein bereits in der ausgehenden Hochgotik geschaffen wurde, ist doch kein einziger Spitzbogen an ihm zu finden. Nur die Fialen, Kreuzblumen und der blättrige Firstkamm gehören von den rein ornamentalen Teilen in die Zeit um 1400. Das übrige, vor allem die rundbogigen Arkaden mit den angedeuteten Knospenkapitellen, weisen auf ältere Vorbilder, d. h. bereits vorhandene romanische Schreine hin, an deren Stileigentümlichkeiten man sich z. T. ziemlich eng angeschlossen hat. Die Figuren gehören dagegen ihrem Stilgepräge nach mehr in die Zeit der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert und berühren sich hinsichtlich ihrer Großköpfigkeit, statuarischen Ruhe und kaum angedeuteten Körperschwingung ganz mit dem Stil der Chorstuhlschnitzereien im Dom. Der auf der Vorderseite rechts dargestellte Karl der Große trägt das durch den tiefsitzenden Gürtel charakterisierte Gewand jener Epoche, das wir auch von den Rathausfiguren und dem Roland kennen. Die eine Längsseite des Reliquiars ist zum Öffnen eingerichtet. Die Flügeltüren sind inwendig mit Temperafarben auf Goldgrund bemalt; und zwar sind Wundertaten der Heiligen dargestellt. Wir sehen auf der einen Türseite, wie einem schlafenden Menschen das eine Mal eine Schlange in den Mund hineinkriecht und das andere Mal wieder den Mund verläßt[10]; und auf der anderen Türhälfte die wunderbare Heilung eines Beinkranken, dem im Schlaf von den Heiligen das Bein eines verstorbenen Mohren angesetzt wird. Die leider sehr beschädigten und im 19. Jahrhundert unsachgemäß restaurierten Bilder machen einen lebendigeren Eindruck als die vergoldeten Relieffiguren der Außenseiten. Manche Züge weisen in die künstlerische Richtung des in Hamburg gegen Ende des 14. Jahrhunderts tätig gewesenen

[10]) Die Schlange ist hier das Seelentier, ein in den Volkssagen und Märchen weitverbreitetes animistisches Motiv.

Digitized by Google

Meisters Bertram. Für Bremen sind diese Bilder von keiner geringen Bedeutung, da an Malereien hier sonst nichts überliefert ist. Das Innere des Schreins birgt außer Knochenteilen je zwei mit Perlen, Diamanten und kostbar emaillierten Goldknöpfen verzierte Hauben und Kissen, die dem 16. Jahrhundert angehören und der Überlieferung nach aus Bamberg stammen. Der Ansicht Dr. Fockes, daß der Schrein bremische Arbeit sein müsse, kann nur zugestimmt werden. Keine der bremischen Goldschmiedearbeiten aus späterer Zeit reicht bezüglich ihrer Qualität und Technik an dieses kostbare Frühwerk heran. Wir hätten allen Grund, sehr stolz auf diesen Schrein zu sein, wenn wir ihn noch unser Eigen nennten. In der Domkirche waren, wie bereits erwähnt, außerdem noch sechs ältere Schreine vorhanden, von denen aber nur soviel überliefert ist, daß der eine mit Darstellungen aus Willehads Leben geschmückt war. Auch die Stephanikirche besaß einige Reliquienschreine.

Nach Beendigung des 30jährigen Krieges haben die durch die Reformation und Bilderstürmereien arg dezimierten Bestände der Domkirche noch zweimal schwerste Einbußen erlitten. Im Jahre 1662 ließ die übel beratene Königin Christine von Schweden die Dombibliothek samt dem Archiv des Kapitels von Bremen wegführen. Das hierfür benutzte Schiff geriet in der Nordsee in einen Sturm und ging mit der kostbaren Ladung unter. Unersetzliche Urkunden und Nachrichten vom Erzbistum, Dom und seinem Kapitel sind auf diese tragische Weise für immer dahingeschwunden.

Der andere schwere Eingriff geschah erst vor etwa 100 Jahren, in einer Zeit, da man im Hinblick auf die romantische Bewegung eigentlich bereits ein gewisses Verständnis für heimatgeschichtliche Fragen hätte voraussetzen können. Im Jahre 1823 wurde in einer Anwandlung unbegreiflichster Barbarei das Chorgestühl im Dom bis auf 9 Wangen vernichtet, deren Erhaltung dem damaligen Dombaumeister Wetzel zu danken ist, anscheinend dem einzigen, der für diese Dinge in jener Zeit ein Herz hatte. Über die bedauerlichen Vorgänge selbst sind wir leider nicht näher unterrichtet. Nach einer dürftigen uns erhaltenen Skizze zu urteilen, umfaßte das Gestühl im ganzen 44 Sitze, mit zusammen 48 Seitenteilen, so daß wir den Verlust von 39 Wangen beklagen müssen. Wenn auch die, jetzt in der ersten Kapelle des südlichen Seitenschiffs untergebrachten Restwangen einen ungefähren Begriff von der Art und Qualität der Holzschnitzarbeit geben,

Digitized by Google

so fehlt doch die Vorstellung von dem Gesamtbild, das sich nur ungenau rekonstruieren läßt, es fehlen die Miserikordien[11]) und noch andere Schmuckteile. — Uffenbach[12]) berichtet, er habe am alten Bischofsstuhl die satirische Darstellung eines Mönches, der einer Nonne die Beichte abhört, mit dem Bild des Teufels im Hintergrund gesehen. Im übrigen ist, nach den Resten zu urteilen, die gesamte Heilsgeschichte des Alten und Neuen Testaments im Hochrelief geschnitzt an dem Gestühl zu sehen gewesen, dessen Entstehung ebenfalls noch in die Bauherrnzeit Hemelings hineinreicht. Der Gesamteindruck des mit Fialen und sonstigem gotischen Architekturschmuck gezierten Stuhlwerks muß ein gewaltiger gewesen sein, wiewohl man annehmen darf, daß die bildlichen Einzelheiten im Dämmerlicht des Chors kaum zu einer besonderen Geltung gelangt sind.

Im Magdeburger Dom, an dessen noch erhaltenes Chorgestühl unser Werk am meisten stilistisch anklingt, kann man am ehesten eine Vorstellung davon gewinnen.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden die wenigen Holz- und Steinplastiken des Doms, sowie die wertvolleren von den skulpierten Bauteilen im Bleikeller und in der Ostkrypta zusammengetragen und provisorisch aufgestellt. Bei dieser Gelegenheit sei eine Notiz von Misegaes erwähnt, worin er angibt, er habe im Jahre 1823 im Bleikeller den Kopf der „heiligen Jungfrau vom Pfeiler", die dort ehedem angeblich ihre Kapelle gehabt habe, gefunden und veranlaßt, daß er dem gleichfalls vorhandenen Torso aufgesetzt werde, was auch geschehen sei. Vermutlich hat Misegaes die wundervolle, aus dem 14. Jahrhundert stammende und z. Z. wieder kopflose Figur der heiligen Dorothea aus Baumberger Sandstein gemeint, die einige Jahre vor dem Kriege Dr. Karl Schäfer unter Gerümpel im Bleikeller wiederentdeckte und die bedauerlicherweise dort noch steht, obwohl ihr ein würdigerer Platz zu gönnen wäre. Man kann im übrigen, wenn Misegaes wirklich recht hat, nur annehmen, daß der Kopf irgendwann einmal von einem souvenirsüchtigen Bleikammerbesucher mit fortgenommen ist.

---

[11]) So nannte man die kleinen meist figürlich geschnitzten Behelfssitze auf der Unterseite der hochgestellten Klappen, die den Chorherrn das längere Stehen aus „misericordia" (Mitleid) erleichtern sollten. Hier zeitigte der mittelalterliche Sinn für Humor oft die drolligsten Blüten.

[12]) Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und England 1753 II 209.

Digitized by Google

Die spärlichen Reste kirchlicher Bildkunst in Bremen gehören dem Dom. Der entsprechende Besitz der anderen bremischen Kirchen wiegt dagegen nichts. Hoffentlich entschließt sich die Domverwaltung endlich in absehbarer Zeit, diese edlen Relikte, die zu den bedeutendsten Kunstaltertümern Nordwestdeutschlands gehören, an ehrenvoller Stelle im Dom selbst bzw. in der Ostkrypta aufzustellen, soweit sie dafür geeignet sind, oder sie dem dafür zuständigen Museum als Leihgabe zur Ausstellung zu überlassen. Ein seit Jahrzehnten gehegter Wunsch vieler Kunstfreunde würde damit seine Erfüllung finden und der ideale Zinsgewinn dieses unschätzbaren Kunstkapitals um viele Prozente steigen.

Was den ehemaligen Besitz der übrigen bremischen Kirchen an Bildwerken, Reliquiaren, Geräten und Kleinodien anbetrifft, so sind wir bei weitem am besten über die Verhältnisse der Ansgariikirche unterrichtet. Ein gütiges Geschick hat uns das Schatzverzeichnis dieses Gotteshauses aus dem Jahre 1363 überliefert[13]), von dem das Wesentliche im folgenden mitgeteilt sei. An Reliquiaren, die aus Edelmetall in Bild-, Gefäß- und Kreuzesform gearbeitet waren, enthielt damals die Schatzkammer:

1. Eine Figur der Jungfrau Maria mit Krone und Szepter, über und über versilbert und vergoldet; mit Reliquien im Rücken.

2. Das Haupt St. Ansgarii, versilbert, mit silberner Krone und vergoldeten Reliquien.

3. Ein kleines Standbild der Jungfrau Maria aus Alabaster, das der Schatzmeister Bernhard (von Hiddingwarden) von Rom mitbrachte; im Rücken die Reliquien verschiedener Heiliger enthaltend.

4. Das Standbild des Bischofs Reymbertus von Alabaster, in dessen Sockel die Reliquien verschiedener Heiliger eingeschlossen sind.

5. Vier runde kleine Gefäße mit silbernen z. T. vergoldeten Deckeln, Reliquien von Heiligen enthaltend; zwei sind schwarz, eins weiß, das andere rot.

6. Zwei Gefäße aus Bergkristall mit silbernen und vergoldeten Griffen und Füßen, ein jedes mit einem aufgelegten Kreuz verziert.

7. Drei silberne Kreuze, die mit Bergkristallen in der Mitte in Vierpaßform geschmückt sind.

8. Eine kleine mit Reliquien gefüllte Büchse aus Elfenbein.

---

[13]) Abgedruckt in dem Br. UB. III 221 u. 222.

Digitized by Google

9. Zwei Schreine mit Reliquien, die täglich auf dem Hochaltar stehen. In dem größeren befindet sich eine Burse (d. h. Tasche) aus roter Seide, in der Reliquien aufbewahrt werden; in dem kleineren u. a. ein kleines Glas mit Öl.

10. 13 Kissen mit Bezügen aus purpurner Seide, die den Reliquien auf dem Altar als Unterlage dienen.

Es folgt dann das Verzeichnis der zum Gottesdienst gebrauchten Geräte und Gewänder:

1. Vier silberne Kelche mit vergoldeten Patenen (Oblatenteller), die dem Kapitel und den Kanonikern gehören. Der größte von den Kelchen ist mit Gemmen und ornamentalem Bildwerk geschmückt.

2. 14 gleiche Kelchtücher (Corporale).

3. Eine große silberne Büchse, in der die Eucharistie aufbewahrt wird.

4. Zwei sorgfältig verzierte silberne Ampullen (Flaschen).

5. Eine elfenbeinerne Büchse, in der an Festtagen die Oblaten zum Hochaltar getragen werden.

6. Eine neue, kostbar und fein ausgeführte Monstranz, in deren mittleren Teil ein wasserheller Halbedelstein (Beryll) eingesetzt ist.

7. Eine silberne Kanne mit einer silbernen Tülle zum Zelebrieren der Messe an die Gemeinde.

8. Ein silbernes und wunderfein gearbeitetes Räuchergefäß.

9. Zwei Gießgefäße zum Waschen; das eine ist kesselförmig und von Kupfer, das andere besteht aus Bronze und ist wie ein Löwe gestaltet[14]).

10. Eine kleine bronzene Schale für das Weihwasser.

11. Fünf bronzene tragbare Leuchter, die vor dem Hochaltar stehen.

12. Zwei Paar Fahnen. Von dem ersten Paar besteht die erste aus rotem Taft, der von beiden Seiten mit Bildern bemalt ist, eingerahmt von Blumen und Sternen und mit Silber und Gold belegt. Die andere Fahne ist mit Perlen reich bestickt. Das zweite Fahnenpaar ist in gleicher Weise bemalt; auch gehören zwei silberne Kreuze dazu.

---

[14]) Gießgefäße oder Aquamanilien in Tier- bzw. Löwenform wurden im Mittelalter häufig im Messedienst verwandt. Das Focke-Museum besitzt einen norddeutschen Gießlöwen, der etwa aus der gleichen Zeit stammt.

Digitized by Google

13. Vier Laken, die vor dem Hochaltar herabhängen (Antependien). Eins besteht aus Seide, zwei aus rotem Samtbrokat, eins aus Purpursamt.

16. Zwei linnene Vorhangtücher, von denen das eine während der Fastenzeit vor den Altar gehängt, während das andere in der Passion mitten im Chor ausgebreitet wird[15]).

17. Vier Stolen, „Borden" genannt. Die eine ist mit silbernem und goldenem Schmuckwerk, bildlichen Darstellungen und Perlen besetzt. Die andere ist durch besonders schöne mit Perlen eingestickte Bilder ausgezeichnet. Die beiden übrigen Stolen sind vor allem für Sonn- und Feiertage bestimmt.

18. Ein Fächer aus Pfauenfedern, der im Sommer vor dem Hochaltar gebraucht wird[16]).

19. Eine Kasel aus rotem Seidentaft, in den die Darstellung des Gekreuzigten eingestickt ist.

20. Ein Paramentenschrank mit 10 Fächern zum Aufbewahren geistlicher Gewänder samt Zubehör. Es sind vorhanden 14 Kaseln, 6 Dalmatiken, 18 Stolen und 21 Manipeln, 26 Alben, ebensoviele Chormäntel und 10 Gürtel nebst vielen Kleinobjekten aus Stoff[17]).

21. Ein spitzgiebeliger Schrank[18]) zum Aufbewahren der Chormäntel und Fahnen. Man zählt: 24 Chormäntel aus Seide und Purpursamt, darunter 3 für Knaben.

---

[15]) Sogenannte Fasten- oder Hungertücher, meist mit Passionsszenen bestickt.

[16]) Der aus dem Morgenland stammende Fächer ist seit dem 13. Jhdt. als liturgisches Gerät nachzuweisen. Er diente vor allem dazu, Fliegen und Mücken von dem Meßkelch fernzuhalten.

[17]) Das Meßkleid des Priesters bestand damals (bzw. besteht zum gr. T. noch heute) aus der hemdartigen Alba, die durch einen Gürtel (Cingulum) zusammengehalten wurde; der weitärmeligen Dalmatika, später auch Levitenrock oder Lesegewand genannt, und der darüber getragenen Kasel, die ursprünglich glockenförmig geschnitten, später an den Seiten aufgeschlitzt war. Um Hals und Schultern trug man das Humerale, über dem linken Unterarm den Manipel (eigentlich Schweiß- und Nasentuch). Über die linke Schulter und um die rechte Hüfte schlang sich schärpenartig die Stola, stets bestickt und als besonderes Abzeichen des geistlichen Standes und Lehramtes geltend (Diakon). Bei Umzügen und beim Weihräuchern bediente man sich des Chor- oder Rauchmantels, auch Pluviale (Regencape) genannt, der auf der Brust durch eine Agraffe zusammengehalten wurde (Monile).

[18]) In der lateinischen Urkunde steht cista triangularis. Kostbare Gewänder aus Samt und Seide wurden gewöhnlich gehangen und nicht gelegt; daher die Annahme, daß es sich um einen Schrank und nicht um eine Truhe handelt.

Digitized by Google

22. Zwei Rosen, eine erglänzt von Perlen, die andere ist vergoldet[19]).

23. Zwei Prunkzipfel für Rauchmäntel[20]). Auf dem einen ist die Figur eines Adlers zu sehen, der im Schnabel einen vergoldeten Ring trägt; auf dem anderen die Figur eines mit Perlen besetzten Hirsches. Diese Schmuckstücke werden auf den seidenen und purpursamtnen Mänteln an den Kirchenfesten getragen.

24. Fünf Vorhänge, davon vier aus purpurfarbenem Stoff, die im Chorumgang zur Zeit der Ostervigilien aufgehängt und dort belassen werden bis zum Geburtstag Mariens.

25. Ein Teppich, der an Festtagen über die Kanzel gebreitet wird. Dann fünf Kissen aus Teppichstoff und drei andere aus besticktem Leinen.

26. Ein Standbild des St. Blasius.

Dieses in kunst- wie kulturgeschichtlicher Hinsicht gleich hochbedeutsame Schatzverzeichnis enthält wohlgemerkt nur die beweglichen Kleinodien der Kirche; die mit dem Kirchenraum fest verbundenen Altäre und Standbilder werden nicht darin erwähnt. Letztere müssen wir uns noch hinzu denken, um eine ungefähre Vorstellung von dem Reichtum dieses Gotteshauses zu erhalten, das an sich unter den bremischen Kirchen nicht einmal das vermögendste gewesen sein dürfte. Und dann: wieviel mag in den rund 160 Jahren, die zwischen dem Zeitpunkt dieses Inventars und der Einführung der Reformation liegen, noch an Kostbarkeiten hinzugekommen sein! Aus vereinzelten wenig späteren Stiftungsurkunden hören wir noch von folgenden Wertobjekten der Kirche: Im Jahre 1386 erhielt sie geschenkt eine weiße Kasel samt Stola und Manipel, sämtlich mit Goldfäden und Edelsteinen reich verziert; dann einen seidenen und bestickten Behang, um das Adlerpult[21]), in dem das Evangelium gelesen wird, damit zu schmücken (Br. UB. IV 69). Die Brüderschaft zur heiligen Jungfrau Dorothea stiftete 1392 (Br. UB. IV 200) der Kirche ein gemaltes Bild

---

[19]) Derartige Rosen, die nirgendwo erhalten sind, pflegte der Papst an Lätare in Sa. Croce Jerusalemme zu weihen und an besondere Würdenträger zu verschenken. Das hiesige Vorkommen ist auffallend.

[20]) Im lat. Text steht clippeos = Schilde. Es handelt sich wohl um Zipfel und nicht um Agraffen, da der Perlenbesatz auf textile Arbeit hinweist.

[21]) Das Motiv, einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln als Buchträger zu benutzen, ist sowohl in Erzguß, wie in Holzschnitzerei während der Gotik ausgeführt worden. Beispiele im Münster zu Aachen, Welfenmuseum (Hannover), Kaiser-Friedrich-Museum (Berlin).

Digitized by Google

ihrer Schutzheiligen. Vom Scholasticus Reicloke erhielt die Kirche 1428 u. a. einen prächtigen Chormantel aus grüner Seide mit Tiermustern [22]) und dazu noch eine vergoldete Brustschließe (Br. UB. V 378).

Um so schwerer zu verstehen bleibt für uns die tragische Tatsache, wie dieser Wertbesitz, der doch auch für die damaligen Verhältnisse ein gewaltiges Kapital repräsentierte, in wenigen Jahrzehnten nach der Reformation der Kirche abhanden kam, ohne daß wir seine Umsetzung in sichtbare Gegenwerte feststellen können. Ein Teil dieser und anderer bremischer Kirchenschätze soll allerdings während des Schmalkaldischen Krieges zur Unterstützung der lutherischen Sache veräußert worden sein. Das Übrige mag für die Erhaltung der Kirchengebäude daraufgegangen sein, also für etwas, was der Opfersinn der vorreformatorischen Gemeinden als eine selbstverständliche Pflicht neben den im Vordergrund stehenden Stiftungen und Schenkungen ansah, von deren gewaltigem Umfang uns das Schatzverzeichnis eine ungefähre Vorstellung gibt. Erwähnt sei noch, daß die aus dem Jahre 1354 stammende bronzene Taufe der Ansgariikirche, ein Werk des Johann Kannemeker aus Osnabrück, vermutlich im 18. Jahrhundert als Altmetall veräußert worden ist.

Ein weiteres Verzeichnis kirchlicher Schätze ist von dem Kloster St. Pauli erhalten[23]), jener alten bis ins 12. Jahrhundert zurückreichenden Benediktinerabtei, die unmittelbar vor dem Ostertor lag und im Jahre 1523 aus fortifikatorischen Gründen niedergelegt wurde. Im Jahre 1497 waren dort an Paramenten bzw. geistlichen Gewändern vorhanden: 5 kostbare Chormäntel aus rotem und blauem Samt, Goldbrokat oder weißem Damast. Bei zweien werden vergoldete Agraffen zum Schließen (Monilia) erwähnt, deren eine das Bild eines Löwen und die andere ein Wappenschild zeigt. Unter der Bezeichnung „casula" erscheint dann in der weiteren Liste jeweilig das gesamte priesterliche Meßkleid, bestehend aus Dalmatika, Alba, Amictra (Humerale) usw. Gewöhnlich gehören zwei Dalmatiken zu einer Gewandung, dagegen bis zu 7 Alben. 17 derartige Ausrüstungen werden dort aufgezählt, wozu dann noch die kleineren Textilteile wie Borden,

---

[22]) Derartig gemusterte Seidenstoffe wurden damals nach morgenländisch-byzantinischen Mustern in Italien (Venedig, Lucca) hergestellt.

[23]) Handschrift „Liber sancti Pauli prope Bremam" im Staatsarchiv zu Hannover, Signatur: Celle Des. 105 b Fach 80 Nr. 176. Enthält außerdem noch Nachrichten über Klosterinventar, Einkünfte und Liegenschaften. Den Nachweis verdanke ich Herrn cand. phil. Meinel, Moisburg b. Harburg.

Digitized by Google

Stolen, Cingula usw. kommen. An Stoffen und Farben erscheinen: schwarzer, blauer und grüner Samt, Goldbrokat sowie weißer und roter Seidendamast und schließlich weiße Seide mit Streifen. Zur Ausrüstung des Abtes gehörten außerdem noch: ein silberner Krummstab und noch ein goldener Stab, wohl für besondere Angelegenheiten; ferner eine vergoldete Kette mit einem Kruzifix, zwei goldene Ringe, zwei Handschuhe bestickt mit dem Agnus dei, sowie dem Bilde St. Pauli und schließlich eine „bespangete Mitra", d. h. ein mit Edelmetallschmuck verzierter Abtshut. Von den Meßgeräten und Kleinodien dürften folgende hier Erwähnung verdienen: 11 Kelche und Patenen nebst kleinen silbernen Kapseln für die Oblaten, sogenannten Ciborien; zwei Corporale oder Kelchdecken, das eine bestickt, das andere aus Goldbrokat; zwei Monstranzen, die eine besonders groß und vergoldet, ferner ein goldenes Gefäß (busse) für das heilige Öl; sodann die vergoldete Figur der Mutter Maria mit dem Jesuskinde, in der Hand ein silbernes Szepter und geschmückt mit einer Perlenschnur, an der das Agnus dei mit einem Kreuzchen hing; zwei silberne Kreuze, das eine groß und vergoldet; ferner St. Pauls vergoldetes Haupt und verschiedene silberne und vergoldete Armreliquiare, darunter das eine vom heiligen Pantaleon; sodann eine kleine vergoldete Tafel mit Reliquien (Kußtafel); zwei Büchsen aus Elfenbein; eine silberne Figur der heiligen Dorothea; zwei Ringe, der eine mit einem Beryll, der andere mit Silberbeschlag; alsdann verschiedene Fahnen und Vortragskreuze; eine Altardecke mit silbernem Schmuckwerk und drei Antependien für den Hochaltar; 14 Leuchter aus Messing, 5 kleinere aus Bronze und 2 aus Zinn, 3 Becken aus Messing und 1 Kessel zum Wasserholen.

Dies sind die wesentlichsten Stücke. Leider geht die Beschreibung über den Rahmen einer trockenen Inventarisierung nicht hinaus. Mit dem Reichtum der Ansgariikirche konnte es dieses Kloster nicht ganz aufnehmen; immerhin ist sein Wertbesitz noch bedeutend genug. Von dem Klosterinventar sind auf uns nur zwei Objekte überkommen: der sogenannte Schmiedeamtsleuchter, eine figürliche Leuchterkrone[24]),

[24]) Seit der Zerstörung des Klosters ist die in dem handschriftlichen Inventar nicht erwähnte Leuchterkrone im Besitz des bremischen Schmiedeamts gewesen. Vermutlich handelt es sich ursprünglich um ein Vortragsbild aus der Zeit um 1515, das erst von den Schmieden zu einem Beleuchtungsgerät umgearbeitet worden ist. Die Abbildung ist als Titelbild dem 31. Bande des Brem. Jahrb. beigegeben, mit Erläuterungen des Verf.

Digitized by Google

jetzt im Focke-Museum, und ein schlichter eisenbeschlagener Eichenschrank im Staatsarchiv. Ein vom Rat der Stadt der Kirche in Seehausen[25]) überwiesener gotischer Meßkelch ist später abhanden gekommen.

Von den übrigen Pfarr- und Klosterkirchen Bremens liegen uns leider keine derartig ergiebigen Inventare vor. Nur einzelne dürftige Nachrichten verraten uns, daß die Kirche Unser Lieben Frauen im Jahre 1317 eine Bronzetaufe mit lateinischer Inschrift erhielt, die bedauerlicherweise im Jahre 1723 verkauft wurde. Im Jahre 1483 konstituierte sich hier die Brüderschaft der Mutter Maria zur Barmherzigkeit. Ein Bild der Patronin dieser Brüderschaft befand sich angeblich in einer Seitenkapelle nächst dem Markteingang; es zeigte die gekrönte Mutter Gottes im Strahlenkranz. Der betreffenden Brüderschaftsurkunde, die sich auf der Staatsbibliothek befindet, ist ein farbig angelegter Holzschnitt von ansprechender Qualität und mit dem gleichen Bildmotiv beigefügt, und es wird in der Urkunde noch besonders Bezug darauf genommen[26]). Wiewohl der Holzschnitt, der wahrscheinlich auf ein niederländisches Vorbild [27]) zurückgeht, den Eindruck eines Idealbildes erweckt, so verdient er doch als der einzige uns bekannte Versuch, ein bremisches Tafelbild der Gotik wiederzugeben, unsere besondere Beachtung. In genannter Kirche ist, was ihr Name schon voraussetzt, auch noch ein plastisches Bild von „Unserer Lieben Frau" vorhanden gewesen. Im Jahre 1501 erhielt diese Figur einen kostbaren Mantel, der 50 Bremer Mark kostete[28]). Dieses Bild scheint eine besondere Verehrung genossen zu haben und zwar auch noch längere Zeit nach Einführung der Reformation. Im Jahre 1552, so ist uns überliefert, wurden die Perlen von dem Schmuckgewand abgeschnitten und dann wieder aufgereiht, vermutlich weil der mürbe gewordene Stoff ausgewechselt werden mußte. Auch gab es hier ein Standbild des heiligen Antonius, das im Jahre 1501 mit Silberblech beschlagen wurde. Im Jahre 1568 holte man aus der

---

[25]) Im Jahre 1519 wurde die Seehauser Kirche von Dieben heimgesucht. Aus dem leider unvollständigen Verzeichnis der gestohlenen Kostbarkeiten ist immerhin zu ersehen, daß die Kirche recht vermögend gewesen ist. (Vgl. Duntze II 653.)

[26]) In der Handschrift steht: . . „in der capellen to love Godeß syner werdygen gebenedygeden moder Marien der barmherzicheit, alße dar hangedt yn der sunnen in dusser nabescrevenen wyse."

[27]) Nach einer Auskunft des Herrn Prof. Dr. Geisberg, Münster.

[28]) Cassel U. L. Frauenkirche II 28.

Digitized by Google

inzwischen geschlossenen Kirche des Johannisklosters der „grawen monnike" etliches Chorgestühl und ließ daraus für die Bürgermeister und Herren Sitze arbeiten. Teile des Gestühls der Klosterkirche St. Katharinen wurden wenig später in der Ansgariikirche eingebaut.

Bezüglich der Schätze dieses Klosters „der swarten monnike" vermelden uns noch vereinzelte urkundliche Notizen vom Jahre 1421 die Schenkung einer Bibel mit silberner Spange und von gewirkten Borden zu einem Chormantel, der aus rotem und goldenem Stoff gemacht war, ferner die Stiftung eines Kelches mit Patene, der das Wappen Johanns von der Trupe zeigte und eines Rosenkranzes, daran 14 silberne Schildchen hingen und schließlich zweier Meßgewänder, das eine aus rotem englischen Tuch mit einem grünen Kreuz und das andere aus grüner Arrasseide. Von all dem hat sich nichts erhalten.

Auch die Martinikirche besaß eine Bronzetaufe, die im Jahre 1337 gegossen war und vermutlich ebenfalls im 18. Jahrhundert veräußert worden ist. Das Gewerbe der bremischen Grapen-, Rot- und Glockengießer scheint im 14. Jahrhundert bereits in hoher Blüte gewesen zu sein. Bemerkenswerterweise haben gerade damals sich fast alle Pfarrkirchen Taufen gießen lassen. Sehr zu beklagen ist, daß, mit Ausnahme der viel älteren Bronzefünte im Dom, keiner dieser bronzenen Zeugen altbremischer Handwerkerehre auf uns überkommen ist.

Von den älteren Altären der Martinikirche sei hier nur der sogenannte Kaufmannsaltar genannt, der bemerkenswerterweise der Jungfrau Maria geweiht war und bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts erwähnt wird[29]). Bezüglich der ehemaligen Ausstattung der Martinikirche sind wir leider mit am dürftigsten unterrichtet. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei der Stephanikirche.

Bevor ich diesen, der bremischen Kirchenkunst gewidmeten Abschnitt schließe, sei es gestattet, noch kurz auf das für die vorliegenden Zwecke höchst aufschlußreiche Testament des bekannten Chronisten Herbord Schene, einzugehen, das dieser im Jahre 1412 abgefaßt hat[30]). Schene, ein für seine Zeit recht vermögender Mann, gehörte dem geistlichen Stande an und war seines Amtes zugleich Domkellner und Kanonicus zu St. Ansgarii. Von seinem

[29]) Br. UB. 96 und 102. Aus der Notiz „imago beatae Mariae sculpta" geht hervor, daß es ein Schnitzaltar war.

[30]) Vgl. Br. UB. V 21. Ferner Bippen im Bremischen Jahrbuch XII, 118/119.

Digitized by Google

in der genannten Urkunde angegebenen Besitzstand erscheint mir folgendes erwähnenswert:

1. Geistliche Gewänder.

Ein neuer weißer Gebetsmantel, ein vergoldetes Cingulum, ein Chormantel mit Kapuze und eine Dalmatica.

2. Kleinodien.

Ein Monile aus Gold (Agraffe), eine große Silberschüssel, eine silberne Schale mit Standring, verschiedene Goldringe, ein Kokosnußpokal mit Silberbeschlag, 12 silberne Löffel, ferner Knöpfe und Perlen aus Korallen.

3. Geräte aus Metall.

Ein Gießgefäß in Löwenform (Bronze), ein großes Becken mit Gießgefäß und ein kleineres Becken, ein großer und ein kleiner Mörser, eine eherne Feuerpfanne, ein hoher Messingleuchter und verschiedene kleinere Leuchter, eine große Zinnschüssel, sechs Zinnteller, vier Salzfässer und mehrere Flaschen aus Zinn.

4. Möbel und Textilien.

Zwei große Truhen mit eingeschnitztem Tierornament[31]) aus dem Besitz seiner Mutter, eine lange Truhe aus dem Besitz seines Onkels, des Rectors in Bozen, ferner zwei Kopfkissen aus Seide, etliche Kissen aus Korduanleder, eine Leuchterkrone aus Hirschgeweih u. a. m.

Die Aufzählung der noch übrigen Mobilien, der Tisch- und Bettwäsche, sowie Küchengeräte, würde an dieser Stelle wohl zu weit führen. Bemerkenswert ist, daß Werke der hohen Kunst, geschnitzte oder gemalte Bildwerke, ferner Fuß- und Wandteppiche und, was das Kleingerät anbetrifft, Gläser, in diesem geistlichen Hausstand noch nicht vorhanden gewesen zu sein scheinen. Es erübrigt sich hier noch zu sagen, daß sich aus jener Zeit um 1400, abgesehen von einigen ausgegrabenen Irdengefäßen und sonstigen spärlichen Bodenfunden, nichts an bremischem Hausgerät erhalten hat.

*

Von den öffentlichen Gebäuden der Stadt steht hinsichtlich der Erhaltung unser ehrwürdiges Rathaus obenan. Wohl haben Wind

[31]) Truhen dieser Art von romanischem Stilgepräge haben sich in der Gegend von Lüneburg erhalten. Die Tiermotive gehen vielfach auf orientalische Stoffmuster zurück.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

und Wetter seinem kostbaren Architekturkleid zugesetzt und überall Verwitterungsnarben hinterlassen, aber die gefährlichsten Feinde aller Baualtertümer, die Menschenhände, sind glimpflich mit ihm umgegangen. Vor allem verdient der Meister der renaissancemäßigen Umgestaltung von 1608—1612, Lüder von Bentheim, unsere größte Hochachtung und unseren unauslöschlichen Dank dafür, daß er trotz diametral entgegengesetzter Baugesinnung den gotischen Kern des Hauses mit seinem wundervollen Statuenschmuck nahezu unangetastet ließ. Man erwäge einmal, wie wohl unsere unlängst vergangene Architektengeneration, die für den Neubau der Börse, den Umbau von Schütting und Dom verantwortlich zu machen ist, unter gleichen Bedingungen diese Aufgabe gelöst haben würde. Auch im Innern des alten Rathauses scheinen die im Laufe der Zeiten geschehenen Veränderungen auf den ersten Blick nicht allzu wesentlich zu sein. Wohlerhalten präsentiert sich das grandiose Raumbild des oberen Saales mit dem köstlichen Schmuckgebilde der Güldenkammer, die im Innern zwar die alte güldene Ledertapete, der sie vermutlich ihren Beinamen verdankt, eingebüßt hat. Ebenso ist das aus dem Jahre 1566 stammende Renaissancegetäfel der Wittheitsstube verschwunden. Als einen Rest dieser Täfelung dürfen wir vielleicht die geschnitzte Vorderseite eines kleinen aus der Zeit um 1580 stammenden Wandschrankes ansprechen, die sich jetzt im Museum für Kunst- und Gewerbe in Hamburg befindet und die Justus Brinkmann einst in Bremen erworben hat. (Abb. 3.) Zwei im Florisstil geschnitzte Hermenpilaster flankieren die zarter ausgebildete Tür mit der kleinen Figur einer Justitia und der Umschrift: „Den Heren kennen is eine fullenkamen Gerechticheit unde sine Macht weten is eine Wortel des ewigen Levendes." Über der Tür sieht man zwischen Rollwerk und Fruchtbündeln das Bremer Schlüsselwappen.

Dennoch hat auch unser Rathaus drei schwere Einbußen erlitten. Die eine und vielleicht die empfindlichste ist die in der Franzosenzeit geschehene Vernichtung des gotischen Ratsgestühls, von dem sich nur vier jetzt im Focke-Museum befindliche Stuhlwangen erhalten haben, ein kümmerlicher Rest, wenn man bedenkt, daß das wahrscheinlich bald nach 1430 geschaffene Gestühl 28 Sitzplätze umfaßt hat. Von der Anlage des Ganzen ist uns keine genauere Darstellung überliefert, nur die umständliche, zumeist auf Freidanks „Bescheidenheit" zurückgehende Spruchpoesie, mit der das Stuhlwerk über und über

Digitized by Google

bemalt war, haben uns fleißige Chronisten wie Johann Renner und der bekannte Archivar Dr. Hermann Post überliefert. Die uns verbliebenen vier Wangen, deren hohe künstlerische Qualität uns den Gesamtverlust noch schmerzlicher erscheinen läßt, zeigen in kräftiger Schnitztechnik und in den Stilformen der beginnenden Spätgotik die Reliefbilder Karls des Großen, St. Willehads, St. Pauli und St. Petri — letzteres bedeutsamerweise auf der größten und wohl ehedem zur Bürgermeisterbank gehörigen Gestühlswange.

Die zweite große Einbuße betrifft das Ratssilber, von dem uns bedauerlicherweise nicht ein einziges Stück erhalten geblieben ist. Die erste Nachricht über des „Rades tafelsmyde" datiert aus dem Jahre 1428 (Br. UB. V 386). Damals waren vorhanden:

Drei vergoldete Schüsseln mit zugehörigen Deckeln, zwei vergoldete längliche Schüsseln mit Deckeln, eine vergoldete Kanne mit einem Ausguß, drei silberne Schalen mit der Stadt Wappen, eine Konfektschale mit einem Fuß und der Stadt Wappen, zwei große Löffel und ein Gefäß aus Ahornholz mit Silber beschlagen und vergoldet[32]).

Diesem Verzeichnis ist die bedeutsame Bemerkung beigefügt:

> „Desse clenade horet der stad unde de scal de ene rad deme anderen antworden, wen se sick voranderen; unde neen rad scal se vorsetten ofte vorkopen dor jenigherleyge nud edder nod der stad ane vulborde der gantsen meenheit!"

Erst 1558 hören wir wieder von einer Vermehrung des Ratssilbers. Dann wurde in der Zeit von 1642—81 aus den Einnahmen, die aus den jeweilig 60 Speciestaler betragenden Eintrittsgebühren neugewählter Ratsherrn flossen, „ein zu einem silbern Tisch gehörig Geschirr fein und stark und von guter façon angefertigt", auf dem der Bremer Roland und außerdem der Reichsadler mit der Stadt Wappen und Brustschild zu sehen waren. 1680 bestand der Ratsschatz aus insgesamt 266 silbernen oder vergoldeten Stücken. 1681 geriet jedoch der Rat in eine erhebliche finanzielle Verlegenheit, da er den Kaufpreis für das von ihm erworbene Gut Schönebeck nicht zusammenbringen konnte und beschloß die Kleinodien des Rats, bestehend aus einer goldenen Kette und einem Brustschild sowie das

[32]) Vermutlich ein sogenannter Hanap, d. h. ein urnenförmiges zum Aufbewahren von Spezereien dienendes Gefäß aus edlerem Holz mit einem aufgebogenen Griff und kuppelförmigem Deckel. Auf spätgotischen Tafelmalereien, besonders den Dreikönigsszenen, oft abgebildet.

Digitized by Google

übrige Ratssilber mit Ausnahme der Becher, Löffel, Salzfässer, Senfkannen und Leuchter zu verkaufen. Das Verhängnis wurde zwar damals noch einmal abgewendet, erfüllte sich dann aber 1693 um so gründlicher. Nur 36 Löffel mit dem Roland am Stiel entgingen dem Schmelztiegel; aber auch sie wurden 1736 eingeschmolzen[33]) Nach einer Notiz von Dr. Focke sollen um 1860 in einem Wandschrank der Rathaushalle etliche alte Serviettenhalter, bestehend aus je einer silbernen Rolandsfigur nebst einer Klammer, gefunden worden sein. Auch diese Objekte sind nicht mehr vorhanden[34]). Dagegen haben zwei seit 1609 im Ratsbesitz befindliche Stücke aus dem hansischen Silber des Stalhofs in London, eine große silberne Schüssel und eine Kanne in edlen Renaissanceformen, beides Londoner Arbeiten, all diese Fährnisse glücklich überstanden.

Der dritte hier zu erörternde Verlust umfaßt den Untergang der alten bemalten Glasfenster in der oberen Rathaushalle. 1521 ließ der Rat die auf Glas gemalten Bilder des Kaisers und der Kurfürsten zur Ausschmückung der Halle anbringen. Infolge des Umbaus durch Lüder von Bentheim 1608—1612 mag vieles davon zugrunde gegangen sein. Um 1650 gab dann der Rat dem Ratsglaser Wilhelm von Rehne einen umfänglichen Auftrag zur Anfertigung neuer gemalter Glasfenster. Um 1860 wurden diese Glasgemälde, darunter viele Wappen, restlos entfernt und auf dem Bauhof „gelagert". Ein Vierteljahrhundert blieb dieses empfindliche Kunstgut, allen Unbilden preisgegeben, dort liegen, bis 1886 Dr. Focke die Überführung der arg beschädigten Reste in das gerade neu gegründete Gewerbemuseum veranlaßte. Dort wurden sie restauriert und ein Teil der Wappenscheiben ist dann in dem Rathausanbau wieder in die Fenster eingesetzt worden. Von den bedeutenderen, jetzt im Focke-Museum befindlichen Teilen dieser Rehneschen Glasmalereien verdient das sehr porträtähnlich wirkende Bild eines Kaisers, wahrscheinlich Ferdinands III., angetan mit dem Kaiserornat in weißgoldener Paraderüstung als wichtigster Überrest altbremischer Glasmalerkunst unsere besondere Beachtung.

---

[33]) Vgl. Focke, in den Mitteilungen des Gewerbemuseums z. Br. 1889 Nr. 1, ferner A. Schröder in der Deutschen Goldschmiedezeitung 30. Jahrg. Heft 3 S. 25 ff.

[34]) Wie wenig dieser schmerzliche Verlust selbst unsere historisch und antiquarisch eingestellte Zeit berührte, geht daraus hervor, daß Bippen in seiner Geschichte Bremens kein Wort davon erwähnt.

Digitized by Google

Im 17. Jahrhundert erreichte dieser Kunstzweig hier eine besondere Blüte und zwar auf Grund der damals und auch noch später sehr beliebten Sitte der Fensterschenkungen[35]), d. h. der Stiftung von auf Glas gemalten Wappenscheiben, die, wenn es sich um Ratsgeschenke handelte, gewöhnlich zu größeren Fenstergebilden, sogenannten Ehren- oder „Luchtfenstern" zusammengesetzt waren. Von den vielen Tausenden von Wappenscheiben, mit denen nachweislich die Kirchen, ferner die Gilden und Zunft- bzw. Amtsgebäude, sowie die besseren Bürgerhäuser ausgeschmückt waren[36]), hat sich nur ein kleiner, im Focke-Museum aufbewahrter Rest erhalten. Ein nicht geringer Teil der älteren Wappenfenster ist seinerzeit durch die Explosion des Brautturmes am 22. September 1739 zugrunde gegangen. Die übrigen und dann die späteren sind großenteils jener schon öfters hier festgestellten antiquarischen Mißachtung zum Opfer gefallen, deren Nachklänge sich bis in die 80er und 90er Jahre des 19. Jahrhundert bemerkbar machten. So ist z. B. das bedeutende von Johan Beneke im Jahre 1600 für die Kirche Unser Lieben Frauen gelieferte Wappenfenster erst im Jahre 1890 bei einer durchgreifenden Renovierung durch den berüchtigten Neugotiker Hase in seinen wesentlichen Teilen zerstört worden. Die Überbleibsel hat man im Konventszimmer in mißverstandener Anordnung untergebracht.

Nächst dem Rathaus ist der Schütting unter den bremischen Profanbauten öffentlichen Charakters das repräsentativste Haus. Leider hat über diesem Gebäude, dessen vornehmes architektonisches Außenbild und gut bürgerliche Inneneinrichtung den ehrbaren bremischen Kaufmannsgeist ausdrucksvoll widerspiegelten, hinsichtlich seiner Erhaltung kein glücklicher Stern gewaltet. Während der Franzosenzeit wurde das für das Tribunal erster Instanz requirierte Haus von 1811—12 auf Anordnung der französischen Präfektur einem durchgreifenden Umbau unterzogen, wobei man alle Raumkulturelemente aus der Renaissance und dem Barock sowie Rokoko mitsamt den zugehörigen Möbeln und Bildern fast restlos beseitigte[37]). Übriggeblieben ist nur ein Spiegel von 1648 und ein Bild der Bremer

[35]) Vgl. darüber die trefflichen Ausführungen Dr. Fockes im Bremischen Jahrbuch 1896 Bd. XVIII S. 49 ff.

[36]) Dr. Focke schätzte die Zahl der vom Rat ehedem gestifteten Ratsfenster auf etwa 1000. Da zu einem solchen Fenster im Durchschnitt 33 Wappen gehörten, so käme man auf eine Scheibenzahl von ungefähr 33000.

[37]) Vgl. Schumacher im Brem. Jahrbuch V 212.

Digitized by Google

Bake aus der Zeit um 1780. Daß der Schütting bis in unsere Zeit hinein im Innern noch wiederholt baulich umgestaltet ist, kann uns nach dem Vorstehenden nicht mehr sonderlich berühren, da ihm der alte Nimbus ja doch schon genommen war. Die Prunkfassade im Neurenaissancestil hat ein schmuckfreudiges Geschlecht in den Jahren 1895—96 dem alten ruhigen Kern vorgelegt.

Dem Kaufmann verdankt Bremen seine Bedeutung. Zu größeren Vermögensansammlungen kam es nur in Kaufmannskreisen. Wir dürfen daher, wenn wir uns aus den alten noch erhaltenen Inventarakten ein Bild von dem Wertbesitz und der Inneneinrichtung des alten vornapoleonischen Schüttings zu machen versuchen, einen gewissen repräsentativen Wohlstand erwarten. Wir werden allerdings sehen, daß entsprechend der ökonomischen Gesinnung der hansischen Kaufleute zwischen dieser bürgerlichen Ausstattung und dem Prunk damaliger Fürstensitze ein sehr weiter Abstand war. Immerhin stoßen wir doch auf einen nicht unbeträchtlichen Wohlstand. In dem handschriftlichen Schüttingsinventar von 1688 werden an Edelmetallgeräten aufgeführt: 1. 38 silberne Becher, jeweilig mit dem Stifterwappen und datiert von 1551 an; 2. 55 silberne Teller mit Angabe des jeweiligen Stifters in zusammengehöriger Stückzahl von 3, 4 und 6, datiert von 1654 an; 3. 26 silberne Schüsseln von 1660 an mit jeweiliger Stifterangabe, darunter vier große und vier längliche; 4. acht silberne Salzfässer (Salzerchen) datiert von 1662 an; 5. sechs silberne Leuchter mit silbernen Lichtputzscheren von 1665 an datiert, mit Angabe des Stifters; 6. 24 silberne Löffel seit 1670 mit Stifterangabe; 7. drei silberne und vergoldete Schalen seit 1673; 8. eine Perlmutterschale (Nautiluspokal) mit silbernem und vergoldetem Fuß, datiert 1673; 9. vier silberne „Confore"[38]) seit 1676; 10. zwölf vergoldete Silberpokale mit Namenangabe seit 1632; 11. ein vergoldeter und getriebener Handbecher von 1645; 12. eine vergoldete Bierkanne mit Wappen; 13. vier vergoldete Salzfässer seit 1645; 14. vier vergoldete Schraubflaschen seit 1634; 15. ein silbernes und vergoldetes Geschütz von 1648 mit Wappen; 16. acht Paare silberner Konfektschalen seit 1651.

Von all diesen Kostbarkeiten ist rein gar nichts auf uns überkommen. Unter den jetzigen, allermeist in der späteren Biedermeierzeit gestifteten Silberbeständen des Schüttings befinden sich nur

[38]) Zum Anwärmen von Getränken mit Holzkohlenheizung.

Digitized by Google

einige wenige schlichte Teller, Platten und Leuchter von barocken Formen, die aber nicht in die Zeit vor 1750 zurückreichen.

Von den in dem genannten Inventar angegebenen Möbeln, Hausgeräten, Ausstattungsstücken und Wappen möge noch folgendes hier Erwähnung finden. Auf der großen Älterleute-Stube befanden sich damals unter anderem eine achtarmige Messingkrone, vier Kelchleuchter aus Messing, das Ältermannswappen in Messing geschnitten, dasselbe in Holz ausgeführt, 36 mit rotem Leder bezogene Stühle mit dem Wappen der Älterleute und der Jahreszahl 1640, ein „hölzern Tresoir" (d. h. Büfett bzw. Anrichte), 17 weiße Konfektschüsseln und 36 weiße Teller aus Fayence.

Der große Saal war als Rüstkammer bzw. kriegerischer Prunkraum eingerichtet. Vor seiner Tür stand ein „gantzer Küros", in einem späteren Protokoll auch „Complimentarius" genannt. Es war dies der jetzt im Focke-Museum aufgestellte Maximiliansharnisch, einer vertrauenswürdigen Überlieferung nach die erbeutete Ritterrüstung des im Jahre 1540 nach langer Fehde überwundenen Junkers Balthasar von Esens, dem hier in seiner Rüstungsgestalt mit scharfem Humor mittels eines sinnreichen Treppenstufenmechanismus Komplimentierpflichten aufgezwungen waren. Im Saale selbst bot sich die eindrucksvolle Schau von 50 Harnischen, 18 gebläuten Brustpanzern, zwei Sturmhauben, 30 Schlachtschwertern, 136 Musketen, 52 Piken, 7 Partisanen, 23 Hellebarden, 20 Bund Bandolieren und drei Trommeln dar. Außer der genannten Rüstung haben sich hiervon zwei angeblich in der Schlacht bei Drakenburg erbeutete Bidenhänder[39]) und ein großes Zeremonienschwert von schlichten Formen erhalten. Außerdem befand sich in dem Saal noch ein großer Tisch mit acht Beinen, über den eine bunte Decke gebreitet lag, ferner ein großer Spiegel, ein „zierlich gezogenes Wapen" der Älterleute, ein großes Gemälde, die Schlacht bei Drakenburg (1547) darstellend[40]), ein großer hölzerner „Tresoir" (Anrichte) mit feinen Gläsern geziert, zwei Messingkronen zu je 16 Armen, ferner fünf größere und sieben kleinere auf Holz gemalte Bilder und schließlich 67 Bank- und Stuhlkissen von 1624 an datiert und wohl sämtlich mit dem Wappen der Besitzer bzw. Stifter geschmückt. Im Jahre 1675 wurden vom Kollegium der

[39]) d. h. große mit 2 Händen zu fassende Schlachtschwerter, die Lieblingswaffe der Landsknechte.

[40]) Uffenbach gibt an (a. a. O. S. 185), das Gemälde habe die Signatur C V A gezeigt.

Digitized by Google

Älterleute 25 mit gepreßtem Plüsch bezogene Stühle aus Amsterdam verschrieben; vermutlich besonders gut ausgestattete Sitzmöbel, da man sonst das bremische Handwerk wohl kaum umgangen haben würde.

Von dem Mobiliar der Schreiberei verdienen hier erwähnt zu werden: zwei mit rotem Leder bezogene Stühle, ein Stundenglas mit vier Gläsern, ein kleines unter der Decke hängendes Schiff und eine „Schilderey" der Stadt Bremen.

In der Eingangshalle und dem Treppenflur des alten Schütting wiesen die dort angebrachten Dekorationsstücke eindrucksvoll auf die Bestimmung des Hauses hin. Da hingen zwei große Schiffsmodelle, das eine mit 60, das andere mit 22 metallenen Stücken, aus denen bei festlichen Gelegenheiten, wie uns überliefert ist, sogar Salut geschossen wurde. Ferner waren da an Kuriositäten ein Haifisch und ein Krokodil, auch etliche Walfischrippen zu sehen. Im Inventar von 1732 werden außerdem noch genannt: ein Schiff mit einem Wilden aus der Davisstraße (bei Grönland), ein fliegender Engel, ein großes Schenktresoir mit allerlei Gläsern, darunter vier Pokale mit Deckeln und „Ihro Kayserlichen Majestät" Wappen, vier Pokale mit dem Wappen von Bremen, ferner sechs einen Quart fassende Römer, mit der Älterleute Wappen und dem Spruch „Floreat res publica Bremensis" und schließlich noch 36 kleine Römer. Von dieser Sachliste haben sich nun glücklicherweise die wertvollsten Objekte, nämlich die beiden prachtvollen jetzt auf der oberen Rathaushalle hängenden Schiffsmodelle erhalten.

Im übrigen sind, wie bereits wiederholt angedeutet, die uns verbliebenen Überreste der alten Ausstattung des Schütting in der Tat äußerst spärlich und stehen in gar keinem Verhältnis zu dem Umfang des Gesamtverlustes[41]). So sehr dies auch im allgemeinen Interesse zu beklagen ist — bedauernswerter erscheint diese Tatsache fast noch im Hinblick auf den Stand des ehrbaren Kaufmanns selbst, dem Bremen seine Größe dankt und dem man wohl den stolzen

[41]) Im Focke-Museum befinden sich aus dem Schütting außer den erwähnten Waffen drei mit Leder bespannte, bemalte und vergoldete Wandschirme und ein derber Barockstuhl mit Lederbezug und dem Schüttingwappen. Zwei ältere Schränke aus dem Schütting sollen noch in auswärtigem Besitz vorhanden sein, der eine im Oldenburgischen, der andere in Wiborg, wohin er durch die östlichen Beziehungen des bremischen Kaufmanns Grommé gelangt ist.

Digitized by Google

historischen Rahmen, wie ihn die alte Schüttingseinrichtung gewähren konnte, von Herzen wünschen möchte.

Ähnlich wie im Schütting liegen die Überlieferungsverhältnisse im alten Krameramtshaus. Dieses prächtige, im Schatten des Turmtitanen von St. Ansgarii ruhende Spätrenaissancegebäude, wurde im Jahre 1618 von der Societät der Gewandschneider als Fest- und Hochzeitshaus errichtet, im Jahre 1681 aber nach eingetretenen Zahlungsschwierigkeiten an das vermögende Krameramt verkauft, das das Haus bis 1862 innehatte. Das Innere des Hauses wurde 1870 zum erstenmal gründlich umgestaltet. Der zweite durch Loschen ausgeführte Umbau fand 1862 statt, wobei auch die Außenfassade in der Weise verändert wurde, daß man von den beiden vorhandenen Portalen das größere in die Mitte rückte und das kleinere beseitigte[42]). Schließlich wurde noch einmal in neuerer Zeit ein größerer Innenumbau vorgenommen, der mit dem, was von der alten Stimmung des Hauses noch übriggeblieben war, gründlich Kehraus machte.

Über die alte mobile Inneneinrichtung sind wir durch ein Inventar von 1729 unterrichtet, das durch spätere Nachträge wiederholt ergänzt ist[43]). Mancher der dort genannten Gegenstände mag noch aus dem 1681 miterworbenen Besitzstand der Gewandschneider stammen. Im Gegensatz zum Schüttinginventar, in dem wir Kunstobjekte verhältnismäßig spärlich vorfanden, stoßen wir hier auf eine auffallend große Anzahl von Bildern. Sieben große „Schildereien von Tobia" hingen unten im Haus; in der Hinterstube oben im Haus sogar 13 größere und kleinere, zwischen dem hinteren und vorderen Saal fünf alte Schildereien, die fünf Sinne darstellend; auf dem vordersten Saal war das große um 1650 von dem bremischen Maler Wulfhagen, einem Rembrandtschüler, gemalte Bild „Die Hochzeit zu Cana" zu sehen, das sich jetzt im Focke-Museum befindet und ohne Zweifel seiner Zeit von den Gewandschneidern im Hinblick auf den ursprünglichen Zweck des Hauses angeschafft worden ist. Auf dem hinteren Saal wird als Wandschmuck ein das Salomonische Urteil wiedergebendes Bild genannt, das sich zur Zeit im bremischen Privatbesitz befindet und die alte, wahrscheinlich deutsche Kopie eines in

---

[42]) „Es geriet in Wegfall," wie die alte Bauakte kurz meldet. Erhalten ist davon nichts.

[43]) Herausgegeben von K. Schäfer in den Mitteilg. des Gewerbemuseums zu Bremen. Jahrg. XXI 49 ff.

Digitized by Google

Kopenhagen befindlichen Gemäldes von Rubens ist. In dem gleichen Raum werden noch drei Malereien erwähnt. Bei weitem die Mehrzahl dieser Bilder ist im Laufe des 19. Jahrhunderts abhanden gekommen.

Von den sonstigen Einrichtungsgegenständen mögen hier noch folgende erwähnt werden: In der großen Lade wurden verwahrt 30 silberne Becher, davon zwei inwendig vergoldet, vier Dreimanns-, 18 Zweimanns- und sechs Einmannsbecher; außerdem gab es noch zwei Krüge mit Silberdeckel. Im Jahre 1728 wurden noch vier silberne Buttertöpfe angeschafft. Sehr zahlreich war das Zinngerät: 600 größere, 100 kleinere Zinnteller, 200 Salzerken (Salzfäßchen), 20 große, 30 kleine Schüsseln, 7 große und kleine Schenkkannen, 38 Zinnleuchter, 12 Tafelkränze und schließlich 12 große Salzbehälter werden genannt, vermutlich sämtlich mit dem Krameramtswappen versehen. Der Beleuchtung dienten in den verschiedenen Räumlichkeiten u. a. 5 große Messingkronen. 1794 wird die Stiftung einer Kristallkrone erwähnt. An Mobiliar gab es etliche Amtsladen[44]), 25 gute spanische Stühle, 3 große Spiegel mit geschnitzten und vergoldeten Rahmen, 1 Spiegel mit gläsernem Rahmen, seit 1763 2 Mahagonispieltische usw.; an Gläsern und Geschirr: 16 „lange gläsern Flötjen" (holländische Spitzgläser von hoher schlanker Form), 15 Fayenceschüsseln seit 1760 und 1768; 52 blaue und weiße Fayenceteller, 1766 ein schwarzer Teetopf mit Vergoldung und eine gleiche Kaffeekanne, 1796 ein komplettes englisches Steingutservice, bestehend aus 38 Tellern, 3 Schüsseln, 4 Fruchtkörben usw.

Von Textilien seien hier angeführt: 10 grüne Tuchkissen mit dem Amtswappen, 1745 2 Stück „Tapeten[45]), gut zu Tischdecken", 1746 2 grüne Gardinen mit elfenbeinweißem Engelmuster.

Schließlich mögen noch folgende kuriose Dinge hier Erwähnung finden: 9 große geschnitzte Hirschköpfe, die auf einem der Öfen stehende vergoldete Figur der Justitia und „die hölzerne Magd mit Besen", ein komisches Standbild, an dem man bereits 1769 den Humor verlor; es wurde auf den Dachboden verbannt.

---

[44]) Eine davon, datiert 1613 und mit dem Krameramtswappen versehen, hat sich in hiesigem Privatbesitz erhalten.

[45]) Mit Tapeten sind hier Tapisserien, d. h. gewirkte Bildteppiche gemeint. Es handelt sich wohl um kleine Gobelinteile von keiner sonderlichen Qualität.

Digitized by Google

Dieser bedeutende Besitz, von dem sich wie schon gesagt, auch nur das wenigste erhalten hat, konnte dem Krameramt wohl zur Ehre gereichen; ja man muß fast gestehen, daß er nicht allzuweit hinter dem entsprechenden Gemeingut des Schüttings rangierte, obwohl wir im allgemeinen hier bei weitem größere Finanzkräfte voraussetzen müssen.

Die bremischen Handwerksämter waren gleichfalls im Besitz von Zunftmobilien und Kleinodien. Die bei begüterten Zünften meist recht ansehnlich geschnitzte oder gemalte Amtslade enthielt die Dokumente und das bare Geld. Bei besonderen Zeremonien wurde der vielfach aus Silber kunstvoll gefertigte und mit Schildchen behangene Willkommpokal kredenzt. Als Zeichen der Obermeisterwürde diente der Schafferstab; Geschirr, Tabaksteller und Trinkbecher gehörten ferner zur Einrichtung einer jeden Herberge, in der außerdem noch manches kuriose und kostbare Meisterstück zum Schmuck aufgestellt oder gehängt war. Von all diesen Inventarstücken wurden zum mindesten die sogenannten Kleinodien treulich behütet und von einer Generation sorgsam der anderen überbracht. Als dann aber im Jahre 1862 nach längeren Kämpfen der überalterte Zunftzwang aufgehoben und die allgemeine Gewerbefreiheit eingeführt ward, da wurde der Zunftbesitz mit einem Male sinn- und wurzellos. Das neue, bereits die stählerne Luft des Industrialismus witternde Geschlecht hatte keinen Funken Pietät für diese ehrwürdigen Innungsstücke im Herzen; ein Museumsasyl zur Aufnahme all dieser verwaisten Altertümer gab es damals noch nicht; und so gestaltete sich deren Schicksal allermeist so, daß die letzten Amtsmeister den jeweiligen sachlichen Amtsbesitz veräußerten und den Erlös unter sich teilten, oder, soweit es sich um Silber handelte, die betreffenden Objekte in ihren privaten Besitz übernahmen. Auf diese Weise ist dann allmählich das allermeiste in Verlust geraten. Was dann in späteren Jahren noch dank Dr. Fockes Initiative in das historische Museum gelangt ist, umfaßt nicht den zwanzigsten Teil des altbremischen Zunftbesitzes. Wie es manchen dieser wertvollen Innungsobjekte damals erging, dafür bietet das uns zufällig bekanntgewordene Wanderschicksal des bremischen Korbmacherpokals ein besonders lehrreiches Beispiel. Dieser etwa um 1815 angefertigte zinnerne Willkomm, der mit zahlreichen, reizend gearbeiteten silbernen Anhängern (Körbchen, Wiegen usw.) geschmückt war, wurde in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts

Digitized by Google

von einem der letzten Angehörigen der Zunft veräußert. Vergebens bot der heute noch lebende Altkunsthändler Wienken das Stück, dessen Silberwert auf 75 Mark geschätzt wurde, der damaligen Direktion des bremischen Gewerbemuseums an und zwar für 90 Mark. Aber in einer Zeit, da die guten Bremensien sozusagen auf der Straße lagen, kaufte dieses Institut in der Hauptsache süddeutsche Kunstgegenstände, da deren Vorbildwert für höher erachtet wurde. Bald danach nahmen schwedische Ankäufer den Pokal mit und verkauften ihn dem Nordischen Museum in Stockholm, das damals altdeutschen Zunftbesitz in geradezu ungeheuerlichem Umfang sammelte. Im Jahre 1910 trat dort ein grundsätzlicher Wechsel in den Sammelprinzipien ein, die deutschen Zunftstücke wurden allermeist abgestoßen und auf einer Auktion bei der Firma Heberle (Inhaber Lempertz u. Söhne) in Köln versteigert. Der bremische Korbmacherwillkomm erreichte dort eine Preishöhe von 900 Mark und konnte wegen fehlender Ankaufsmittel wiederum nicht erworben werden. Sein jetziger Verbleib ist unbekannt.

Die Tatsache, daß alte bremische Innungskleinodien in der Tat noch in fremdem Besitz vorhanden sind, fand dadurch ihre erfreuliche Bestätigung, daß es im Jahre 1927 gelang, den kostbaren Glaseramtswillkomm von 1670, einen silbernen Pokal von 75 cm Höhe und mit 18 Schildchen behangen — vielleicht das wertvollste Zunftstück, das Bremen je besessen — sowie den gleichfalls silbernen Drechslerpokal von 1780 mit einem Behangschmuck von 24 Schildchen aus Süddeutschland käuflich zu erwerben. Hoffentlich gelingt es auch einmal den silbernen Bäckeramtspokal von 1638, der 1861 noch im Besitz des Amtes war, wieder aufzufinden und zurückzukaufen. Das Lübecker Museum besizt einen prachtvollen silbernen Traubenpokal des bremischen Meisters Fayen aus der Zeit um 1630, bei dem es allerdings unsicher ist, ob er hier früher in zünftischem Gebrauch gewesen ist.

Im Anschluß hieran möge noch einer ehrwürdigen Institution gemeinnütziger Art gedacht werden, die schon verhältnismäßig früh erhebliche Bestände an Silbergeschirr ihr eigen genannt hat, nämlich des im Jahre 1554 gegründeten Hauses Seefahrt, einer Stiftung für alte bedürftige Seeleute[46]). Im Jahre 1561 wurden zum erstenmal vier vermögende Kaufleute zu repräsentativen Vorstehern des Hauses gewählt, und von da an datieren, da man an diesem löblichen Brauch festhielt, die immer wiederkehrenden Stiftungen, Legate und dem

[46]) Vgl. Dr. Focke im Jahrbuch der Brem. Sammlungen V 149 ff.

Digitized by Google

Hause in Form von Silbergeschirr dargebrachten Geschenke, mittels deren sich die „Schaffer" genannten Vorsteher bei der Nachwelt ein gutes Gedächtnis zu sichern pflegten. Die jährliche Rechnungsablage gab dann Gelegenheit zu einem Mahl, dessen festlicher Charakter mehr und mehr anwuchs, ohne jedoch in sinnlosen Prunk auszuarten. Es trat im Gegenteil bereits im 17. Jahrhundert eine gewisse Stabilisierung der Festformalitäten ein, an denen mit bewundernswerter Traditionstreue noch heute festgehalten wird. Der einzige Luxus, den man sich dabei leistete, war, daß man das Braunbier aus Silberbechern trank, den Tabak auf Silberteller häufte und die Tonpfeifen mit glühenden Holzkohlen aus den silbernen „Conforen" anzündete, alles Dedikationen, die im Laufe der Zeit zusammengekommen waren.

Im Jahre 1701 besaß das Haus Seefahrt 40 große und 42 kleine Bierbecher aus Silber, von meist glatter, konischer Form und wohl fast immer mit einem Wappen versehen. Im selben Jahr wurden jedoch aus dem schlecht verwahrten Silberschrank 27 große und 10 kleine Becher gestohlen und, obwohl man den Dieben auf die Spur kam, leider nicht wieder herbeigeschafft. Von den übriggebliebenen Bechern wurden im Jahre 1734 30 Stück zu Gelde gemacht, d. h. vermutlich eingeschmolzen. Im Jahre 1759 fand dann bedauerlicherweise noch einmal ein derartiger Ausverkauf statt, dem 19 Silberbecher zum Opfer fielen und 1765 wurden die letzten 5 für 191 Taler veräußert, da man ohne diesen Zuschuß zu fälligen Baukosten nicht glaubte auskommen zu können. Aus der Zeit vor dem großen Diebstahl ist mithin mit Ausnahme eines reizenden silbernen Klingelzugs aus dem Jahre 1662 nichts mehr an Silbergeschirr vorhanden. Von den 17 noch erhaltenen Pokalen aus späterer Zeit stammt der älteste aber immerhin aus dem Jahre 1704. Hinzu kommen dann noch einige interessante silberne Botenschilde, Tabaksteller und Feuerbecken aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Alles zusammen nebst den späteren Zutaten stellt auch nicht im entferntesten einen Ersatz für die abhanden gekommenen 80 Silberbecher aus der Zeit der Spätrenaissance und des Barock dar.

Die letzte der hier zu erörternden großen Verlustgeschichten betrifft das alte bremische Zeughaus, das zuletzt in der ehemaligen Katharinenkirche sich befand und von dessen stattlichen Beständen auch nur ein winziger Bruchteil auf uns überkommen ist. Im Hinblick auf die eingehende Darstellung von Kohl (Br. Denkmale, 2. Abt. S. 69 ff.)

Digitized by Google

kann ich mich hier mit einigen kurzen zusammenfassenden Angaben begnügen. Die Katharinenkirche, die seit dem Auszug der letzten nach der Reformation noch dort verbliebenen „swarten monnike" (Dominikaner) in den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts verwaist war, wurde höchst wahrscheinlich kurz vor 1600 zu einem Arsenal eingerichtet und hat diesem Zweck rund 200 Jahre gedient. Die Aufstellung in dieser großräumigen Rüstkammer war, wie uns eine allerdings späte Ansicht zeigt, dem bombastischen Zeitstil des Barock entsprechend ein wenig theatralisch und ruhmeshallenhaft, und dieser Charakter steigerte sich noch im 18. Jahrhundert ins Kuriositätenhafte hinein, insbesondere als Bremen seinen eigentlichen Festungscharakter allmählich einbüßte und die dargestellten Waffen schließlich mehr Schau- als Gebrauchszwecken dienten. In diesem Sinne schilderte bereits Uffenbach 1753 das Zeughaus, indem er vor allem auf das Kuriose hinweist, z. B. auf die beiden alten gerüsteten Kriegerfiguren auf Rossen sitzend, von denen das eine „so man ihm den Schweif aufhub, einen tremolierenden Ton von sich gab"[47]). Wenige Jahre später, nämlich 1759 wurde der erste Anschlag auf die Bestände des Zeughauses vollführt. Hannoversche, am siebenjährigen Krieg beteiligte Truppen unter General Drewes, führten, ohne sich um den Protest des Rates zu kümmern, etwa 60 Kanonen, Mörser und Feldschlangen auf Schiffen nach Stade und Vechta davon. Nur 44 Stück wurden nach Beendigung des Krieges 1763 wieder zurückgebracht. Nach einem Inventar von 1767 waren im „Bussenhus", wie das Arsenal in der Katharinenkirche auch genannt wurde, an Geschützen vorhanden: 48 bronzene Kanonen, 27 Feldschlangen, 27 Mörser, 8 Haubitzen und 2 Steinstücke. Auf den Wällen waren außerdem noch postiert 67 eiserne Geschütze, 7 bronzene Kanonen und 9 ebensolche Feldschlangen. Da diese Geschütze, zumal die auf dem Wall stehenden nur noch zum Salutschießen benutzt wurden und eigentlich niemand daran dachte, sie im Ernstfall einzusetzen, die Anhäufung von Pulvermassen aber seit der Brautturmexplosion 1739 von jedem mit Sorge betrachtet wurde, so schritt man, zumal auch kaufmännischer Sinn nach der Nutzbarmachung der hier totliegenden Kapitalwerte verlangte, im Jahre 1775 zur ersten Kanonenauktion, bei der etwa 25 % des Geschützmaterials zur Ver-

[47]) Die wohl auf Miesegaes zurückgehende Nachricht, daß beide berittenen Harnischmänner später auf die Löwenburg (Wilhelmshöhe bei Kassel) gelangt seien, hat sich bei näherem Nachforschen leider nicht bewahrheitet.

Digitized by Google

steigerung gelangte. Die zweite umfassendere Verauktionierung fand 1802 statt. Der in verschiedenen Sprachen abgefaßte Katalog zählt folgende Feuer-Trutz- und Schutzwaffen auf: 39 bronzene Kanonen, Haubitzen, Mörser und „Coehorn" (kleine Mörser), 19 Feldschlangen, 71 eiserne Kanonen, Mörser und ein sogenanntes Orgelgeschütz, 20 eiserne Doppelhaken, 3558 Gewehre, Flinten und Pistolen, 2088 Hellebarden, Piken, Pallasche, Schlachtschwerter, Harnische, Helme, Rüstungsteile und 92 000 Kugeln, Bomben, Granaten usw.

1809 wurde dann ein noch verbliebener kleiner Rest von Kanonen als Altmaterial verkauft. Dennoch sind wie durch ein Wunder einige Geschütze diesem radikalen Ausverkauf entgangen. Im Jahre 1813 wurden sie von den Franzosen im Kampf gegen die unter Tettenborn anrückenden Russen benutzt, dann von Major Sporremann, dem Anführer der hanseatischen Artillerie erobert und als Beute mitgeführt. Von diesen verhältnismäßig kleinkalibrigen Kanonen (Einpfünder) haben sich die bronzenen Rohre erhalten. Drei davon befinden sich heute im Museum für Hamburgische Geschichte in Hamburg und eins im Berliner Zeughaus. Als besonderen Schmuck zeigen sie in übereinstimmender Ausführung um das Zündloch herum das große Bremer Staatswappen in erhabener Gußarbeit. Zwei Rohre stammen aus dem Jahre 1760 und sind Arbeiten des Amsterdamer Gießers Pieter Seest, zwei hat der Bremer Meister Johann Philipp Bartels im Jahre 1786 gegossen und zwar in genauer Anlehnung an die beiden älteren Stücke.

Ein etwas günstigeres Schicksal ist dagegen den alten Fahnen unseres Zeughauses beschieden gewesen. Während der Franzosenzeit wurde ein erheblicher Teil von ihnen nach Frankreich verschleppt, während der Befreiungskriege in dem Felddepot La Fère sur Marne wieder entdeckt und nach Deutschland zurückgebracht, wo sie dann in das Berliner Zeughaus gelangten. Von den ca. 20 so geretteten Fahnen der bremischen Bürgerwache aus dem 18. Jahrhundert wurden im Jahre 1863 zwei ohne Entgelt und im Jahre 1909 sieben auf dem Tauschwege zurückgegeben und bilden heute die besondere Zierde des Waffensaals im Focke-Museum.

Überblickt man noch einmal die tragische Geschichte des bremischen Arsenals, so kann man wohl in mancher Hinsicht begreifen, daß die Stadt sich in wirtschaftlich schwierigen Zeiten von dem allzu großen Kanonenballast befreite; immerhin hätte man dabei einige wertvolle Objekte als Erinnerungsstücke zurückbehalten können. Aber nichts

Digitized by Google

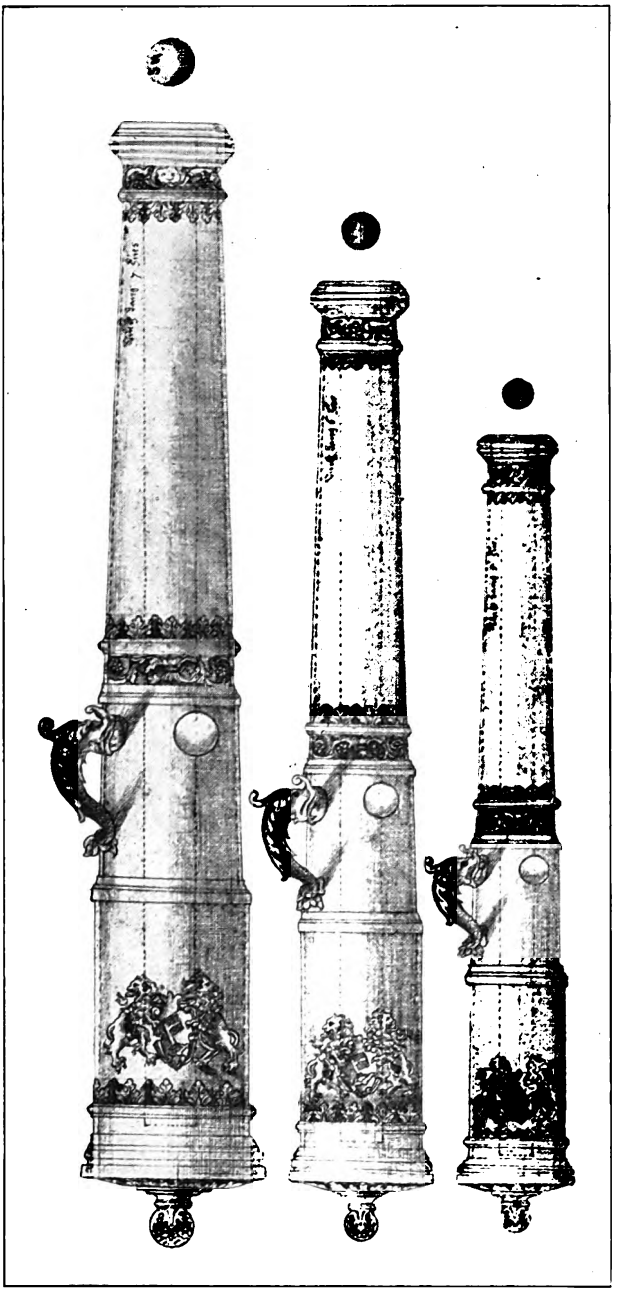


Abbildung 4
Geschützrohre aus dem Bremer Zeughaus um 1650
Tuschzeichnung von Reichsstetter

Digitized by Google

Digitized by Google

dergleichen! Man hat damals leider allzugründlich damit aufgeräumt. Außer einem Mörser und einigen kleinen Lärmkanönchen hat sonst kein Geschütz, kein Gewehr und kein Harnisch aus dem Zeughaus seinen Weg in das spätere Asyl des Focke-Museums gefunden. Das ist um so beklagenswerter, als viele dieser mit erheblichem Kunstaufwand angefertigten Stücke zugleich ehrenvolle Zeugen bremischen Handwerkerfleißes waren, die z. T. bis in den Ausgang des Mittelalters zurückreichten. In dem aus vielen sorgfältigen Tuschzeichnungen bestehenden artilleristischen Werke von Reichsstetter[48]) aus dem Jahre 1655, einem bremischen Artilleriemeister damaliger Zeit, ist uns eine ganze Reihe dieser alten prachtvoll gegossenen Geschütze im Bild überliefert (Abb. 4). Überkommen sind uns ferner die kuriosen Namen und z. T. mit scharfem Humor gewürzten Inschriften, die auf den Kanonen und Feldschlangen zu lesen waren.

Zu den hervorragenden Merkwürdigkeiten unseres Zeughauses gehörte u. a. ein sehr kunstvoll gearbeiteter Panzer, die sogenannte brandenburgische Rüstung, die einer allerdings nicht unbedingt sicheren Überlieferung nach Markgraf Albrecht Alcibiades von Bayreuth in der Schlacht bei Sievershausen 1553 getragen haben soll. Diese Rüstung ist seinerzeit aus der Auktionsmasse des Arsenalgutes herausgenommen und auf das Rathaus gebracht worden. Dort hat man in der Folgezeit dies historische Wertstück ersten Ranges, obwohl es doch zugleich auch ein hervorragendes Zierstück war, nie sonderlich geachtet und sich nach 1850 schließlich dazu verstanden, es in verwahrlostem Zustand (man sagt für 60 Mark) an den damaligen bekannten Kaufmann und Sammler Schellhass zu verkaufen, der später (1870) zwar in hochherziger Weise seine umfassende Münzsammlung dem bremischen Staat vermachte, die Rüstung aber zuvor nach auswärts (es heißt nach Rußland) verkaufte, vermutlich weil niemand hier Interesse dafür hatte.

Die Erwähnung des bedeutenden Sammlers Schellhass möge hier die Veranlassung sein, im folgenden einen Blick auf die Geschichte des bremischen Sammlertums zu werfen. Wenn irgendwo und irgendwann funktions- und wurzellos gewordene Kunstwerke heimischen Ursprungs noch eine Beachtung finden konnten, so in den Augen des Sammlers und Kunstliebhabers. Im Sammlertum sind die Keim-

[48]) In der Bibliothek des Focke-Museums.

Digitized by Google

zellen des Museumswesens und der historischen Denkmalpflege enthalten. Vielleicht ist die früheste, einen bremischen Sammler betreffende Notiz jene so bemerkenswerte Stelle im Wittheitsprotokoll von 1650, derzufolge ein Bürger Johan Ariens ein Christusbild von Albrecht Dürer besessen haben soll. Da der Rat der Stadt damals das Bedürfnis fühlte, sich in Wien beliebt zu machen und das Werk als Dedikationsobjekt besonders geeignet erschien, so wurde Bürgermeister Speckhan damit beauftragt, dem Johan Ariens besagtes Bild abzuhandeln, „um es Ihro Kaiserlichen Majestät zu verehren"; was denn anscheinend auch geschehen ist[40]).

Rund hundert Jahre später werden wir durch den schon öfter zitierten wißbegierigen Reisenden Zacharias Konrad von Uffenbach zum ersten Mal ganz ausführlich über das bremische Sammlertum unterrichtet, dessen Umfang und Bedeutung uns überrascht. Uffenbach überging bei seinen Sammlerbesuchen keinen der vermögenden Bürger, die damals etwas Rares oder Kurioses zu zeigen hatten, wobei er ein besonderes Interesse für alte berühmte Druckwerke und Handschriften, Münzen und Medaillen an den Tag legte, deren er hier mehr vorfand als er erwartet hatte. Von seinen Aufzeichnungen mögen nur einige für uns hier vor allem in Frage kommende Hinweise auf Kunstwerke, die sich damals im Privatbesitz befanden, Erwähnung finden.

So besaß Herr Secretarius Eggeling einen romanischen Cruzifixus aus Metall, der angeblich in Holstein ausgegraben worden sein soll, ferner zwei kleine Statuen, die eine „antique vom Herkules verguldet", die andere „modern" von Elfenbein, und Skanderbeg, in einer Hand das Schwert, in der anderen das Haupt des Gegners, darstellend und schließlich noch eine stattliche Anzahl mittelalterlicher und antiker Münzen, sowie Gemmen, worunter sich u. a. ein großer und tief geschnittener Karneol von Trajan, sodann ein anderer, darauf ein Bild der Nemesis und einer mit dem Bild des Augustus und schließlich noch eine „Onyx, Venus Julia auch Victrix genannt", befanden. Bei dem Doktor und Professor der Theologie Bothe, einem in jener Zeit bedeutenden Kunstliebhaber, fand folgendes Uffenbachs Beachtung:

---

[40]) Vgl. Bericht im Br. Jahrbuch VI S. LXXXV. Auf dem Rathaus soll sogar ein von Dürer gemaltes und signiertes Bild vom Kaiser Maximilian gehangen haben.

Digitized by Google

Acht „curieuse Sack-Uhren", eine große englische Uhr mit einem Glockenspiel, ein Glockenspiel in Form eines Klaviers, angeblich in Frankfurt gefertigt; dann Gemälde in „zimlicher Menge und sehr wohl ausgesucht", darunter ein Bild von Rembrandt, einen Eremiten in der Höhle darstellend, ferner ein Kruzifix und ein unvergleichlicher alter Kopf; sodann ein Spiegel mit kunstvollem Bernsteinrahmen und ein Stück Bernstein, darauf das Porträt von „Jacobo, König in Engelland, ganz unvergleichlich erhaben ausgearbeitet war" und schließlich die handhohe Figur eines Merkur aus Elfenbein.

Auch von diesem Sammlerbesitz ist nur ein recht kleiner und sich in der Hauptsache auf Münzen beschränkender Teil in die späteren Museen gelangt. Das allermeiste ist nach dem Tode der betreffenden Besitzer wieder schnell zerronnen, um dann in einzelnen Fällen kometenhaft in späteren Sammlungen wieder aufzutauchen. So hatte z. B., wenn es gestattet ist, wieder 100 Jahre zu überspringen, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Arzt Dr. Frhr. von Eelking, vielleicht der zum erstenmal in Bremen auftauchende moderne Typ des leidenschaftlichen und zugleich kommerziell gewandten Sammlers, in seinem Hause Am Wall 189 eine ganz enorme Menge bremischer und sonstiger Kunstaltertümer zusammengetragen. Eins der bedeutendsten Stücke dieser Sammlung war ein großer spätgotischer Flügelaltar mit reichster Schnitzarbeit aus der Kirche in Ganderkesee, über den sich Dr. H. A. Müller im Bremer Sonntagsblatt 1865 Nr. 48 näher geäußert hat. Der Erwerb dieser zwar nicht einheitlichen, aber inhaltlich sehr wichtigen Sammlung wäre für Bremen eine große in dieser Art nie wiederkehrende Gelegenheit gewesen, unserm öffentlichen Kunstbesitz eine imponierende Grundlage zu geben. Aber leider ließ man es damals zu, daß das Germanische Museum in Nürnberg sich den Hauptanteil sicherte, darunter ein gutes Dutzend romanischer und frühgotischer Gießgefäße in Tierform, sogenannte Aquamanilien, von denen höchstwahrscheinlich einige aus Bremen und Umgegend stammen, sintemal Dr. von Eelkings Lieferanten nachweislich einige Glockengießer waren, die damals derartige Objekte vielfach von den Kirchen als Altmetall erhielten. So kam es, daß die wissenschaftichen und künstlerischen Werte, die in dieser Sammlung aufgespeichert waren, für Bremen nicht nutzbringend wurden. Ja, diese an sich großzügige Sammelaktion ist nolens — volens

Digitized by Google

zu einem nicht geringen Aderlaß an unserem ohnehin erschöpften Bestande heimischer Altertümer geworden.

Ein glücklicherer Stern hat dagegen über den der hohen Kunst ergebenen Sammlerkreisen gewaltet. Den großzügigen künstlerischen Liebhaberstudien des Senators Dr. Klugkist sowie des Kaufmanns J. H. Albers und ihren einzigartigen Stiftungen verdankt das Kupferstichkabinett unserer Kunsthalle seinen Bestand an Dürerzeichnungen sowie Aquarellen und damit seine Weltberühmtheit.

Es ist eine seltsame Tatsache, daß dasselbe 19. Jahrhundert, in dem unser Museumswesen und die Gedanken der Denkmalpflege und Heimatgeschichte aufgekommen sind, zugleich unter den uns bis dahin noch verbliebenen kunstgeschichtlich wertvollen Erbstücken der Vergangenheit am stärksten aufgeräumt hat. Von den noch in dieser Zeitspanne geschehenen Zerstörungen des gotischen Ratsgestühls und Chorgestühls im Dom war oben bereits die Rede. Vor allem aber haben wir in diesem Jahrhundert einen ganz ungemein großen Abgang an altem wertvollen Hausrat zu verzeichnen. Die Ursachen hierfür liegen z. T. darin, daß in der Altstadt Bremen sich allmählich die alte Verbindung zwischen Wohn- und Geschäftshaus löste. Hatten schon in der 30er und 40er Jahren vereinzelte Patrizier wie z. B. Bürgermeister Smidt es unternommen, sich jenseits des Stadtgrabens anzubauen, so nahm dies Herausstreben aus der quetschenden Enge der Altstadt und deren dumpfen Kaufmannshäusern nach 1850 in rasch ansteigendem Maße zu, und es entstanden die vornehmen Villenviertel an der Contrescarpe, der Kohlhökerstraße und im Dobbengebiet. Bei diesen Umsiedlungen wurden viele alte Mobilien, die sich wegen der Platzfrage oder stilistischer Beanstandungen in die neuen Wohnverhältnisse nicht einfügen ließen, preisgegeben oder an Trödler verkauft. Kein besseres, eher ein schlechteres Los war den in den Stadthäusern verbliebenen alten Einrichtungsgegenständen beschieden. Festliche, mit kostbaren gepreßten Ledertapeten und bemalten Wandbespannungen geschmückte Räume, bis dahin Stätten fröhlicher Gesellschaften, wurden nunmehr als Kontor- oder Lagerräume benutzt, wobei die gute Ausstattung mit der Zeit verkam, sofern sie nicht gleichfalls vorher verschleudert wurde.

Immerhin muß zugestanden werden, daß derartig bedauerliche Vorgänge sich nicht allein in Bremen abspielten und ferner, daß zwingende schicksalhafte Faktoren von weltgeschichtlicher Bedeutung

Digitized by Google

auch als treibende Momente dahinter standen: nämlich das ungeheuer schnelle Aufblühen des Industrialismus und die enorme expansive Wirtschaftsentwicklung des endlich geeinigten Deutschen Reiches, die eine rapide Vermehrung des Nationalvermögens zur Folge hatte. Wenn wir nun sehen, daß die Zeit nach 1860 und vor allem nach 1870 sich in ihren Kunstformen ganz den historischen Stilen, von der Renaissance bis zum Rokoko zuwandte, so dürfen wir darin keine auf tieferen geistigen Grundlagen beruhende Versenkung in das Wesen der Geschichte suchen, sondern als vornehmliche Ursache dieser Erscheinung ist ein gewisses Prunkbedürfnis zu nennen, um einen härteren Ausdruck zu vermeiden, ein fast uferloses Streben, neugewonnene Reichtümer in aufwendigen und sinnfälligen Formen zu zeigen. Daher holte man aus den historischen Rüstkammern alle möglichen Prachtgewänder und bekleidete damit, wenn das Bild gestattet ist, Häuser und Möbel, indem man z. B. Sparkassen als italienische Palazzi, Banken als barocke Paläste und bürgerliche Villen als fürstliche Jagdschlösser kaschierte. Bei diesem stilistischen „In-die-Ferne-Schweifen" übersah man völlig das naheliegende Gute, d. h. das gediegene Erbe der eigenen Vergangenheit. Nie haben die Antiquitätenhändler so gute Aufkaufzeiten in Bremen gehabt wie in den Jahren 1860—90. Von weither kamen sie, selbst von England, Skandinavien und Galizien und holten die herrlich geschnitzten bremischen Renaissanceschränke und Truhenplatten, ferner bemalte Wandbespannungen, lederne Tapeten, bronzene Kronleuchter, Dielenuhren, Fayenceöfen, Fayencegeschirr und Innungskleinodien in Massen fort. Die großen Kunstgewerbemuseen, die damals überall entstanden und in Verbindung mit Kunstgewerbeschulen als Vorbildersammlungen diese rückblickende Stilbewegung trugen, versorgten sich mit bremischen Charakterstücken, als deren hauptsächlichstes die Renaissancetruhenplatte galt. Man findet solche mit bremischen Patrizierwappen geschmückte eichene Schnitzwände heute in Nürnberg, Berlin, Hamburg (7 Stück), Hannover, Kiel, Goslar, Königsberg, London, Kopenhagen (5 Stück) und Stockholm, ganz zu schweigen von den mannigfachen kleineren Sammlungen. Immerhin ist gerade dieser Verlust zu tragen, da ein gütiges Geschick uns von dieser Spezies altbremischer Schnitzarbeiten noch eine stattliche, heute den Stolz des Focke-Museums bildende Anzahl aufbewahrt hat. Auch von den barocken Dielenschnitzwerken, die seit 1680 etwa fast jedes vornehme

Digitized by Google

Kaufmannshaus zierten, ist mancherlei auf uns überkommen, da diese gewichtigen Schnitzereien sich für den antiquarischen Export nicht gut eigneten. Auf anderen Gebieten sind die Verluste dafür um so größer. So mag z. B. die Zahl der ehedem mit gepreßten Ledertapeten, bemalten Wandbespannungen oder Bildteppichen dekorierten Prunkräume hier in die Hunderte gegangen sein. Verblieben sind uns nur die Lederbekleidung eines Zimmers[50]) und drei Serien auf Leinen gemalter Wandbilder bzw. Dekorationen. Selbst nach dem Weltkrieg konnte es noch vorkommen, daß aus der Westerstraße stammende barocke Wandmalereien mit Schiffsmotiven nach dem Ausland verkauft wurden, ohne daß man das Focke-Museum davon in Kenntnis setzte. Der Privatbesitz an altem wertvollen Hausrat ist heute dementsprechend in Bremen nicht so umfänglich, wie man nach dem altertümlichen Baugewande der Stadt wohl annehmen möchte. Er reicht nur selten über die vierte Generation, also bis in das 18. Jahrhundert zurück. Aus dem 17. und 16. Jahrhundert sind nur ganz vereinzelte Stücke vorhanden. Schon besser ist es mit den Familienbildern bestellt, da man diese aus begreiflichen Gründen gleichsam wie Penaten, d. h. gute Hausgeister, seit je sorglich gehütet hat.

Wenn wir nun unsere Blicke wieder auf die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts zurücklenken, so müssen wir doch feststellen, daß mit dem Aufkommen jener vorwärts hastenden, vorwiegend wirtschaftlich und materialistisch orientierten Geistesrichtung, die dem Altüberlieferten so wenig Ehrfurcht zollte, zugleich auch das heimatgeschichtliche Gewissen Bremens sich regte. Prominente Mitglieder des Künstlervereins, unter ihnen die Senatoren Dr. Ehmck und Gildemeister, sowie der Architekt Heinrich Müller kamen im Jahre 1861 auf den Gedanken, eine „Ausstellung von historischen und Kunstdenkmalen Bremens" zu veranstalten. Diese sowohl von privater wie öffentlicher Seite, sowie auch von den Innungen beschickte Ausstellung, die erste ihrer Art in Bremen, kam dank der Initiative der Genannten bald darauf zustande und wurde vom 27. Mai bis 9. Juni 1861 im oberen Saal des Künstlervereins abgehalten. Man unterzog sich sogar der Mühe, einen gedruckten Katalog heraus-

[50]) Aus dem ehemaligen Gromméschen Hause Ansgariitorstraße dann im Oktogon des Künstlervereins, jetzt im Focke-Museum. Das zweite dort befindliche Ledertapetenzimmer ist Lübecker Herkunft.

Digitized by Google

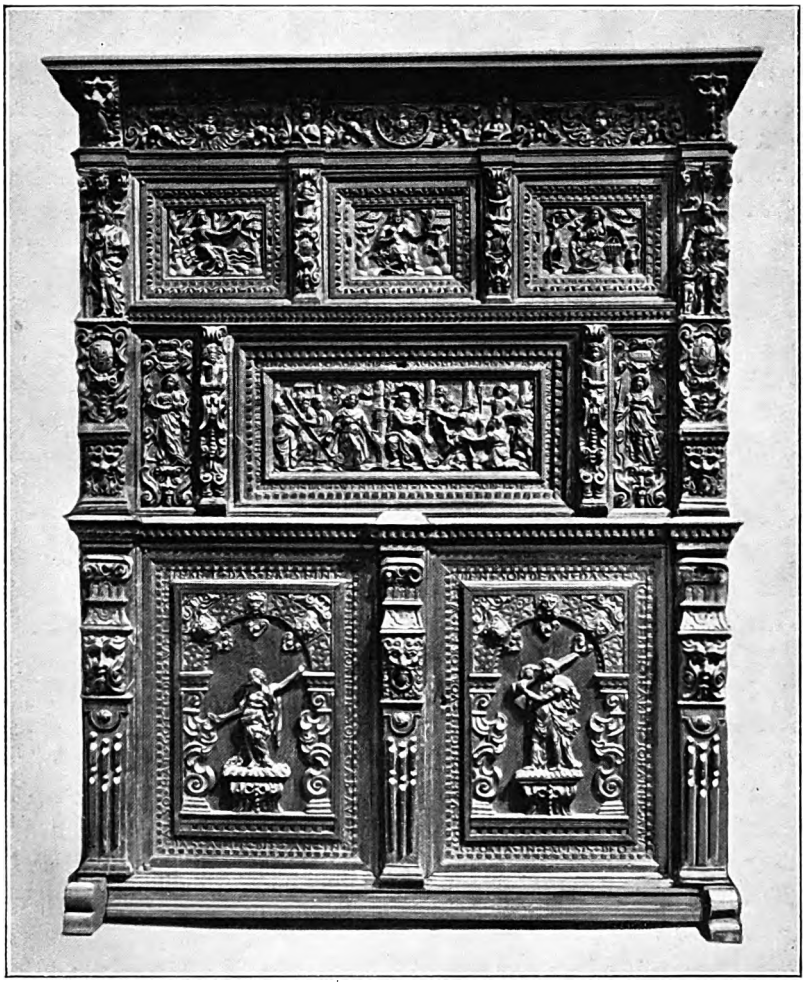


Abbildung 5
Bremischer Renaissanceschrank aus dem Jahre 1629
seit 1880 verschollen

Digitized by Google

Digitized by Google

zugeben, der uns höchst interessante Einblicke in den damaligen Sammler- sowie Altbesitz an bremischen Kunstwerken vermittelt. Von den 327 Nummern des Katalogs betreffen aber nur rund 70 spezielle Altertümer und kunstgewerbliche Gegenstände. Das übrige Ausstellungsgut umfaßte Bilder, Bücher, Handschriften, Münzen und Siegel. Als Sammlernamen begegnen uns Hermann Hanewinkel, Syndikus Dr. Motz, H. L. J. Kraus, Dr. med. Caesar, Dr. von Eelking, Math. Corssen und C. E. Schellhass. Es sei hier nur auf das Wichtigste hingewiesen. Der unter Nr. 2 ausführlich beschriebene herrlich geschnitzte Spätrenaissanceschrank von 1629, der damals Herrn F. C. F. Nielsen jun. gehörte, ist später um 1880 aus Bremen herausgekommen, ohne daß es bisher gelungen ist, seinen Verbleib zu ermitteln. Er war, wie aus einer glücklicherweise erhaltenen Abbildung hervorgeht (Abb. 5), noch in der Art der spätgotischen Schenkschiven gebaut und zeigte eine Prunkfassade, die manche Ähnlichkeit mit der geschnitzten Schauseite des jetzt im Focke-Museum befindlichen sogenannten Müllerschen Schrankes hatte. Die Mittelklappe enthielt eine Darstellung des Salomonischen Urteils, die übrigen Felder waren mit den teils halb-, teils vollplastischen Bildern der Tugenden und Laster geschmückt. Im gleichen Familienbesitz war noch ein etwas älterer Renaissanceschrank vorhanden, dessen oberer, von Halbsäulen flankierter Teil zuletzt in Büfettform umgearbeitet war. Auch dieses Möbelstück ist später verschollen. Der unter Nr. 3 genannte reich geschnitzte holländische Schenktisch mit Schrank von 1644 aus dem Besitz der Familie Smidt und mit deren Wappen geziert, ist bei dem Brand des Gutes zur Dunge 1887 zugrunde gegangen. Von weiteren Bremensien seien hier erwähnt: eine Truhenplatte mit dem Esthermotiv im Besitz des Herrn von Eelking, fünf Holzplatten von je 2 Fuß Länge mit bacchischen Darstellungen im Relief, Leihgaben des Bremer Staates[51]), ferner eine Reihe alter Waffen aus der Sammlung Schellhass, darunter die berühmte brandenburgische Rüstung, von deren Schicksal bereits die Rede war; sodann eine kleine goldene Uhr in Form eines Kreuzes in einem kristallenen Gehäuse, wovon ein sehr ähnliches Stück im Grünen Gewölbe zu Dresden ist. Die Dresdener Uhr, eine Arbeit aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts zeigt die Signatur des Uhrmachers Friedrich Hübner, Bremen, eines auch sonst bekannten und ausgezeichneten Meisters.

[51]) Diese Platten sind später verloren gegangen.

Digitized by Google

Vermutlich handelte es sich bei dem obigen Stück gleichfalls um ein Werk dieses bedeutenden Uhrmachers und vielleicht sogar um die gleiche Uhr, die später im Besitz des Sammlers Quentell war und im Jahre 1884 aus Bremen verkauft wurde, obwohl Dr. Focke sich sehr darum bemühte, sie unserer Stadt zu erhalten. Er konnte jedoch nichts ausrichten, da das Gewerbemuseum kein Interesse dafür bewies.

Von Zunftgeräten wird merkwürdigerweise nur der silberne Bäckeramtspokal von 1638 genannt, der später verschollen ist.

Daß diese höchst verdienstvolle Ausstellung tiefere Nachwirkungen gezeitigt hat, erhellt vor allem aus dem so bedeutsamen Umstand, daß sich bald darauf eine besondere Abteilung des Künstlervereins für bremische Geschichte und Altertümer konstituierte — die jetzige Historische Gesellschaft —, die fortan die Pflege der bis dahin so vernachlässigten heimatgeschichtlichen Interessen wahrnahm. Ja, die Sorge um die Altertümer stand ursprünglich sozusagen als erste Devise auf dem Banner dieser Sektion des Künstlervereins. Bereits im Jahre 1863 ging man mit dem Gedanken um, den sogenannten Oblatenboden auf dem Domsanbau für eine dauernde Ausstellung bremischer Altertümer herzurichten. Hierzu ist es allerdings nicht gekommen, und in der Folgezeit flaute der anfängliche altertumskundliche Enthusiasmus wieder etwas ab, da anderweitige historisch-wissenschaftliche Aufgaben die Kräfte des jungen Vereins stark in Anspruch nahmen. Der Gedanke an sich wurde jedoch keineswegs fallen gelassen; in jedem Jahresbericht des Vereins wird über die Sammelfortschritte des Vereins Rechenschaft abgelegt. In vieler Hinsicht als grundlegend muß der „Bericht über die Vorarbeiten für eine historische Sammlung" vom 15. 12. 1870 (Brem. Jahrbuch 6) angesehen werden, der von dem ausgezeichneten Kenner unserer heimischen Geschichte Dr. H. A. Schumacher verfaßt ist und einen sorgfältigen Überblick über die damals noch in öffentlicher Hand befindlichen älteren Kunstwerke gibt. Der Verfasser klagt sehr über den geringen Erfolg der bisherigen Sammelbemühungen des Vereins: „Es fehlen unserer Stadt bedeutende Werke aus alter Zeit; die Geschenke sind zum größten Teil nur wenig erheblich; es fehlt die Lust, das zahlreiche Mittelgut zu sortieren und sorgfältig zu bewahren; es fehlt überhaupt das allgemeine Interesse, das sonst mit städtischen Sammlungen solcher Art sich verknüpft." Entsprechend diesem pessimistischen Urteil erfuhr in der Folgezeit diese erste bremische Altertumssamm-

Digitized by Google

lung kaum mehr eine Vermehrung, ja sie hatte unfreiwillige Abgänge zu verzeichnen, da die Schränke mit dem Sammelgut, die im alten Künstlervereinshaus an einer ungünstigen Stelle standen und schlecht verwahrt waren, wiederholt erbrochen und bestohlen wurden. Es war daher ein gewisser Segen für die Sammlung, als sie dem im Jahre 1884 ins Leben gerufenen Gewerbemuseum als Grundstock übergeben wurde, kam sie doch nun endlich in sichere Obhut. Trotz den erwähnten verschiedenen Hemmungen kann diese altertumskundliche Sammeltätigkeit der Historischen Gesellschaft gar nicht hoch genug angeschlagen werden, ist ihr doch die Erhaltung des Hauptteils der bremischen Renaissancetruhenplatten zu danken, die heute eine der größten Sehenswürdigkeiten des Focke-Museums bilden. Es ist gar nicht auszudenken, in welchem Maße die bereits hinlänglich vollgeschriebenen Debetseiten im antiquarischen Schuldbuch Bremens noch mehr belastet worden wären, wenn jene Männer der Historischen Gesellschaft nicht unentwegt die Fahne des heimatgeschichtlichen Idealismus hochgehalten hätten.

Und doch ist es eine alte Weisheit, daß die Arbeit von Gruppen bzw. Kommissionen im allgemeinen nicht die Stoßkraft zu entwickeln pflegt, wie sie unter Umständen die Tat des seine ganze Persönlichkeit dafür einsetzenden Einzelnen haben kann. Die ganz großen Leistungen sind eigentlich stets dem einen Helden oder Genius vorbehalten geblieben.

In letzter Stunde erstand der getreue Ekkehart bremischer Altertums- und Heimatkunde, Dr. Focke, und schuf neben seinem Beruf mit einer geradezu inbrünstigen Hingabe an seine selbst gewählte Aufgabe in wenigen Jahrzehnten das nach ihm benannte Museum, das die letzten spärlichen Reste bremischer Vergangenheit vor dem drohenden Untergang rettete und zu einem unendlichen Quell geistiger Belehrung und gemütvoller Anregung geworden ist.

Wenn wir nun nach Beendigung dieses antiquarischen Spaziergangs durch die bremische Geschichte unseren Blick noch einmal zurückwenden, so steigen unter dem Eindruck der leider allzureichlichen Verlustanzeigen unwillkürlich die Fragen in uns auf, ob manches nicht hiervon hätte verhindert werden können und welche treibenden Momente als die Ursachen dieser bedauerlichen Erscheinungen anzusehen sind. Man hat wohl gesagt, daß das rücksichtslose Hinwegschreiten über die Gefühlswerte der Geschichte ein Zeichen

Digitized by Google

gesunder Vorwärtsentwicklung sei, und man hat das in ähnlicher Lage befindliche Hamburg zusammen mit Bremen Städten wie Lübeck und Lüneburg gegenüber ausgespielt, deren altertümliche Überlieferungen zwar viel zahlreicher sind, deren wirtschaftliche Aktivität seit dem Untergang der Hanse aber auch ungleich bescheidener gewesen ist. Diese Erklärung enthält einen starken Kern von Wahrheit, obwohl sie hinwiederum das hier vorliegende Problem nicht ganz umfaßt, da z. B. der Untergang der kirchlichen Kunst in Bremen aus ganz anderen Motiven erfolgt ist. Wie dem auch sei, allzulanges Grübeln über Vergangenes kann uns nicht weiterhelfen. Die einzige Möglichkeit, diese alten Scharten wieder auszuwetzen, besteht darin, die in den letzten Jahren so hoffnungsvoll aufgeblühten heimatgeschichtlichen Studien, Veranstaltungen und Sammelbestrebungen nach Kräften zu fördern. Die Historische Gesellschaft und das Focke-Museum arbeiten gemeinsam und mit Hingabe an dieser hohen Aufgabe, die zuletzt deswegen so lohnend ist, weil, wie aus dem Vorhergehenden zur Übergenüge hervorgehen dürfte, so unendlich viel nachzuholen und wieder gut zu machen ist. Beide Institutionen sind jedoch außerstande, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, wenn nicht die heimatlichen Interessen und die praktische Mitarbeit noch erheblich zunehmen. Möchten doch die obigen Ausführungen in diesem Sinne anregend und fördernd wirken!

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JUL 10 '30

Bremische Weihnachtsblätter

Herausgegeben von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins zu Bremen

Heft 2

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS
R L

Bremen im Sprichwort

Von

Hermann Tardel

Weihnachten 1929

Digitized by Google

Digitized by Google

JUL 10 '36

BREMEN IM SPRICHWORT

Von

Hermann Tardel

1929

G. Winters Buchhandlung Fr. Quelle Nachf.
Bremen

Digitized by Google

Digitized by Google

Bevor wir der Frage nähertreten, ob die Stadt Bremen als Kulturmittelpunkt mittelbar oder unmittelbar sprichwortbildend gewirkt hat, erscheint es angebracht, einiges Allgemeine zur Theorie des Sprichworts vorauszuschicken[1]).

I.

Wenn Martin Luther einmal sagt: „Es ist ein fein Ding umb *proverbia germanica* und sind starke Beweisung", so meint er wohl, daß die deutschen Sprichwörter vor denen anderer Völker eine besonders starke ethische Beweiskraft besitzen und als christliche Lebensregel dienen können. Für die Wissenschaft ist das Sprichwort ein vielseitiges Problem mit zahlreichen ungelösten Fragen, zu denen auch die nach der ethischen Gültigkeit und die andere, ob dem deutschen Sprichwort wirklich eine bevorzugte Stellung vor denen anderer Nationen einzuräumen ist, gehören. Während Adolf Spamer[2]) dem Sprichwort im System der Volkskunde nur einen bescheidenen Platz einräumen will, sieht G. Bebermeyer[3]) gerade im Sprichwort ein weites Betätigungsfeld der Volkskunde, das trotz aller Vorarbeit noch wenig erschlossen sei. Er erkennt diese Aufgabe in der Darstellung der Geschichte der einzelnen Sprichwörter, ihrer Quelle, der ältesten Fassungen und der jüngeren Entwicklung, doch auch Spamer gibt zu, daß die Lebensdauer des einzelnen Sprichworts und der Sprichwörtervielheit in den verschiedenen Volksschichten der Beachtung bedarf, und daß die Entstehungslegenden, die sich um einzelne Sprichwörter ranken, echtes Volkssagengut sind. Spamers kritische Zurückhaltung ist wohl zum Teil die Nachwirkung der Arbeiten Friedrich Seilers[4]), die über die literarischen Quellen vieler volksläufigen Sprichwörter Licht verbreitet und den wichtigen Einfluß der gelehrten Oberschicht auf die Bildung des Sprichworts festgestellt haben. Auch die verbreitete Meinung, daß der Charakter eines Volkes sich in seinem Sprichwörterschatz wahrheitsgetreu abspiegele, ist von ihm mit guten Gründen bestritten worden. Ein erheblicher Teil der Sprichwörter, und gerade der ethisch wertvollste, ist nachweisbar nicht national gebunden, sondern Gemeingut der alten europäischen Kulturvölker. Ebenso hat der Gedankeninhalt vieler Sprichwörter nichts

Digitized by Google

spezifisch Nationales, sondern trägt allgemein menschliches Gepräge, und selbst die Kunstform des Sprichworts, sowohl die innere der geistigen Schlagkraft und der Bildhaftigkeit im Ausdruck wie die äußere bestimmter Stilmittel, ist bei allen diesen Völkern die gleiche. Die Gründe dafür liegen in der gemeinsamen Beeinflussung durch die Antike und das Christentum, in dem ungefähr gleichen Kulturniveau und in der stilistischen Verwandtschaft der nationalen Sprachen überhaupt. Was hier vom Sprichwort gesagt ist, gilt ähnlich auch vom Volkslied und vom Volksmärchen, die vielfach nach Inhalt und Gestaltung ein übernationales Antlitz zeigen. Von solchen Erwägungen aus versteht man es, wenn Hans Naumann[5]) zu dem Ergebnis kommt, daß sich aus den Sprichwörtern weniger der Charakter eines Volkes als vielmehr der Charakter der primitiven Gemeinschaft, des Volkes an sich, ableiten lasse. Diese Auffassung ist, vom genetischen und vergleichenden Standpunkt aus gesehen, gewiß richtig, aber sie erschöpft das Problem nicht.

Daneben darf der — sagen wir — biologische Gesichtspunkt nicht außer acht gelassen werden. Wie Volkslied, Volkssage und Volksmärchen ist das Sprichwort ein Lebendes. Es lebt nur in engster Verkettung mit einer bestimmten Volksgemeinschaft in einer bestimmten Nationalsprache oder nationalem Dialekt, und es müssen sich daher im Laufe der Entwicklung zwischen ihm und dem Volkscharakter notwendigerweise Beziehungen herausbilden. Es gibt auch wirklich neben dem internationalen Sprichwörtergut ein national begrenztes, neben den in der gebildeten Oberschicht eines Volkes entstandenen und ins „Volk" abgeglittenen Sprichwörtern solche, die, in der Unter- und Mittelschicht erzeugt, entweder dort verharren oder unter Umständen eine Aufwärtsbewegung nach oben erfahren. Es gibt besondere regionale und provinzielle Sprichwörter, die, wenn sie aus dem allgemeinen Sprichwortreservoir der Nation entstammen, doch eine Auslese nach regionalen Bedürfnissen darstellen, wobei an dem übernommenen Grundstock oft Umgestaltungen vorgenommen werden, und unter günstigen Bedingungen können sogar aus engem lokalen Milieu wertvolle Neubildungen entstehen. Diese auf einen Volksstamm, eine Landschaft oder eine Stadt bezogenen Sprichwörter sind ein Ausdruck und Niederschlag der hier herrschenden Volksmeinung und werden von dem Charakter dieses Volksteiles doch wohl in etwas Zeugnis ablegen können, aber dieses Etwas ist nicht leicht zu erfassen, da

Digitized by Google

individuelle Schöpfungskraft und kollektive Aufnahmefähigkeit ganz ineinanderfließen.

In diesem Zusammenhang sind die sprichwörtlichen Redensarten den eigentlichen Sprichwörtern gleichzustellen. Der auf strenge Logik eingestellte Wissenschaftsgeist verlangt allerdings eine reinliche Scheidung zwischen beiden Arten, aber diese Unterscheidung, die das Volk als Bewahrer der sprichwörtlichen Rede nicht kennt, läßt sich nicht scharf durchführen. Die von Seiler und Bebermeyer gegebene Definition des Sprichworts als eines volksläufigen Spruches von geschlossener Form, von bildhaftem Ausdruck und lehrhafter Tendenz gilt im Grunde auch von der sprichwörtlichen Redensart, nur daß bei letzterer die Form lockerer ist und die Neigung zur Belehrung nicht so absichtsvoll hervortritt. Im folgenden wird kein grundsätzlicher Unterschied zwischen beiden Arten gemacht, auch werden volksläufige Reimsprüche, Inschriften und Spottwendungen unbedenklich herangezogen.

Wir wollen nun die aufgezeigten Sprichwortprobleme, die mehr philologischen nach Sprache, Inhalt und Verbreitung sowie die mehr kulturgeschichtlich-volkskundlichen nach Sinn und Bedeutung, in bezug auf ein ganz begrenztes Gebiet, den Stadt-Staat Bremen, behandeln und dabei noch eine weitere Einschränkung vornehmen, indem nur Sprichwörter mit spezifisch bremischem Gehalt ausgewählt werden, d. h. nur solche, die sich irgendwie auf Land und Leute innerhalb Bremens beziehen, und die in der Stadt oder dem oldenburgisch-hannoverschen Hinterland volksläufig waren oder sind.

Bremen stellt inmitten des nordwestdeutschen Kulturkreises in seiner inselhaften geographischen Abgeschlossenheit, die erst durch die modernen Verkehrsmittel überwunden wurde, und durch seinen jahrhundertelang mit größter Zähigkeit geführten Kampf um seine politische Selbständigkeit auch kulturell ein eigenartiges Gebilde dar. Dies Eigene wollen wir das Hanseatische nennen. Es besteht aus zwei Komponenten, dem konservativ-restringierten und dem expansiven Zug im Wesen des Bremers; jener blickt in die Enge nach Haus, Familie, Stadt und Staat, dieser in die Weite, übers Meer, ins ferne Ausland. Es ist nun die Frage zu stellen, ob das allgemeine bremische Kulturmilieu und der Charakter des Bremers im Sprichwort und in der sprichwörtlichen Rede einen Nachhall gefunden haben.

Die Hauptquelle für ältere bremische Lokalsprichwörter ist das noch jetzt unschätzbare „Bremisch-niedersächsische Wörterbuch"

Digitized by Google

(1767—71). Verwertbare Angaben bietet auch Karl Julius Weber, der Lachende Philosoph („Demokritos"), bei der Beschreibung Bremens in seinem Buch „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" (1826—28). Weitere Ausbeute gewähren zahlreiche, als „Bremensien" zu bezeichnende Werke der verschiedensten Art, gelegentliche Mitteilungen in der Tagespresse und Hinweise bei neuplattdeutschen Schriftstellern bremischer Herkunft. Dazu kommen eigene Beobachtungen und vielfache Erkundigungen bei alten Bremern. Dadurch konnten die sehr spärlchen Angaben in Wanders „Deutschem Sprichwörter-Lexikon" (1867) und in M. Plauts hier zu erwähnender Sammlung „Deutsches Land und Volk im Volksmund" (1897) erheblich vermehrt werden[6]). Wo keine gedruckten Quellen angemerkt sind, liegen Ermittelungen aus der Tradition vor.

II.

Wenn wir nun *lant unde liute* im Sprichwort verfolgen und mit dem Territorialen beginnen, so ist daran zu erinnern, daß in früherer Zeit Bremen nicht bloß die Bezeichnung für die Stadt und das Landgebiet, sondern auch für das Erzstift und das Herzogtum war. Die geologische Tatsache, daß der große aus Geestland bestehende Landstreifen zwischen Weser und Elbe, zwischen Bremen und Hamburg im Vergleich zu den aus üppigem Marschboden gebildeten Randgebieten in der Mitte unfruchtbar ist, hat aus der Beobachtung heraus bei Städtern und Bauern sprichwortbildend gewirkt. Hermann Allmers sagt im „Marschenbuch" (1857)[7]): „Vom Herzogtum Bremen ist daher der alte gute Vergleich entstanden, daß es wie ein schlechter Mantel sei mit goldener Kante oder gar wie ein magerer Pfannkuchen". Von diesen beiden Vergleichen läßt sich nur der erste in ältere Zeiten zurückverfolgen. Der bekannte Humanist und Theologe David Chytraeus (1531—1600) bespricht in seinem umfangreichen Werke „*Saxonia*" (Lipsiae 1611 S. 62) die an Getreide und Früchten reichen Gebiete an den Ufern der *Albis* und *Visurgis* und den unkultivierten mittleren Streifen *inter Stadam et Bremam* und sagt: *Itaque pallio expanso dioecesin Bremensem vulgo comparant, cuius duae anteriores orae . . . fructuosissimis agris et pascuis velut holoserico praetextae; reliqua latitudo ex levidensi filo aut canabi contexta sit.* Die Diözese

Digitized by Google

gleicht also einem an den Rändern ganzseidig verbrämten Mantel, dessen sonstige Breite aus leichtmaschigem Faden oder Hanf besteht. Spätere Schriftsteller sprechen meistens von einem abgeschabten Mantel mit goldener Verbrämung[8]). Aus denselben geologischen Ursachen wird Schleswig-Holstein mit einem wollenen Mantel und samtverbrämten Seiten verglichen[9]). Der von Herm. Allmers angedeutete Pfannkuchen-Vergleich läßt sich aus neueren Quellen in bezug auf Ostfriesland belegen: *Oostfreesland is as'n Pankook, de Rand is't Best*[10]); ebenso in Beziehung auf Schleswig-Holstein[11]). Ein dritter entsprechender Vergleich lautet: *Oostfreesland is'n röttrige* (fauler) *Appel, de Rand is dat Best dran*[12]). Im allgemeinen macht der Pfannkuchen- und Apfel-Vergleich einen volkstümlicheren Eindruck als der mehr städtische Mantel-Vergleich[13]).

Die schlechten Zufahrtstraßen von Hannover und Oldenburg nach Bremen, die früher aus holperigen Stein- und Knüppeldämmen bestanden, haben die Wendung *„Dat is so lik* (gerade) *as de Weg na Bremen"* entstehen lassen, wozu das Brem.-nds. Wtb. (I, 138) bemerkt, daß man so *ironice* von einem Dinge sage, das schief und krumm ist. Diese Spottformel ist wohl ebensosehr von den Umwohnern als von den Bewohnern Bremens geprägt worden. Auch Carl Julius Weber zitiert die Wendung, fügt aber hinzu, daß die neueren, aus der napoleonischen Zeit stammenden Kunststraßen dem sich der Stadt nähernden Reisenden anzeigten, Bremen sei ein wohlhabender und wohlregierter kleiner Freistaat. Außerhalb Bremens ist diese Wendung bis auf die Gegenwart nicht ganz verloren gegangen. Sie wird von C. J. Hibben-Leer für Ostfriesland angeführt. Für Schleswig-Holstein bucht sie Hein. Handelmann[15]) als *dat geit so lik as de Weg na Bremen* (d. h. krumm und schief) und im besonderen nennt sie Hinrich Wriede[16]) für die Elbinsel Finkenwerder in der Form *dat is scheef as de Weg na Bremen.* Dann versteht man eine Stelle in dem Roman „Seefahrt is not" des aus Finkenwerder stammenden Gorch Fock: „Der verrufene schiefe Weg nach Bremen hielt die andern Ewer fern" (nur der Schiffer Klaus Mewes hatte sich dadurch nicht abschrecken lassen und war bis zur Schlachte in Bremen gesegelt, wo er seine Schollen gut absetzte).

In der Nähe der Station Stubben an der Bremen-Bremerhavener Eisenbahn gibt es in der Försterei Wolthöfen drei alte Waldbestände, den Rehhagen, den Bockhorst und den „Bremer Wald", welch

Digitized by Google

letzterer nach einer unbestimmten Tradition schon den Bremer Erzbischöfen als Jagdrevier gedient haben soll[17]). Das Idioticon Hamburgense des Michael Richey (1755) gibt nun für den Begriff „sehr alt" die Redensart *so old as de Bremer Wold* an (S. 177) und unser Brem.-nds. Wtb. (V, 285) übernimmt die Wendung als „Sprichwort bei den Hamburgern". Auch Schützes Holsteinisches Idioticon (III, 173, 373) führt es an[18]). Man könnte zunächst geneigt sein, die Wendung auf den genannten alten Waldnamen zu beziehen, indes muß die Angabe in Joh. C. Dähnerts Pommerschem Wörterbuch (1781)[19]) *old as de Bemer Wold* stutzig machen. Ebenso sagt in einem schleswig-holsteinischen Märchen das vertauschte Zwergenkind: *Ik bün so old as de Behmer Woold*[20]). Auch sonst kommt diese Formel mit anderer Lokalisierung in Wechselbalg-Sagen vor, so in einer hessischen: „Nun bin ich so alt wie der Westerwald"[21]). Das Ursprüngliche wird, wie bereits Joh. Bolte[22]) angemerkt hat, der „Böhmer Wald" sein, der im niederdeutschen Sprachgebiet leicht auf den „Bremer Wald" umgedeutet werden konnte, wobei es noch gar nicht einmal nötig ist, daß der wirklich existierende Wald dieses Namens gemeint sein sollte.

III.

In städtischer Umwelt ist es nur natürlich, daß die sprichwörtliche Rede des Volkes an die großen, eindrucksvollen öffentlichen Gebäude, die sakralen wie die profanen, anknüpft und von hier aus zu Beobachtungen und Betrachtungen gelangt.

Da die bremische Bevölkerung sich seit der Dordrechter Synode von 1618 überwiegend dem reformierten Bekenntnis zugewandt hatte, so bildeten auch die vier reformierten Kirchspiele der Altstadt im Volksbewußtsein eine Einheit, während der lutherische, zeitweise geschlossene und in fremdem Besitz befindliche Dom eine Sonderrolle spielte. Auf diese vier alten Kirchspiele gibt es einen gereimten Vierzeiler spruchartigen Charakters, der zwar erst in der Smidtschen Sammlung bremischer Kinderreime von 1836 überliefert ist, aber doch erheblich älteren Datums sein dürfte:

Leven Froen — de Raad,
Sunt Scharjes — de Staat,
Sunt Steffen — de Eerbarkeit,
Sunt Marten — wo de Wind daer weit.

Digitized by Google

Die Liebfrauenkirche erscheint hier mit Recht wegen ihres Alters und ihrer Lage in der Nähe des Rathauses als die vornehmste, als die eigentliche Ratskirche, in der der Rat selbst zuweilen Sitzungen abhielt. Wenn für die Ansgariikirche besonders der „Staat", d. h. die Pracht, angeführt wird, so galt sie wohl als Kirche der Kaufmannschaft (sonst wird Martini in diesem Sinne genannt). Die „Ehrbarkeit" der Stephanigemeinde wird sich auf das ehrbare Zunfthandwerk beziehen. Noch im Jahre 1822 schreibt A. Storck[23]) über die Bewohner dieses Kirchspiels: „Aus Seefahrern und Fischern besteht der größte Teil der Stephanigemeinde. In keinem der bremischen Kirchspiele hat sich so viel Eigentümliches erhalten. Sagen und alte Volkslieder sind hier zu Hause, auch die Sprache hat etwas Besonderes." Während diese drei Kirchspiele nach der gesellschaftlichen Schichtung ihrer Mitglieder geschieden werden, bezieht sich die Bemerkung über die Martinikirche auf die freie, den Winden stark ausgesetzte Lage der Kirche unmittelbar am Ufer der Weser[24]). Eine Variante *San Marten, wo't Water dör geit*[25]) nimmt auf die früher bei Hochwasser häufigen Überflutungen dieser Gegend Bezug. Eine andere, von Georg Droste in der Sammlung „For de Fierstunnen" (1910) mitgeteilte Lesart:

Dom — Dicktoorn,
Schars — Spitztoorn,
Martini — Wo de Wind dörweiht,
Leeben Frooen — de so scheebe steiht,
Un Steffens is de Ehrbarkeit!

fügt auch den Dom hinzu und bestimmt drei Kirchen nach der äußeren Form ihrer Türme: der Dom hatte früher lange Zeit hindurch nur ein stumpfes Dach, dann eine sogen. Haube, während Ansgarii und Liebfrauen über sehr spitze Türme verfügen, von denen der von Liebfrauen auch noch schief ist. Derartige charakterisierende Kirchspielreime in asyndetischer Form kommen auch sonst in norddeutschen Städten wie Hamburg und Rostock vor[26]).

Eine zweite, von Smidt angeführte, aber gleichfalls ältere Wendung *Dom — Dickkopp, Leven Froen — Spitzkopp* führt uns unmittelbar in die scharfen, bis in das alltägliche Leben hineinreichenden Gegensätze zwische Lutheranern und Reformierten. Die Spottnamen Dickkopf für die Lutheraner und Spitzkopf für die Reformierten stammen vermutlich von den angegebenen Kirchturmformen her. In

Digitized by Google

übertragenem Sinn liegt darin für die Lutherischen der Vorwurf der Dickköpfigkeit, des dogmatischen Starrsinns; ob für die Reformierten der Tadel der Spitzfindigkeit darin zu suchen ist, steht dahin[27]). Diese Schimpfnamen müssen auch in Ostfriesland, wo die beiden Parteien sich in gleich heftiger Weise befehdeten, gang und gäbe gewesen sein, denn sie haben sogar auf die stets spottlustige Schuljugend abgefärbt. Noch vor etwa 40 Jahren entluden sich diese Gegensätze in Emden in gegenseitigen Anwürfen *„Reformeerde Spitzkopp"* und *„Lutterse Dickkopp"*[28]). Der lutherische Junge sagte auch wohl: *Reformeerde Spitzkopp, holl dien Mul un nickkopp!* oder: *Sitt achter de Dör un nickkoppt.* Welche grotesken Formen der konfessionelle Hader in Bremen annehmen konnte, beweisen Geschichten und Wendungen, die noch lange mit Behagen erzählt wurden, als die schlimmsten Auswüchse längst durch den Einfluß des Rationalismus beseitigt waren. Ein eifriger Reformierter, so berichtet Carl Julius Weber (III, 759), versagte einst seinem lutherischen Nachbar die Weide mit den Worten: „Nie sollen durch meine Schuld lutherische Kühe reformiertes Gras fressen." Wenn die Turmbläser des lutherischen Doms ihre Sammlungen abhielten, wurden sie nicht selten mit der Bemerkung abgefertigt: *Ick heff' niks hört, ick bin ook reformeert, ick gäv niks*[29]). Die Stärke des konfessionellen Zwistes erklärt sich nicht bloß aus religiösen, sondern ebensosehr aus politischen Gründen, denn der im Besitz des Erzbischofs, dann der Schweden, Dänen und Hannoveraner befindliche Dom war den Bremern als Staat im Staate aufs äußerste verhaßt. Wir lächeln heute über das Kleinliche eines solchen Standpunktes — dem Ziegeleibesitzer in Dreyers „Probekandidaten" ist es ganz gleichgültig, ob er orthodoxe oder liberale Ziegel streicht, aber wir wollen uns vor pharisäischer Überhebung hüten, fehlt es doch in katholisch-protestantischen Grenzgebieten keineswegs an entsprechenden versteckten Gehässigkeiten.

Auch ein in die Augen fallendes Gemälde in einer Kirche kann zu sprichwörtlichen Wendungen Anlaß geben. Im Dom befindet sich über der westlichen Eingangstür ein das Jüngste Gericht darstellendes und angeblich Rubens nachgebildetes Ölgemälde, ein Exvoto einer bremischen Bürgerin, über das Arthur Fitger urteilt: „Das Bild genießt in unserer Stadt einer gewissen Verehrung, die aber wohl wesentlich der Größe der Leinwand auf Rechnung zu setzen ist, denn weder kompositionell noch koloristisch erhebt es sich über das

Digitized by Google

Niveau der Zeit"[30]). Der sonst unbekannte Künstler hat sich am Rande als *H. Berichau fec. Hamb. An. 1698* genannt. Unter den verschiedenen Teufelsgestalten des Bildes ist der große mit einer blauen Jacke bekleidete in der Mitte den Zeitgenossen besonders aufgefallen, und daher stammt nach Chr. N. Roller (1799)[31]) das Sprichwort des „gemeinen Mannes": *Der lutherische Teufel ist blau,* worin wohl ein Sarkasmus von seiten der Reformierten liegt, da man sich den Teufel für gewöhnlich schwarz vorstellt.

Dasselbe Gemälde und derselbe Teufel hat noch eine andere, nicht konfessionell zugespitzte Redewendung hervorgerufen, die das Brem.-nds. Wtb. (I, 279) anführt: *he sut uut as de Düwel in dem Doom* für: er sieht gräulich aus. Die Redensart findet ein gewisses Analogon in der weitverbreiteten Wendung vom Tod von Ypern, die das schlechte Aussehen eines Menschen mit der Todesgestalt in Verbindung bringt. Die holländische Urformel lautet: *het is de dood van Ypern* für eine sehr magere und verfallene Person[32]). Die kunstgeschichtliche Frage, ob eine bestimmte Plastik oder ein bestimmtes Gemälde in Ypern die Wendung hat entstehen lassen, scheint noch nicht geklärt zu sein. Bei der Wanderung von Holland durch Deutschland bis in die Schweiz hat wohl nur die allgemeine Vorstellung von etwas besonders Grausigem vorgeschwebt. Ich gebe einige Hinweise. Im Oldenburgischen und in Ostfriesland sagte man: *he sütt ut as de Dood van Ypern*[33]). In der Grafschaft Mark und im Bergischen ebenso: *hä sühd ut as de Däud fan Ypen (Neipen)*[34]) als Ausdruck für „entsetzlich dürr und elend". In der südlichen Oberlausitz und dem benachbarten böhmischen Niederland sagt man von einer Person, die bei einer unerwarteten Erscheinung oder einer überraschenden Mitteilung starr und stumm steht: *Du stehst da wie das Bild von Nippern*[35]). Allgemein verwandt ist ferner die auf dem Lübecker Totentanz zu beziehende Phrase: *he seet ut as de Dood van Lübeck*[36]). In Nürnberg heißt der Vergleich: *Tood von Forchem* (nach Forchheim zwischen Erlangen und Bamberg)[37]). In Dresden findet sich Ähnliches: „er sieht aus wie der Schwarze Herrgott zu Dresden" nach einem großen Kruzifix in der Kreuzkirche, das durch die vielen, ihm zu Ehren angezündeten Lichter schwarz gefärbt war, und „er sieht aus wie der Dresdner Totentanz" nach einem aus Sandsteinfiguren gebildeten Totentanz auf einem Gottesacker in Dresden-Neustadt[38]).

Digitized by Google

Die bremische Wendung vom Teufel berührt sich eng mit dem Formeltypus vom Tod.

Die im Jahre 1820 ganz abgebrochene alte Wilhadikirche (sie lag da, wo jetzt die Neue Börse steht) diente, nachdem sie im Jahre 1528 geschlossen wurde, zuerst als Zeughaus, dann seit 1598 als städtisches Hopfenmagazin, weshalb sie im Volksmund die *Hoppenkarke* hieß. Das Brem.-nds. Wtb. (II, 655) verzeichnet zwei ironische Wendungen, die die Kirche als leer und für den Gottesdienst geschlossen voraussetzen: *he schrijet, as wen he in der Hoppenkarke is* (er schreit, als wenn er allein in der Welt wäre) und *wi wilt ene Danksagung in der Hoppenkarke doon laten,* was man von einer glücklichen Begebenheit sagt, die einen aber nicht rührt, und worüber man spottet. Auch die Redensart: *Aneweten Lüde hört na den Kloster* (Brem.-nds. Wtb. I, 17) im Sinn von „Narren müssen ins Tollhaus", ist hier zu erwähnen, wenn W. Heymanns[39]) Erklärung, wonach das St.-Johannis-Kloster gemeint ist, das nach der Reformation in ein Irrenhaus umgewandelt wurde, richtig ist[40]). Ob die Redensart: *Dar lopt wat van St. Annen mit under* für „man darf nicht allem, was gesagt wird, völligen Glauben schenken" (Brem.-nds. Wtb. I, 20) irgendeine Beziehung auf Bremen in sich birgt, ist unklar.

In der neueren bremischen Volksüberlieferung spielt der Ansgariikirchturm eine eigentümliche Rolle, auf dem, wie Alb. Herm. Post[41]) angibt, drei alte Jungfern sitzen und den Knopf scheuern. Neuere Aufzeichnungen stellen den Sinn klarer heraus. Man sagte allgemein: *Ole Jungfern mutten Knoop putzen* oder bestimmter, wenn junge Mädchen mit 30 Jahren noch unvermählt waren: *de mutten up'n Scharrstorm stiegen un den Knoop putzen,* oder als eine Art Altersbestimmung: *de kann wol all den Knoop putzen.* Bei absichtlich kindlichem Verhalten oder bei einer gewissen Unreife kann man hören: *se hett sick wi 'n sugend Kind un kann woll all den Knoop putzen.* Der bremische Volksschriftsteller Heinr. Helmers bringt die Wendung in bezug auf den Domsturm und fügt als Gegenstück für Junggesellen hinzu: *de mutt um twölf Uhr middags in Hemdsärmel den Domshoff affegen*[42]). Es liegt ein altertümlicher, weitverbreiteter Sterilitätsspott vor, der alten Jungfern nach ihrem Tode bestimmte Straforte zuweist, wo sie zwecklose Arbeiten verrichten müssen. Am nächsten verwandt sind Angaben aus Schlesien, Wien, Frankfurt a. M. und Basel, wo sie

Digitized by Google

einen Kirchturm (in Wien den Stephansturm) abreiben, bohnen, wischen oder den Knopf desselben scheuern müssen[43]).

Im Gegensatz zu den angeführten, sämtlich der Unter- und Mittelschicht der Bevölkerung angehörenden Wendungen sei hier eine andere in der Oberschicht entstandene und nur in ihr weiter verbreitete angeführt. Als inmitten der Bedrängung der Stadt durch die katholisch-kaiserliche Partei im Jahre 1554 bei der Wachtstraße das neue Brückentor erbaut wurde, erhielt es die lateinische Inschrift *Conserva, Domine, hospitium ecclesiae tuae!* Das Tor wurde 1686 abgebrochen und die Inschrift einem Neubau eingefügt, der 1839 abgerissen wurde[44]). Der Gedanke, daß Bremen eine „Herberge" der protestantischen Kirche für links und rechts gerichtete Prediger sei, hat sich in theologischen Kreisen bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten, nicht aber im Volk, für das der Gedanke zu abstrakt ist. Als die Rationalisten die bremischen Kanzeln gewannen, konnte der Pietist Gottfried Menken die Stadt parodistisch eine „Herberge des Satans" (1806) nennen. In unseren Tagen haben liberale und radikalmonistische Prediger, die, im Reich wegen ihrer Gesinnung verketzert, hier eine neue Heimat und Wirkungsstätte fanden, der Stadt gern den Ehrennamen der Herberge der Kirche gegeben.

Wenden wir uns nun den auf profane Denkmäler bezüglichen Sprichwörtern zu, so darf noch weniger als bei den sakralen erwartet werden, daß sie der staatspolitischen oder kunstgeschichtlichen Bedeutung dieser Bauten überhaupt Rechnung tragen, denn der Bürger, der im Kampf ums Dasein tagein tagaus, Jahr um Jahr am Roland und am Rathaus vorbeitrottet, wird völlig abgestumpft gegen Schönheit, Geschichte und ideale Geltung dieser alten Stätten. Und doch knüpft die Volksmeinung und der Volkswitz mit Vorliebe an diese, in die Augen springenden Bauten an, freilich meist nur, um sich in derbsinnfälligen, respektswidrigen Ausdrücken zu äußern.

Auf den Roland bezüglich führt unser Wörterbuch zwei Stellen an. Zunächst eine, in der der Roland gleichsam als Popanz erscheint. *De den Roland seen will, moot den Mund vull Knaken hebben* (II, 817) wird gebraucht, wenn man diejenigen, die die große Rolandstatue noch nicht gesehen haben, vexieren will. Man muß den Mund weit aufreißen, muß Knochen (Zähne) im Mund haben, wenn man dem gewaltigen Recken nahekommen will.

Digitized by Google

Sodann: *Man hanget dem Roland de Luchte vor dem Eers* (III, 31) mit der richtigen Erklärung, daß dies besondere Sprichwort aus der allgemeineren Wendung *enem de Luchten agter dem Eers hangen*, d. i. jemand hinters Licht führen, entstanden sei. Der Sinn wäre, daß auch ansehnliche und kluge Leute sich hinters Licht führen lassen wie Roland, hinter dessen Rücken früher tatsächlich eine Laterne aufgestellt war. Nach G. Focke[45]) läßt ihr Standort vermuten, daß sie abends beim Appell und Aufziehen der Bürgerwache die Aufsicht und Einteilung der Wachmannschaften erleichtern sollte. Die allgemeinere Formel ist auch anderweitig zu belegen. Ostfriesisch: *Ji hangen mi 't Lücht voor de Neers* für jemand keinen reinen Wein einschenken, etwas verschleiern[46]); oldenburgisch: *he sitt mit'n eers na't lucht as de holskenmakers* (Holzschuhmacher)[47]). Auf die Roland-Laterne und das genannte Sprichwort wird in einem älteren, bremisch-niederdeutschen Hochzeitsgedicht zur Vermählung von Arnold Tidemann und Lucia Deneken angespielt:

So is et säker inner Daht,
Ey kumm, willt Bloomen bräken.
Ick lach er um, een Leefes-Praat
Wart twuschen se afstäken.
De Saken sunt wol ehr gebeert,
Dat Leed is vaken sungen.
Wo lange hät vor Rolands Steert
De Luchten all gehangen[48])?

Auch Carl Julius Weber läßt sich bei der Beschreibung des Roland das „witzige" (geistreiche) Sprichwort der Bremer nicht entgehen, und da ihm die häufige Verwendung des Wortes *eers* bei den „Platten" (so beliebt er für Plattdeutsche zu schreiben) überhaupt aufgefallen ist, so bemerkt er, daß bei ihnen der *eers* genau so ehrlich sei wie bei den feinen franzosen der *cul*[49]). Die Roland-Laterne ist in dem von Eduard Melchers gestifteten, von dem Bildhauer Gangloff geschaffenen Modell des Marktes um etwa 1800 (Focke-Museum) nicht vergessen.

Als oldenburgisches Neckwort gegen Bremen nennt Goldschmidt (1856)[50]) ohne nähere Erklärung: *He is so wis as dat . . . khus to Bremen, dat foor Klookheit umfull.* Auch ohne weitere Angaben verzeichnet für Ostfriesland ten Doornkaat-Koolman: *he is so wis as 't kakhuske to Bremen, dat for luter wisheid infull*[51]); erst Hibben-Leer macht dazu die Bemerkung, daß das Sprichwort von Überklugen oder

Digitized by Google

Naseweisen gebraucht wird. Der eigentliche Sinn wird erst aus dem Niederländischen klar. Harrebomée führt an: *Hij is zoo wijs als het raadhuis* (oder *oude raadhuis) te Bremen, dat van wijsheit omver viel* (oder *boog, drie dagen eer 't viel);* ebenso das Woordenboek: *Hij is zoo wijs als het raadhuis* (oder *het kakhuis) van Bremen, dat van wijsheid omverviel* (oder *vanzelf leegliep)* als Bezeichnung für einen anmaßenden und eingebildeten Menschen[52]. Hiernach richtete sich das Sprichwort ursprünglich gegen die im „Rathaus" symbolisierte bremische Obrigkeit, der Überklugheit und Überhebung vorgeworfen wird. Die Umdeutung in lautlich verwandtes Kackhaus vergröbert und verallgemeinert die Wendung. Dem Gedanken und der Form nach ähnlich sind ostfriesisches *He is so wis as Salomons Katt, de vör luter wisheit van't stövken* (Feuerkieke) *full* und *he is so wis as de Lünink* (Sperling) *up de Achterdöre*[53]. Vielleicht finden sich weitere Analogien, um ein Sprichwort-Klischee erkennnen zu lassen. Aus Bremen selbst ist die Wendung nicht belegt.

Seit 1532 gab es am Markt ein besonderes Akzise-Haus, seit 1625 daneben ein Konsumptions-Haus, außerdem bei zunehmendem Wachstum der Stadt kleinere Akzisen in den Vorstädten, so beim Krimpel, bei der Hakenburg, an der Schwachhauser Heerstraße (seit 1902 Polizeiwache), zur Erhebung der verschiedenen Abgaben und Steuern. Es mag da zu Zeiten sehr lärmend zugegangen sein, denn unser Brem.-nds. Wtb. (V, 315) verzeichnet: *t' is hier as wen't up der Zise is,* und Marie Mindermann *(1860): dat is dar as up'r Zise,* sonst auch: *et geiht dor her as up'r Zise.* Das erinnert an die bekannte, hochdeutsch und dialektisch vorkommende Wendung von dem Lärm in der Judenschule oder Judenkirche (ostfriesich: *'t geit der her as in'n Jödenkark,* auch *Jödenharberge;* holländisch: *Het gelijkt wel eene Joden-kerk)*[54].

IV.

Die auf einzelne Straßen, Stadtteile und die Umgebung Bremens bezüglichen Wendungen sind mit ein paar im Brem.-nds. Wtb. verzeichneten Ausnahmen erst aus dem verflossenen Jahrhundert nachweisbar, können aber zum Teil älteren Ursprungs sein.

In der Altstadt gibt es eine schon in den ältesten Lassungsbüchern erwähnte Hundestraße (jetzt unterscheidet man Große und

Digitized by Google

Kleine Hundestraße). Darauf bezieht sich die von unserem Wörterbuch (II, 671) genannte Redensart: *enem de Hundestrate wisen* für jemand fortjagen, jemand die Tür weisen. Vom Hunde hat die Volksmeinung eine doppelte Anschauung. So sehr sie seine Anhänglichkeit an den Menschen schätzt, gilt er doch oft wie in diesem Fall als verächtliches Tier (es sei auch an die mittelalterliche Strafe des Hundetragens erinnert).

Ohne Bezugnahme auf eine bestimmte Straße bringt das Brem.-nds. Wtb. die Wendung: *t' is eene korte Strate, da et wol smecket* mit der Erklärung: die Kitzelung des Gaumens gewährt ein kurzes Vergnügen. Es lag nahe, die hier auf den menschlichen Hals bezogene *korte Strate* mit einer wirklichen Straße dieses Namens, der mittelalterlichen, den Weg abkürzenden Prozessionsstraße der Altstadt, die „Kurze Wallfahrt" genannt, in Verbindung zu bringen. Marie Mindermann verzeichnet als häufigen Volksausdruck: *Et geit allens bi em där de korte Wolfahrt* für *därn Hals gan laten.* Auch ohne die lokale Anlehnung ist das Sprichwort noch heute gebräuchlich und will mit seiner Anspielung auf die Vergänglichkeit des Wohllebens und Glückes sehr ernst genommen werden. Ein neuerer Sammler deutet es direkt als „Wohlgeschmack bringt Bettelsack" und in einer kritischen Zeitbetrachtung in den „Bremer Nachrichten" vom 24. Januar 1919 wendete es K. Dronke auf Bremens wirtschaftliche Zukunft nach dem Weltkriege an.

Das weit verbreitete *Dor lur up!* (= da kannst du lange darauf warten!) wäre hier an sich nicht zu erwähnen, wenn es nicht gelegentlich mit einer Erweiterung *Dor lur up! steit up'n Dovensdoors Karkhof* vorkäme. Dazu wird erzählt: auf dem genannten (im Jahre 1875 geschlossenen) Kirchhof am Doventor hätte eine Grabinschrift gestanden „Droben gibt's ein Wiedersehen", worunter ein gottloser Witzbold mit einer schwer zu beseitigenden Farbmasse *Dor lur up!* geschrieben hätte. Wahrheit oder Legende? Die reichlich modern anmutende Geschichte wird übrigens gerade von den sogenannten, den Volkskundlern bekannten „Alten Leuten" erzählt. Ein anderes Kirchhofssprichwort: *Dor liggt he good, beter as vorn Dovendoor in'r Putten!*[55]) wurde von jemandem gesagt, der sich nach fröhlichem Gelage ein wenig am Boden ausruhte.

Die kleine, steil abfallende Straße Jippen, deren Namen J. M. Kohlmann von einem 1558 urkundlich bezeugten Hausnamen

Digitized by Google

(Groß)-Egipten abgeleitet hat[56]), gab zu einer drolligen Redensart Anlaß. Nach H. Helmers war der Jippen bei der früheren niedrigen Lage des St.-Stephani-Viertels, sobald sich das Eis im Frühjahr in der Weser staute, überschwemmt, so daß Kinder mit ganz kleinen Jöllen (Booten) den abschüssigen Jippen herunterfahren konnten. Hieraus entstand die Rede: *Bald heet't hojeh! hojüh! mit de Jöllen de Jippen hendal!* im Sinn von: bald gibt's Hochwasser. Ob die Höhenlage des Martinikirchhofes in früherer Zeit wirklich so niedrig war, daß man eine Jöllenpartie unternehmen konnte? Nach einer anderen Angabe setzte man bei Schneefall die Jöllen auf Schlittenkufen und sauste so die Straße herunter. Die ansprechende J-Allitteration und der starke Rhythmus der Formel führte zu der Kürzung: *Jüh mit'r Jölln de Jippen hendal!*, wenn man jemanden zur Eile anspornen wollte.

Auf einer Weserinsel zwischen Alt- und Neustadt liegt der Teerhof. Um ihn von der Neustadt am linken Weserufer zu erreichen, braucht man nicht über den (Neustadts-)Wall zu gehen. Deshalb bedeutet in der Neustadt die Redensart *de geit äber'n Wall na'n Teerhof* soviel wie Umwege, Umschweife machen, unbeholfen sein.

Der Straßenrücken vor der kleinen Weserbrücke heißt die „Herrlichkeit" und daran hat der erotische Volkswitz angeknüpft. Man sagt entweder als Vergleich: *Bremen is wie'n Froensminsch, se hewt beide de Herrlichkeit in'r Midden* oder als Rätselfrage: *Wat häbt Bremen un en Froensminsch äbereen?* (Antwort wie vorher.) Da wir hier nun mal bei der Weser sind, soll die Redensart *Ick könn woll de Werser utsupen* für „großen Durst haben" nicht unterschlagen werden.

Aus der Neustadt haben wir wieder eine meteorologische Wendung zu besprechen. *It klärt up achtern Swartpott* wird zunächst von sich aufklärendem Wetter gesagt, dann scherzhaft auf eine Person übertragen in der Bedeutung: *„Em geit en Licht up."* Der „Schwarzpott", ursprünglich ein Pulvermagazin auf der gleichnamigen Bastion[57]), muß wohl als Wetterwinkel gegolten haben. Ähnliche Wendungen sind aus Hamburg: *It klärt up achter St. Peter*, aus Lübeck: *Et klarr up achter Käselau*[58]). Nach Abbruch der Befestigungswerke hieß die jetzige Schulstraße noch lange im Volksmund *Swartpott* und die ihr parallel laufende frühere Kirchen-, jetzt Brückenstraße als Gegensatz dazu *Wittpott*, und es entstand die Wendung *Wenn Swartpott un Wittpott to hopen kamt!* für etwas, was sehr

Digitized by Google

lange dauert oder unmöglich ist, da die Straßen nie zusammenkommen werden (auch *Töw man* oder *De kann luren, bett Swartpott un Wittpott to hopen kamt).* Für einen langen Brautstand konnte man hören: *De kamt ers to'n Hiera'n, wenn Swartpott un Wittpott to hopen kamt.*

Auch die Neustadt als Ganzes, als kommunaler Bezirk hat wegen des früher bestehenden tiefen Gegensatzes zwischen dem Altstädter und dem Neustädter in der sprichwörtlichen Rede Ausdrucksform gewonnen. Als noch um 1800 wohlhabende Bremer in der Neustadt schöne Landhäuser und prächtige Gärten besaßen, sagte man: *de Neestadt is usen Rat sin Schootkind.* Später, als die „Honoratschoren" sich aus der Neustadt zurückzogen und liberale Ideen das Selbständigkeitsgefühl des Bürgers gestärkt hatten, machte man daraus: *de Neestadt is usen Rat sin Steefkind.* Mit vollstem Recht fühlten sich die Neustädter von ihrer Regierung zurückgesetzt, denn sie waren, selbst wenn sie neben dem neustädtischen das große altstädtische Bürgerrecht erworben hatten, von den Versammlungen der Bürgerschaft, den Bürgerkonventen, ausgeschlossen (erst nach der französischen Zeit im Jahre 1814 erzwangen sie durch ein Revolutiönchen ihren Zutritt und wurden dem Martinikirchspiel angegliedert). Es war ein abgeschmackter Zopf des vorigen Jahrhunderts, sagt A. Duckwitz, angesehene Bürger . . . als Heloten zu behandeln[59]). Das Gefühl, nicht als vollwertig angesehen zu werden, löste bei den Neustädtern eine Kampfstimmung aus, die sich bei zahllosen Reibereien mit den Altstädtern zu dem Schlachtruf *Wâhr di vor'n Neestädter!* verdichtete, der sich noch lange im Gedächtnis erhielt, als diese Gegensätze bereits ausgeglichen waren. Ein Rest dieser Kampfstimmung hat sich im Kinderreim erhalten. *Wâhr di vor Didi, vor Jan un vor Fidi! Wâhr di vor'n Neestädter!* sagen die Jungen beim Spiel. Dasselbe Trotzgefühl spricht aus einer andern populären Redensart: *wat'n ornlichen Neestädter is, de lett sick nicks gefallen* (ergänze: von einem Altstädter).

Auch einige auf das Bremer Landgebiet bezügliche Wendungen sind anzumerken. Es kommen dabei in Frage das am rechten Weserufer nördlich der Stadt gelegene, von vielen Wasserzügen durchfurchte Blockland und das an die Neustadt anschließende Neueland am linken Ufer nebst den Dörfern Habenhausen und Arsten.

Digitized by Google

Das Brem.-nds. Wtb. (II, 530, III, 293) nennt: *Dat hebt se paret as de Blocklander de Göse,* was man von Sachen sagt, die mit Absicht „paarweise" verkauft werden, wenn das eine Stück schlechter ist als das andere. Der hierin liegende Vorwurf des Betrugs erscheint ungerechtfertigt, wenn man den Vortrag des Senators A. G. Deneken (1784) liest, der gerade die Ehrlichkeit als den Hauptzug im Wesen des Blockländers hervorhebt. Es wird sich wohl um die bekannte Bauernschlauheit handeln, die der Bauer dem oft unkundigen Städter gegenüber in Handelssachen gern übt, wie denn ein neuerer Beobachter H. Hoops[60]) dem Blockländer eine ausgeprägte kaufmännische Begabung zuschreibt. Der sich übervorteilt glaubende Städter wird in diesem Fall der Schöpfer der tadelnden Redensart sein. Auf eine Lieblingsbeschäftigung des Blockländers, das Fangen von Aalen in den Wasserzügen, wobei mit größter Ruhe und Behutsamkeit vorgegangen werden muß, spielt eine von Smidt-Kohlmann (1830—56) aufgezeichnete Wendung an: *Dat mutt'n affluren as de Blocklander de Fische*[61]). Auch hier wird der den Fischfang beobachtende Städter, nicht der Bauer, der Urheber des Sprichworts sein.

Das Neue Land ist mit zwei Redensarten vertreten. Wenn einer alte Nachrichten als neue auftischt, sagt man: *Dat weet se achter in'n Neenlanne ook all!* oder mit der echt volkstümlichen Einführung eines bestimmten Namens: *Dat weet (kann) Tölke von'n Neenlanne ook!* Tölke, Tölken ist ein nicht gerade seltener bremischer Familienname. Auf die Bemerkung, daß etwas besonders gut schmeckt, antwortet man scherzhaft: *Jo, dat mag Tölke in'n Neenlanne ook woll*[62]), auch mit dem Zusatz: *un de is man wat lecker!* Der Urheber der Wendungen wird auch hier der Städter sein.

Da die Bauernjungen des Dorfes Habenhausen abwechselnd die Schweine hüten mußten, entstand die Redensart: *Dat geit umme as in Habenhusen* (nach Smidt-Kohlmann 1830—56)[63]). Von einem verschnittenen Kleidungsstück ohne Form und Schick konnte man sagen hören: *dat sitt wie'n Arster Likeveel.* Die leichte Arbeitshose, die vorne und hinten gleich weit ist und über die eigentliche Hose gezogen wird, heißt *Likeveel* (wörtlich: gleichviel), auch *Schipperbüx.* Die Wendung kann auch allgemein für eine verfahrene Sache gebraucht werden.

Der Name Vegesack hat zu der Redensart: *Vegesack fegt den Sack* geführt, wozu schon Carl Julius Weber bemerkt hat, daß Vege-

Digitized by Google

sack, vor der Gründung Bremerhavens der eigentliche Hafen Bremens, seinen Namen vom „Fegen" der Matrosenbeutel erhalten hätte. Ebenso meint Heinr. Hellmers, das dort einsam gelegene Fährhaus „Zum Väsack" hätte diesen Scherznamen erhalten, weil dort den Fischern und Seefahrern der Geldbeutel geleert werde[64]). Man sagt jetzt auch *Vegebüdel* und: *dår wart de Schippers de Büdel fegt.* Zugrunde liegt eine volksetymologische Ausdeutung des Ortsnamens Vegesack, der sonst auch als Flurname vorkommt[65]). In die Zeit vor dem Anschluß Bremens an den Deutschen Zollverein (1888) führt eine andere Wendung. Auf die Frage: *Wo wullt du hen?* lautete im rechtsseitigen Unterwesergebiet die Antwort: *Na'n Väsack un Tabak halen*[66]). Da Hannover viel früher als Bremen angeschlossen war, konnte man Tabak, Kaffee und dergl. in Vegesack zollfrei und daher billiger einkaufen als im Hannoverschen, auch wohl kleine Mengen über die Grenze schmuggeln.

V.

Nachdem wir die Wendungen mit topographischem Anknüpfungspunkt betrachtet haben, gehen wir zu denjenigen über, die sich auf Bremen und die Bremer als Gesamtheit beziehen und scheiden sie in zwei Gruppen, in die, die in derb-humoristischer oder mehr sachlich urteilender Weise irgendeine Kritik am bremischen Wesen oder an bestimmten Vorkommnissen üben und in der Mehrzahl von den Umwohnern herrühren, sowie in solche, die zweifellos von den Bremern selbst herstammen, und in denen sie sich selbst darstellen.

Die erste Gruppe betreffend, läßt sich natürlich nicht erwarten, daß sich aus dem Mittelalter, dem 16. und 17. Jahrhundert, viele Beispiele erhalten haben.

In der handschriftlichen Renner-Postschen Chronik[67]) wird zum Jahre 1412 erzählt, wie die Bremer wegen einer anrüchigen Handlung eines gewissen Glißing zeitweilig den derben Spottnamen *Kokenschieter* erhielten. Obwohl sich in der handschriftlichen Kriminalgeschichte der Stadt Bremen von Fr. Stöver und in verschiedenen Nequamsbüchern kein Hinweis darüber findet, ist an der Authentizität der Angaben des Archivars Herm. v. Post († 1762) nicht zu zweifeln. Am Rande steht als Überschrift: *1412 Kokenschieter Bremenses*

Digitized by Google

dicti. Der Text lautet: *Fer. 6. ante Fest. Fab. et Sebast. Dethardus Glißing civis Bremensis exilio perpetuo mulctatus ob quaedam delicta, inter ea fuit, quod dolium stercore humano repletum instar vini convasatum flumen deduci jusserit, unde dicterium in Bremenses Kokenschieter prognatum.* Die klotzige Derbheit des Schimpfworts erinnert an die zahlreichen alten Sobriquets über belgisch-holländische Städte, die sich in den niederländischen Fassungen des Lammerstratenliedes bis in die neuere Zeit erhalten haben[68]). Während sich bei diesen vielfach Legenden zur Erklärung des Ursprungs bildeten, liegt hier ein wirkliches, durch einen Prozeß und ein Urteil beglaubigtes Geschehnis zugrunde.

Die schwerste militärische Niederlage, die Bremen im Mittelalter erlitt, fand im Jahre 1475 bei einer Unternehmung gegen den Junker Gert von Oldenburg statt. Bei der Rückkehr geriet man gegen den Willen des Bürgermeisters Berndt Ballehr auf Anraten des Hauptmanns Arp Bicker in das Moorgebiet bei Huntorp und einem das „Paradies" genannten Dorf, wobei viele Bremer getötet oder gefangengenommen wurden. Die Rennersche Chronik[69]), deren Verfasser um 1583 starb, schließt ihren Bericht mit den Worten: *De stede, dar disse luide geslagen sint, het noch upp den huitigen dach de Bremer Dope, is averst nu kein sump edder dobbe mer, sonder all tho gelendet.* Nach L. Strackerjahn[70]) war die Geschichte vor der *Bremer Döpe* noch zu seiner Zeit bei den Bauern der Gegend im Schwange. Ja, man erzählte übertreibend, der Schrecken der Bremer wäre so groß gewesen, daß eine einzige Frau (sie soll die Hahnebolsche geheißen haben) ihrer zwanzig in einem Backofen gefangengesetzt hätte. Das *Vae victis!* gilt auch im Volksmund. In Bremen dürfte das oldenburgische Spottwort nur bei den Historikern bekanntgeworden sein.

Gegen die bremischen Domherren, die einst das Osterfest vier Wochen zu früh gefeiert haben sollen, als die andern Christen erst den Sonntag Oculi begingen, richtet sich der Spottvers:

Asini Bremenses cantaverunt: Resurrexi,
Cum populus Dei cantavit: Oculi mei.

Für diese, vielleicht nur als Anekdote zu bewertende Geschichte, die A. Storck (1822) berichtet, fehlt es noch an älteren Nachweisen, so daß es nicht sicher ist, ob sie als Beispiel vorreformatorischer Indolenz aufzufassen ist, wie O. Veeck annimmt[71]).

Digitized by Google

In einem umfangreichen, gegen die Reformation gerichteten Spottgedicht katholischer Herkunft aus dem Jahre 1528, in dem viele norddeutsche Städte von Bremen längs der Nord- und Ostsee bis Riga durchgehechelt werden, erhält Bremen die Anrede[72]):

Bremen, du hardenackede steyn,
Du hest dy alto vele vorseen,
O, du rechte Hans van Ghenen!
Eyn meynedich monnich heft dy vorkeret,
Des machstu dy wol schemen!

Daß mit dem meineidigen Mönch der bremische Reformator Heinr. von Zütphen gemeint ist, liegt auf der Hand. Ungeklärt ist die Bedeutung des *Hans van Ghenen,* in dem Lappenberg eine sprichwörtliche Bezeichnung für einen Einfaltspinsel vermutete. Bremen brach dem Spott die Spitze ab, indem es im Jahre 1538 ein neues Geschütz mit der Inschrift[73]) versah:

Ik hete Johann van Gennen,
De miner lachet, de mach sik schemen.
De mi will öven,
De mach kamen und mine kunst pröven.

Hier scheint eher eine literarische Stichelei als ein wirklicher, volkstümlicher Schimpfname für die Bremer vorzuliegen.

Es gibt zwei spruchartige, etwa dem 16. und 17. Jahrhundert angehörende Zusammenstellungen charakteristischer Merkmale und Urteile über die Hansestädte und ihre Bewohner. Die erste, vierzehn Hansestädte von Lübeck bis Wisby aufführende (*Lübeck en Kophus, Köln en Winhus, Brunswick en Tüghus, Danzig en Kornhus* usw.) nennt Bremen nicht. Die zweite stellt in parallel gebauten, durch Reim gebundenen Sätzen elf deutsche Hansestädte nebeneinander:

De Lübschen föhrt Krieg as de Kinner,
De Hambörger sehn dörch de Finger,
De Lüneborger woelt nich int Feld,
De vun de Wismer hebben keen Geld,
De Rostocker föhrn ton Staat,
De Stralsunner hebbt bösen Rat,
De Danz'ger wardt sich woll besinnen,
De Bremer moegt nicks beginnen,
De Koelner woelt dor nich bi sien,

Digitized by Google

Se drinkt lewer rhinschen Wien,
Magdeborg föhren den Crantz
Un willen nich an den Danz,
Brunswick mött et bliwen lan
Erer egen Saken sick nemen an.

Löst man den auf Bremen gemünzten Vers: *De Bremer moegt nicks beginnen* aus dem Zusammenhang heraus, bedeutet er Bedächtigkeit und Vorsicht, die gewiß oft genug für die bremische Politik maßgebend gewesen sind (vgl. das weiter unten behandelte „Bremen, wes bedächtig"). Indes wird auch den übrigen Hanseaten der Vorwurf des Zögerns und Nichtstuns gemacht, so daß man eine Beziehung auf ein bestimmtes Ereignis aus der Zeit des Niedergangs der Hanse annehmen möchte. Man findet sich an eine Stelle in Ricarda Huchs Wallenstein-Studie erinnert, die die allgemeine Unentschlossenheit, die Neigung zu dissimulieren und hinzuhalten für die lange Dauer des Dreißigjährigen Krieges verantwortlich macht und Foppe von Aitzemas Äußerung über die Hanseaten als „schwerhäuptig und skrupulös" anführt. Da die zweifellos echte und alte Reimerei mir nur in einer neueren Veröffentlichung vorliegt, die ihre letzten Quellen und Beziehungen nicht erkennen läßt, muß eine Beurteilung aufgeschoben werden[74]).

In einer vergleichenden Charakteristik der drei Hansestädte und ihrer Bewohner gebraucht C. Jul. Weber (III, 656) einen für den Bremer des 17. und 18. Jahrhunderts sehr bezeichnenden Ausdruck *Jost van Bremen,* den ich anderweitig nicht nachweisen kann. Er stellt die Wesensart der „Hansen", wie er sagt, mit den Nationen in Parallele, mit denen sie am meisten verkehren. Der Lübecker ist frugal, arbeitsam, aber dabei frohsinnig und gefühlvoll wie der baltische Nordländler; der Hamburger ist stolz, trocken, verschwenderisch wie der Brite; der Bremer aber ist verschlossen, phlegmatisch, sparsam wie der Holländer. Dann fährt er wörtlich fort: „Die Bremer sind schlichte, unverdorbene alte Deutsche, aber man muß sie kennen — J o s t v a n B r e m e n ist gar nicht aus der Luft gegriffen, man kann ihn noch heute in der Schlacht, d. h. Hafen (sic!) und Börse finden; er ist steif und reichsstädtisch, macht aber Alles gut durch Tätigkeit, Ordnungsliebe, Reinlichkeit, Fleiß und Vaterlandsgeist — er ist der deutsche Holländer." An einer andern Stelle, wo Weber davon spricht, daß das „Museum" mit seiner Bibliothek und

Digitized by Google

seinem Naturalienkabinett sowie das Theater offenbar zur Aufklärung und Geistesbildung beigetragen hätten, sagt er: „Die Jost van Bremen sind seltener geworden, und der Fremde gefällt sich jetzt ungleich besser als früher." Dies hindert ihn freilich nicht, bei der Geschichte von den lutherischen Kühen und dem reformierten Gras in den Ausruf: „O Jost van Bremen!" auszubrechen. Man kann kaum glauben, daß Weber diesen Spottnamen, der offenbar einen ungeschlachten und wenig gebildeten Menschen bezeichnen soll, selbst erfunden hätte. Man ist daher versucht ihn mit der Angabe des Brem.-nds. Wtb. (II, 703), wonach *Joost* und *Joost de Bulle* Benennungen des Stieres sind, in Verbindung zu bringen. In Joost steckt der Name des bretonischen Heiligen Jodocus, dem über franz. *Josse* ein unorganisches t im Deutschen angehängt wurde[75]). Das Schimpfwort Joost zeigt, daß sich auch Heilige in der ungeschichtlichen und unheiligen Rede des Volkes viel gefallen lassen müssen.

Ein ebenso merkwürdiges wie schwieriges Sprichwort macht dem Bremer den Vorwurf, sich alles gefallen zu lassen. Nach dem Brem.-nds. Wtb. (I, 138) sagte man, wenn man andeuten will, daß man sich eine Sache nicht aus der Hand nehmen lasse: *Ik bin keen Bremer!* d. h. die Bremer sind bekannt dafür, daß sie sich eine Sache aus der Hand nehmen lassen, eine Wendung, die ursprünglich von Zugewanderten oder Fremden geprägt sein muß. Unser Wörterbuch sieht die Ursache dieser Meinung in der Einfalt solcher Bremer, die nie aus den Ringmauern ihrer Stadt gekommen sind und sich bei der Dreistigkeit anderer Leute nicht gebührend zu verhalten wissen. Der lachende Philosoph C. Jul. Weber zieht sogar eine süddeutsche Parallele heran: „Es scheint, im Norden müssen sich die Bremer so viel gefallen lassen wie die Nürnberger im Süden, es ist ein Sprichwort: *ik bin keen Bremer!*, aber er findet doch, daß Bremer und Nürnberger „echtes Bürgerglück und häusliche Freuden wie in Ifflands Familienstücken" genießen. In dieser kurzen Form verzeichnet Mensings Schlesw.-holst. Wtb. die Wendung für „ich laß mir nichts aufbinden, bin nicht leichtgläubig". Daneben gibt es eine Erweiterung: *Ick bin kin Bremer, ick lat mi nix ut'r Hand nehmen.* Im Oldenburgischen bezeichnete nach Goldschmidt der Bauer damit das unpraktische Treiben der Städter, und die Redensart wird dem zugerufen, der eine Arbeit aus der Hand nehmen will, von der er glaubt, daß der Städter nicht damit fertig wird. ten Dornkaat nennt ohne Kommentar für

Digitized by Google

Ostfriesland: *ick bün gîn Bremer, ick lat mi't nêt to d'handen utnämen.* Auch Marie Mindermann verzeichnet die Formel als bremisches Sprichwort, und dadurch, daß man „Bremer" durch „von Bremen" ersetzte, ist nach einer neueren Aufzeichnung der Reim eingeschlüpft: *Lat mi man maken, ick bin doch nich von Bremen un lat mi wat ut de Hand nehmen!* Diese Fassung, so wurde mir erklärt, hat jetzt den Sinn: *Ick låt mi nech an'n Wagen kamen!* Danach versteht man es, wenn noch kürzlich in den Bremer Nachrichten (Juni 1929) gegen diese Verdächtigung feierlichst Einspruch erhoben wurde[76]). Der Vorwurf der Unselbständigkeit erscheint in der Tat gerade bei dem auf sich selbst gestellten Bremer eigenartig und bedarf der Erklärung, die nur aus holländischen Quellen abgeleitet werden kann.

Im Niederländischen lautet das Sprichwort: *Ik laat het werk mij niet uit de hand nemen, mijn vader is geen Bremer geweest* und ist schon aus Winschootens Sammlung maritimer Sprichwörter *„Seemann"* (Leiden 1681) zu belegen. Was heißt da *Bremer?* Die von älteren holländischen Gelehrten gegebenen Erklärungen, daß es eine Verstümmelung aus *bramer* = Handmanschettenträger oder aus *breeuwer* = Kalfaterer sei oder zum Verbum *bremen* = prahlen gehöre, befriedigen nicht recht. Ansprechender ist die Meinung F. A. Stoetts, der darin ein Synonym zu den im 17. Jahrhundert sehr gebräuchlichen Ausdrücken *Deen, Jut, poep, mof, Drent, Twent* sieht, die alle *lomperd, stommeling* = plumper Dummkopf bedeuten[77]). Danach wäre der Sinn: ich bin nicht von dummen Eltern, ich kann etwas und lasse mir nichts aus der Hand nehmen; als das Wort nicht mehr in dieser Bedeutung verstanden wurde, ersetzte man es durch *breeuwer* oder bezog es auf die Bewohner der Stadt Bremen. Man wird hiernach wohl Holland als die Heimat des Sprichworts und eine Wanderung desselben über Ostfriesland und Oldenburg nach Bremen und darüber hinaus bis nach Schleswig-Holstein annehmen können. Die deutschen Fassungen, die *mijn vader is geen Bremer geweest* in *Ik bin keen Bremer* verkürzen, beziehen sich zwar auf die Bremer, enthalten aber ursprünglich keinen Vorwurf gegen sie.

Ein eigentliches Rechtssprichwort ist der Reimvers:

Wer stehlen will und nicht hangen,
Der gehe nach Bremen und laß sich fangen,

für den sich ein beachtenswerter Beleg etwa aus der Mitte des

Digitized by Google

18. Jahrhunderts beibringen läßt[78]). Casper Friedrich Renner, von 1738—72 churhannoverscher Stadtvogt in Bremen, in der niederdeutschen Literaturgeschichte als Verfasser des „Henning de Hahn", eines späten Abkömmlings des Tierepos, bekannt, hatte die Eigentümlichkeit, bei Hegung des peinlichen Halsgerichtes vor dem Ratsstuhl eine akademische Rede zu halten, und so wählte er einst aus Anlaß der Verurteilung zweier Diebinnen zum Strange das Thema: Wer stehlen will und nicht hangen, der gehe nach Bremen und lasse sich fangen. Dies Sprichwort, das dem Stadtregiment mangelhafte oder sehr milde Rechtspflege vorwirft, kam ihm sehr gelegen, da er überhaupt dem Rat gern kleine Malicen sagte. Das Sprichwort ist in neuere Sammlungen von Körte (1837) und Simrock übergegangen und wird plattdeutsch aus Holstein (um 1840) berichtet[79]). In Bremen hört man aus neuester Zeit folgende Erklärung: Arbeiter umliegender Dörfer, die im Winter „feiern" mußten, sollen nach Bremen gekommen sein und sich hier irgendwie vergangen haben, um für einige Zeit in Haft zu gelangen, in der sie es sehr gut hatten. Ein Fünkchen Wahrheit mag schon in dem Sprichwort liegen, denn im Vergleich zum übrigen Deutschland ist der bremischen Rechtspflege wohl zu Zeiten ein gewisser humaner Zug zuzuschreiben. Daß Bremen aber eine Freistätte für Diebe gewesen sei, folgt gewiß nicht aus dem Sprichwort, das ebenso in bezug auf Pinneberg in Schleswig-Holstein[80]), Köln[81]) und Schaffhausen in der Schweiz („De laß sich in Schaffhuse fange, de stehle will und nit will hange")[82]) vorkommt und vermutlich noch anderen Städten nachgesagt wurde. Zugrunde liegt wahrscheinlich ein älterer Sprichworttypus ohne Beziehung auf eine bestimmte Stadt, denn holländisch sagte man nach Franz van Mieris, Groot Charterboek der Graaven van Holland, Zeeland etc. (Leyden 1753):

Is de dief ghevangen,
Soo sal men hanghen[83]).

Zu vergleichen ist auch dasselbe Reimpaar in Freidanks Bescheidenheit:

die diebe sol man hâhen,
die miuse in vallen vâhen[84]).

Danach war im Rechtsbewußtsein des Volkes ursprünglich der Galgen die richtige Strafe für den Dieb und eine mildere Handhabung forderte zur Kritik heraus. Bei der Übertragung auf bestimmte Städte können einzelne Fälle milderer Praxis mitgewirkt haben, doch wird

Digitized by Google

man die Schablonenform des Sprichworts stets berücksichtigen müssen.

Nicht zeitlich umgrenzen läßt sich ein anderes, jetzt noch gelegentlich vorkomendes Reimsprichwort:

Wer sick in Bremen will redlich ernehren,
De mutt väl flicken un wenig verteeren.

H. Helmers (1905)[85]) nennt es mit der wohl richtigen Erklärung, daß in älterer Zeit, da der Reichtum sich nur in den Händen der Patrizierfamilien und Zunftmeister befand, die untere Bevölkerungsschicht tatsächlich schwer arbeiten mußte. In Joh. Leonh. Weidners Teutscher Nation Apophthegmata (1644)[86]) liest man im Anhang „Etlicher Oberschriften hie und dort" in bezug auf Rostock:

Wer sich jetzt will ernehren,
Muß viel thun und wenig zehren,

woraus wohl zu folgern ist, daß die bremische Fassung an sich nicht originell ist.

Es gibt eine Reihe von Sprichwörtern, die den allgemeinen Gegensatz von Stadt und Land erkennen lassen. Den Umwohnern Bremens, besonders den Oldenburgern, galt die reiche Hansestadt als die Stadt schlechthin, und da der agrarisch eingestellte Bauer den vornehmen, auf „Handlung" (Handel) gerichteten Städter stets mit scheelen Augen ansieht, so sucht er ihm gern etwas ans Zeug zu flicken, meistens in harmloser Art.

Nachbarlicher Spott knüpft oft an auffallende Eigentümlichkeiten der Aussprache an, und so haben die Oldenburger den plattdeutsch sprechenden Bremern das gurgelnde r vorgeworfen. Goldschmidt (1847) schreibt: „Ein etwas zu lebhaftes Selbstgefühl haben auch die sonst so kräftigen, tüchtigen Bewohner Bremens; auch diese sprechen das r immer schnarrend aus, wenn sie ihre Muttersprache, ich meine Plattdeutsch, reden; sie schnarren aber nicht, wenn sie das angelernte Hochdeutsch sprechen. *De Brremerr hebt Brree im Halse* (haben Brei im Halse) sagen die Nachbarn Bremens, die das r gar nicht schnarrend aussprechen, sondern im Gegenteil meist ganz verschlucken, um diese Eigentümlichkeit zu bezeichnen[87]). Zugrunde liegt die Tatsache, daß die Landbevölkerung im Anlaut ein Zungenspitzen-r spricht und damit den Lautstand des Mittelniederdeutschen bewahrt hat, während der Städter beim Plattdeutschreden unter dem Einfluß des Hoch-

Digitized by Google

deutschen ein Zäpfchen-r spricht. Da es sich hierbei um allgemeine lautphysiologische Vorgänge handelt, kann man im Grunde weder dem Bremer noch den anderen Großstädtern des norddeutschen Sprachgebiets einen ernsthaften Vorwurf machen. Der Bauer freilich findet alles lächerlich und gespreizt, was von seiner Aussprache abweicht. Der Unterschied der verschiedenen R-Laute ist auch heutigentags nicht erloschen, wofür die bremische Rezitatorin neuplattdeutscher Dichtung, Gesine Wessels, ein schönes Beispiel aus eigenem Erleben erzählt. Sie hatte in einer Dorfschule des Landgebiets nur eine einzige Mitschülerin, die das r „hinten im Halse" hatte, und die allgemeine Heiterkeit erregte, als sie bei einer Lautübung die Wendung „reines bremer Roggenbrot" (s. weiter unten) mit gutturalem r hervorbrachte. Als nun aber die Erzählerin in eine Töchterschule der Stadt Bremen umgeschult wurde und in der Geographiestunde den Satz: „Bremen ist eine freie Reichs- und Hansestadt" mit ihrem ländlichen dentalen r hersagte, wurde sie ausgelacht. Sie beschloß nun, sich dem städtischen Gebrauch zu fügen. Kam sie dann aber wieder aufs Land, sagten die Dorfgenossen: *Wat kreiht de achter ut'n Hals, dat hett se woll von de Bremer Krintenschieters!*[88]). So werden die Stadtjungen von den Landjungen genannt; der Ausdruck wird als komische Entstellung aus „Kurrende-Schüler" erklärt.

Die von Goldschmidt (1856) verzeichnete oldenburgische Spottwendung: *Harrn ji ehr kamen, harrn ji wat mit äten kunnt, seggt de Bremers* geißelt die Ungastlichkeit des Städters gegenüber der auf dem Lande seit alters herrschenden großen Gastfreundschaft: um dem Gast nichts anzubieten, sagt man in der Stadt zum Schein, er hätte mitessen können, wenn er eher gekommen wäre. Denselben Spott müssen die Einwohner der Stadt Norden in Ostfriesland über sich ergehen lassen: *Hadde (harr) ji wat eer kamen, dunn hadd ji wat mit eten kunnt, seggen de Nörders*[89]), und in Westfalen sagt man von den Bewohnern der Stadt Dorsten: *Wär'n it ähr kommen, härrn it wat met äten konnt, seggt de Düössenschen*[90]). Das auf Bremen bezogene Sprichwort scheint auch hier bekannt gewesen zu sein, aber im eigentlichen Wortsinn für Zuspätkommen, besonders dann, wenn dem Betreffenden dadurch „etwas aus der Nase ging", er Nachteil davon hatte.

Mehrfach belegt ist das apologische Sprichwort: *Bremen is'n Sluckhals, harr de Jung seggt, do harr he'n halven Groten dorin ver-*

Digitized by Google

teert[91]). Bremen, so könnte man erklären, ist eine Art Nimmersatt, verschluckt viel, braucht viel und mit einer so geringwertigen Summe, wie es ein halber Grote ist, kann man da nicht viel anfangen. Die Wendung würde dann andeuten sollen, daß Bremen ein teures Pflaster ist. Dasselbe wird von der Stadt Jever gesagt: *Jiver is'n Sluckhals, harr de Jung seggt, dor harr he dree Oerkz vertärt* (d. h. sehr wenig, den vierten Teil eines Stübers oder Pfennigs). Vom Standpunkt des Bauern gesehen, ist selbst die kleine Stadt Jever ein Ort, der viel verschlingt. Vielleicht aber soll Bremen oder Jever in dem Sprichwort gar nicht getroffen, sondern der prahlerische Junge, der seine kleine Münze als große Zeche ansieht, soll lächerlich gemacht werden, wie etwa in dem Sprichwort: *Moder, Moder! Ick hew't all to wat bröcht, rööp de Jung, do harr he Lüs';* der Städtenamen wäre dann ganz sekundär.

Wir nennen noch drei aus dem Oldenburgischen überlieferte, auf Bremen bezügliche, aber hier wohl unbekannte Sprichwörter. A. Lübben (1859) notiert: *He bekümmert sick um Bremen un hett der keen Hus in,* womit man das apologische Sprichwort bei Willem Schröder: *Wat geiht mi de Welt an, ick hew keen*[92]) *Hus darin, seggt Lohmann* vergleiche. In beiden Fällen wird der Sinn sein: Bekümmere dich um eigene, naheliegende, nicht um fremde, fernliegende Dinge. Bremen ist hier ganz sekundär, die nächste größere Stadt für den oldenburgischen Bauern. Das gleiche gilt von der Wendung: *Wer man töwen will, de kann Bremen wol noch kriegen* (etwa: Gut Ding will Weile haben)[93]). Der Vorwurf der Bedächtigkeit liegt in der Wendung: *In Bremen bät se nich eer, as bet't dunnert*[94]), doch ist gerade aus Bremen selbst, nämlich bei Smidt-Kohlmann (1830—56), die allgemeinere Formel: *He bät nich eher, as bit et donnert* zu belegen; diese scheint jene erzeugt zu haben. Es liegt besonders bei den beiden ersten Wendungen eine Art Fernwirkung der größeren Stadt auf das Hinterland vor. Ebenso wird es sich bei dem niederländischen Fluch: *Dat die (di, u) de duvel haal, En voer die op een kar na Bremen!* verhalten[95]).

Wir kommen zu zwei kritisierenden Wendungen. Man hört oft in und außerhalb Bremens: *dat sünd stieve Bremer* oder durch einen Vergleich erweitert: *De Bremer sünd stiever as ehr Grog.* Es läßt sich nicht leugnen, daß trotz der anerkennenswerten Zurückhaltung auch gesellschaftliche Gleichgültigkeit und Ungewandtheit, die den

Digitized by Google

Eindruck der Stiebigkeit machen, das Wesen des alteingesessenen Bremers kennzeichnen. Ferner: *De Bremer mät't mit'n lüttjen Foot un lewt up'n groten.* Das alte bremische Fußmaß 28,94 cm war in der Tat kleiner als das der Nachbarstaaten (Oldenburg 29,59 cm; Hannover 29,2 cm), und die Wendung will besagen, daß man hier für viel Geld nur wenig Ware erhält. Tatsache ist auch, daß die Einkaufspreise in Bremen höher liegen als in anderen gleich großen Städten, und daß wegen eines gewissen Wohlstandes der Bevölkerung die durchschnittliche Lebenshaltung eine höhere ist als anderswo. Das „auf großem Fuß leben" hängt indes ganz von dem *Up and down* der geschäftlichen Konjunktur ab, der schnell reich gewordene Protz gibt mehr aus als der alte ehrbare Kaufmann, nur bei offiziellen Angelegenheiten und Familienfesten läßt man „etwas draufgehen".

Sehr verbreitet in mündlicher Rede, bei den Volksschriftstellern und in der Lokalpresse ist die Wendung: *Bremer Snack wahrt dree Dage,* der Klatsch wird bald vergessen, man kommt auch über unangenehme Dinge, die in der Leute Mund sind, leicht hinweg. Wir führen nur eine Belegstelle aus Roccos „Vor veertig Jahr" (1880) an, wo über das Liebesverhältnis von Wienstädt und Lina gesagt wird: *En Bremer Snack schall dree Dage dur'n. Dat mag in'r Stadt ok todrapen, wo alle Dage wat Nee's passeert, man up'n Dorpen is dat wat anners, da hollt so'n Schandal lange vor.* Was *snacken* im Plattdeutschen heißt oder heißen kann, hat schon vor 150 Jahren der hannoversche Hofrat Joh. H. Georg Zimmermann etwas boshaft auseinandergesetzt: „Schnacken ist ein vollströmendes, herzliches Reden, ein obstruktionsfreyer Guß, eine unaufhaltsame Ejakulation weiblicher Behaglichkeit. Drey oder vier redselige Frauenzimmer zerfließen auch darum, in süßester und innigster Vereinigung, durch einen ächten und wahren Herzensschnack, über alles, was in der Welt auf eine Viertel Meile vorgeht[96]."

Die Bewohner der Buntentorsvorstadt in der Neustadt führen den Ökelnamen *Geelbeenten* (die Gelbbeinigen) oder auch *de geelbeenten Buntendorschen.* Zur Erklärung führt man gewöhnlich zweierlei an: die Bewohner hätten bei dem lehmigen Boden und der früher schlechten Pflasterung oft stark beschmutzte, gelblich aussehende Füße gehabt, besonders die barfuß und barbeinig herumlaufenden Kinder, oder die dort früher zahlreich wohnenden Zimmerleute und Maurer wären wegen ihrer gelben Hosen den modisch gekleideten besseren

Digitized by Google

Bürgern aufgefallen. Beides kann zur Entstehung des Spottnamens beigetragen haben. Nach A. Haas[97]) werden die Anwohner des Pommerschen Haffs, besonders die Seeleute aus Köpitz, Ganserin, Ziegenort und Warp die *„Gälfötschen"* (Gelbfüßler) genannt, weil sie wegen des häufigen Watens in brackigem Wasser beim Fischfang und bei der Heuernte tatsächlich gelbe Füße bekommen. Man erweitert den Spott, indem man ihnen Schwimmhäute zwischen den Zehen und den Fingern andichtet. In Swinemünde und Umgebung werden die weiblichen Bewohner von Caseburg auf der Insel Usedom gleichfalls *Gälfötsche* genannt, und an der Odermündung in das Haff hat man das Sprichwort *He is klok as'n Gälfötscher* für „wenig klug". Die Wenden von Lüchow und Wustrow heißen *Rotfötsche,* weil sie meist barfuß gehen und rote Füße haben. Der Grund des Spottes ist also hier aus der Berufstätigkeit der Leute und dem Barfußlaufen entnommen. Wenn sich die Bewohner von Timmendorf auf der Insel Poel die Bezeichnung *Gälbeen* wegen der dort häufig vorkommenden Kronschnepfen gefallen lassen müssen, so stimmt der Ausdruck mit der bremischen Wendung überein, nur die Veranlassung ist grundverschieden. Daß für den bremischen Spottnamen auch die gelben Hosen der Handwerker in Frage kommen, beweist die Erweiterung: *dat is een Geelbeenten, de hett Feddern an de Beene,* was sich wohl nur auf die unten spitz ausgeweiteten gelben Hosen der Zimmerleute beziehen kann. Die Namengebenden sind die übrigen Neustädter und die Altstädter.

Alle diese harmlos oder verächtlich gebrauchten volksläufigen Formeln entsprechen den Anschauungen und der Ausdrucksweise der unteren und mittleren Volksklassen. Auch in der Oberschicht können Wendungen kritisierender Art entstehen, die durch häufigen Gebrauch zeitweise typische Gültigkeit erlangen. Dahin gehört eine Metapher, die der im Jahre 1841 in Leuchtenburg (Hannover) geborene, in Bremen erzogene spätere Rostocker Theologieprofessor Joh. Friedr. Hashagen in seinem biographischen Werk „Aus der Jugendzeit eines alten Pastors" (1906) erwähnt: „Es mochte nicht unberechtigt sein, daß man von jedem Alt-Bremer wie von jedem Engländer sagte, er sei persönlich *eine Insel."* Zur Begründung fügt er hinzu: „Die alte Hansestadt war von ihrer oldenburgischen und ganz besonders von ihrer hannoverschen Umgebung durch so viele und scharfe, äußere wie innere Grenzen geschieden, daß sie seit unabsehbarer Zeit ein

Digitized by Google

durchaus selbständiges Leben führte, an Bildung und Besitz ihre nähere Umgebung überragte und ihren Bewohnern daher durchweg ein nicht geringes Selbstbewußtsein einpflanzte, das sich gegen alles Nicht-Bremische manchmal schroff abschloß."

VI.

Bevor wir die auf die Bremer selbst bezogenen Sprichwörter des weiteren behandeln, sei ein kurzer Abschnitt über Wendungen eingeschoben, die von Sitten und Gebräuchen ausgehen. Es sind ihrer gar wenige, denn der nüchterne, für farbenprächtiges, karnevalistisches Schaugepränge wenig empfängliche Volkscharakter, die früher sehr starke Sonderung nach Ständen und der Einfluß der äußeres Brauchtum streng verneinenden reformierten Lehre haben ein öffentliches Volksleben mit Volksfesten, Umzügen und dergleichen als Ausdruck sozialer Gemeinschaft nicht recht aufblühen lassen, ganz im Gegensatz zu dem benachbarten und sonst verwandten Holland. Diese Tatsache ist schon Th. Heineken (1836) und Ed. Beurmann (1838) aufgefallen, aber letzterer geht zu weit, wenn er jedes öffentliche Treiben bestreitet. Die aus bestimmten Hochzeitssitten entstandenen Redensarten sollen in anderem Zusammenhang besprochen werden. Das Pfingst-, Weihnachts- und Osterfest unterscheiden sich nur unwesentlich von der sonst in Norddeutschland üblichen Art. St. Nikolaus, *Sunnerklaus* genannt, ist der einzige Heilige der katholischen Zeit, der für die Kinder der unteren Klassen noch ein kleines Fest bedeutet. Unser Wörterbuch (II, 798) verzeichnet hierzu die Wendung: *Sunder Klaus het em wat mitbrogt* (nämlich Kuchen und Zuckerwerk), was auch übertragend für „ein unvermutetes Glück haben" gebraucht werden kann, vergißt aber nicht die Feier des Heiligen als „heidnische oder papistische Torheit" zu verurteilen. Abgesehen von wenigen Zunftfesten wie dem Schützenfest und den längst eingegangenen sogenannten „Lustigen Tagen" in der Vahr für die Waisenkinder gab es und gibt es in Bremen nur ein wirkliches Volksfest im Jahr, den „Freimarkt". In früherer Zeit war auch ein Gelegenheitsfest, die Wahl eines neuen Senators, von allgemeinerer Bedeutung für die Volksgemeinschaft.

Arnold Duckwitz hat aus Anlaß seines Eintritts in den Senat in seinen „Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben von 1841

Digitized by Google

bis 1866" eine wertvolle Schilderung der von alters her überlieferten, äußerst patriarchalischen Beziehungen zwischen Senat und Bürgerschaft gegeben, und zwar unter Anführung der dabei üblichen typischen Ausdrücke[98]), bei denen wir ohne Schwierigkeit erkennen können, welche der Oberschicht und welche der Unterschicht angehören.

Hatte bei gemeinsamen Sitzungen in der alten Börse die Bürgerschaft ihre Beschlüsse dem Senat mitzuteilen, so ließ letzterer die Bürgerschaft bitten, *vor den Ratsstuhl zu treten.* Man gebrauchte diese altgewohnte Redeweise, obwohl der „Ratsstuhl", ursprünglich ein Prachtstück der Holzschnitzerei, seit der Franzosenzeit überhaupt nicht mehr existierte (geringe Reste befinden sich jetzt im Focke-Museum). Waren die Beschlüsse der Bürgerschaft unverfänglich, so forderte der Präsident des Senats die Senatoren auf, *unter die Krone zu treten,* d. h. unter den großen Kronleuchter, weil man hier den Schriftsatz der Bürgerschaft besser lesen konnte. Sehr eigenartig war der Modus bei der Wahl eines neuen Senators. Nachdem die aus Vertretern der Bürgerschaft und des Senats bestehenden sogenannten Wahlherren, acht an der Zahl, sich über drei dem Senate vorzuschlagende Kandidaten geeinigt und letzterer aus diesen den neuen Senator erwählt hatte, wurde diesen Wahlherren in der Güldenkammer des Rathauses ein glänzendes Essen gegeben. Hierbei mußte nach alter Sitte ein Mitglied der Familie des Erwählten erscheinen, um den Wahlherrn den tiefgefühltesten Dank des neuen Senators zu bezeugen und dabei mit jedem der acht Herren ein Glas schweren Rheinweins leeren, was denn in der Regel des Guten zuviel war. Dieser Danksager erhielt daher den Namen *Schwein,* und dann mußte er noch mit den gleichfalls stark angeheiterten Wahlherren dem Neuerwählten in der Wohnung einen Besuch machen. *Das Schwein zu machen* galt indes als eine besondere Ehre. Am Tage nach der Wahl fand morgens die „Aufführung" des neuen Senators in feierlichem Umzuge unter Glockengeläut von seiner Wohnung nach dem Rathaus zum Zweck der Vereidigung statt, wobei die Senatoren noch 1841 in dreieckigen Hüten erschienen (diese Hutform hieß im Volksmund *Pus-ut!, Dreetimp* oder *Dreemaster).* Den Senatoren folgten die Ältermänner, die Gelehrten, die Kaufleute und sämtliche Eingeladene und Nichteingeladene, denn es konnte sich dem Gefolge anschließen, wer da wollte. Jedoch hielt man es, wie Duckwitz bemerkt, für

Digitized by Google

despektierlich, am Schlusse des Gefolges einherzuschreiten, und man ließ daher zwei Arbeitsleute in anständiger Kleidung das Ende des Gefolges bilden. Diese nannte das Volk *Scheenbrod un Darbrod*, d. h. gutes und gedörrtes, schlechteres Brot, womit man wohl den Gegensatz von arm und reich andeuten wollte.

Nach der Vereidigung des neuen Senators fand sowohl für die Honoratioren wie für die Ämter und Zünfte meistens getrennt eine mehr als reichliche Bewirtung statt, bei der es sehr vergnüglich, aber auch sehr tumultuarisch herging. Nun war es Sitte, am Schluß des Festes für Frau und Kinder Gebäck, namentlich große Kringel, Konfekt und Wein selbst in größeren Mengen mitzunehmen, was man *Isen* nannte. Duckwitz schreibt darüber: „Wenn das auf der Straße versammelte Volk jemand mit geschwellten Taschen oder unsicheren Schrittes aus dem Lokale kommen sah, schrie man ihm nach: *Het iset, het iset!* Dieser Ausdruck und Gebrauch hat folgenden Ursprung: Zur Zeit, als Bremen eine Festung war, wurden im Winter Abteilungen von Bürgern verwendet, um die Festungsgräben aufzueisen, und dabei auf Staatskosten mit Speise und Trank bewirtet. Dabei traf es sich dann wohl häufig, daß manche des Guten zuviel bekommen hatten und nach Hause taumelten oder ihre Taschen reichlich gefüllt hatten, worauf die liebe Jugend solchen Leuten nachrief: *Het iset, het iset!* Die noch jetzt herrschende Sitte, in geselligen Kreisen von dem Dargebotenen den lieben Kindlein daheim etwas mitzunehmen, ist daher eine Fortsetzung des beim Aufeisen der Festungsgräben Gebräuchlichen und stammt mithin aus sehr alter Zeit als ganz besondere bremische berechtigte Eigentümlichkeit." Das Verbum *isen*, das Eis aufhauen, ist schon im Mittelniederdeutschen besonders in bezug auf das Eis in Burg- und Festungsgräben nachweisbar; daran teilzunehmen gehörte zu den Pflichten des Bürgers, wovon er sich durch eine besondere Abgabe *(iselgeld)* loslösen konnte[99]). Hierfür liegt in den Reder(Rechnungs)büchern des Rates auch ein älterer bremischer Beleg vom 16. Januar 1586 vor: *Johan Hilligeloen und Hilmer Hepsteden, so se von den Steffens Dwenger beth ahn de halve Maen hebben isen lathen, betalt mark 1.16* (die Erwähnung des Stephani-Zwingers und des „Halbmondes" deuten auf Befestigungswerke)[100]). Das Brem.-nds. Wtb. führt die genannte übertragene Bedeutung von *isen* nicht an, was immerhin anzumerken ist, verzeichnet aber eine entsprechende Hochzeitssitte: es sei vor noch gar nicht langer Zeit

Digitized by Google

in Bremen Mode gewesen, daß die Hochzeitsgäste allerhand Gebackenes und Konfekt in eine Serviette zusammengebunden und nach Hause geschickt hätten, was man *een Bündel* nannte (I, 162). Viel später bezeichnet Alb. Herm. Post (1895)[101]) *isen* als einen bremischen Dialektausdruck für ein durch die Sitte nicht gebilligtes, wenn auch nicht gerade unerlaubtes Mitnehmen von Gegenständen, z. B. Eßwaren bei Mahlzeiten. Noch vor etwa dreißig Jahren konnte in altbremischen Familien ein von einer Gesellschaft Zurückkehrender mit der Frage „Hast du ge-ist?" bestürmt werden. Die Formel *het is't!* als Spottruf für Angeheiterte und Betrunkene hat sich sehr lange erhalten und lebt noch im Gedächtnis alter Bremer. Wilhelm Rocco schildert in „Vor veertig Jahr" (1880)[102]) drastisch, wie dem Likenbidder Pfeiffer, nachdem er sich bei einer „Senator-Upföhrung" die Taschen mit Kringeln, den Hut mit Zigarren und den Schniepel mit einer Flasche Wein gefüllt hat, die Straßenjungens *Het is't!* nachschreien. Ob aus dieser Wendung ein alter Kampfruf der bremischen Jugend *iis! iis!* hervorgegangen ist, wie kürzlich behauptet wurde[103]), ist sehr zweifelhaft. Die herkömmliche, von Duckwitz wiedergegebene Meinung, wonach der übrigens noch nicht näher nachgewiesene Brauch des Traktierens beim „Aufeisen" der Festungsgräben die spätere Bedeutung von *isen* = Konfekt oder dergleichen von Festlichkeiten mitnehmen hervorgerufen hätte, kann eine Volksetymologie sein. Nach einer freundlichen Mitteilung von Frl. Agathe Lasch findet sich in der Wochenschrift „Hamburgischer Briefträger" von A. F. Bonaventurus (A. F. Schultze) Jg. 5 (1795) S. 704 in einem Spottgedicht die Bezeichnung *Ihsverlater (verlater* = Händler) mit der Erklärung „Confect-Becker". Hier steht also *Ihs* für „Confect" und dies könnte auch das bremische *isen* erklären. Nach Schützes Holst. Idioticon (1800; II, 202) kamen in Hamburg mit dem Einzug der französischen Emigranten neue Restaurants und Eisbuden, wo das *à la glace* und andere Leckereien serviert wurden, in Mode. Doch ist natürlich weiteres Material zur sicheren Entscheidung nötig.

Man erkennt, daß von dieser ganzen Wort- und Redensartengruppe die hochdeutschen *vor den Ratsstuhl treten, unter die Krone treten, das Schwein machen* der Oberschicht angehören, während die niederdeutschen *Scheenbrod un Darbrod, isen (het is't)* der Volkssprache entstammen. Es wäre zur Frage zu stellen, ob sich in Hamburg und Lübeck Ähnliches findet.

Digitized by Google

Ein dem Hamburger „Dom" entsprechendes Volksfest ist der „Freimarkt", ursprünglich ein städtischer, freier Markt, urkundlich als *(twe) vrye markede* seit 1382 nachweisbar. Er hat zwar durch seine Verlegung vom Markt in der inneren Stadt nach dem Grünenkamp in der Neustadt an intimem Reiz verloren, aber nicht seine unverwüstliche Anziehungskraft eingebüßt. Diese erstreckte sich auch auf die Bauern der Umgegend (es gab besondere Bauerntage), die nach den Aufzeichnungen des in Bremen weilenden kurhessischen Oberbergdirektors Theod. Schwedes noch im Jahre 1846 in den mannigfaltigsten Trachten erschienen und neben den gut gekleideten Städtern einen netten und wohlhabenden Eindruck machten[104]). In diesen zehn Tagen vom 21. bis 31. Oktober streift auch der vornehme Bremer seine angeborene Zurückhaltung ab, so daß die angeführte Wendung vom *stieven Bremer* für diese Zeit nicht zurecht besteht. Ja, die solide, arbeitsame, wenig temperamentvolle, auf Familien- und Freundesverkehr eingestellte eingeborene Bevölkerung, die sich in Hinblick auf öffentliche Lustbarkeiten starke Enthaltsamkeit auferlegt, sprengt jetzt, wie vom elektrischen Schlage getroffen, mit merkbarem Ruck die einengenden Fesseln des Alltäglichen, um sich auch einmal in den Strudel der allgemeinen Lust zu stürzen. Da ist denn manches erlaubt, was sonst die gute Sitte verbietet, und dafür hat sich die beschönigende Formel *Ischa Freimarkt!* gebildet, die sich jedes Jahr beim Herannahen des Volksfestes im Gedächtnis von jung und alt phönixartig erneuert. Sehr alt scheint die Wendung nicht zu sein (in einem längeren plattdeutschen Gedicht auf den Freimarkt vom Jahre 1837 kommt sie nicht vor)[105]). Sprachlich ist die auch sonst zu beobachtende starke Kontraktion *es ist ja = ischa* zu bemerken[106]).

VII.

Wir kommen zu denjenigen Wendungen, die, in Bremen von den Bremern selbst geprägt, eine Selbstbespiegelung darstellen und deshalb am besten bremische Wesensart erkennen lassen. Einem einzigen Spruch aus dem 16. Jahrhundert stehen mehrere Formeln aus neuerer Zeit zur Seite.

Der alte Reimspruch, der sich bis auf den heutigen Tag in der literarischen und in der volkstümlichen Überlieferung mehr als drei-

Digitized by Google

einhalb Jahrhunderte hindurch lebendig erhalten hat, war ursprünglich eine Inschrift, die am Heerdentor bei einer Umgestaltung im Jahre 1562 angebracht wurde (jetzt im Focke-Museum befindlich als Schmuck einer Gartenmauer). Die Steinplatte (1,11 m im Quadrat) zeigt das bremische Wappen, zwei stehende Löwen als Schildträger des Bremer Schlüssels, und ist an den Rändern von folgender Umschrift in Majuskeln umrahmt, die, als Vers abgesetzt, lautet:

Bremen, wes ghedechtich,
Late neict mer in,
Du beist ohrer mechtich.
Anno Domini 1562.

Die Rennersche Chronik berichtet darüber: *Dissen Sommer wort dat Herden dor gewolvet, und ein gevel an de porte gemaket, ein wim daren gehouwen und vorguldet also ludende* (folgt die Inschrift). Da dieser Angabe ein Ratsmandat vom 25. Juli 1563 vorhergeht, haben manche bremische Forscher dieses Jahr auch für die Inschrift angesetzt; indes ist auf dem Stein selbst die Zahl 1562 ganz deutlich[107]). Man geht wohl nicht fehl, wenn man die Veranlassung zu diesem einzigartigen Reimspruch in den kirchlichen Zwistigkeiten sieht, die um 1562 zwischen der starren lutherischen Orthodoxie und der freieren, durch Hardenberg vertretenen krypto-kalvinistischen Richtung in unserer Stadt herrschten. Gerade in jenem Jahr waren die orthodoxen Ratsherren und Bürger vor dem Ansturm der Anhänger Hardenbergs aus der Stadt gewichen und hatten sich zur Wiedergewinnung ihrer Machtstellung an den Kaiser und die Hanse gewandt. Die daraufhin eingeleiteten Versöhnungsverhandlungen führten erst im Jahre 1568 zu einer Rückkehr der Ausgewichenen in die Stadt unter bestimmten, einschränkenden Bedingungen. Der ursprüngliche Sinn der Inschrift wäre danach: Bremen solle von den entflohenen orthodoxen Mitbürgern nicht mehr einlassen, als es zur Wahrung des inneren Friedens fassen könne, denn offenbar traute man diesen sehr kampflustigen und herrschsüchtigen Männern die Anzettelung neuer Unruhen zu. Die Richtigkeit dieser Erklärung vorausgesetzt, enthielt die Inschrift schon ein indirektes Bekenntnis zum reformierten Glauben, der sich dann schnell durchsetzte.

Man hat sich in den theologischen Kreisen der Stadt frühzeitig bemüht, den Gedanken des Leitspruches lateinisch wiederzugeben. Nach Roller[108]) führt Johannes Esichius, der seit 1589 Rektor am

Digitized by Google

bremischen Gymnasium illustre und seit 1590 Prediger an der Stephanikirche war, in seinem handschriftlichen *Discursus de republica Bremensi historiae Prodomus* (1598) die Übersetzung an:

Brema, ut sis sospes, sis hospite fortior hospes! (Bremen, sei, damit du glücklich seist, als Gastfreund stärker denn der Gast!) — gewiß ein gut pointierter Hexameter, aber wieviel volkstümlich-kräftiger ist die niederdeutsche Fassung! Merians *Topographia Saxoniae inferioris* Frankfurt a. M. 1653 (S. 44) schreibt *hospita* (für *sis hospite),* was gegen das Versmaß verstößt. Fehlerhaft ist die Fassung in Zeilers *Descriptio urbis Bremae* (Handschrift aus den Jahren 1650—54), der *sit fortior hospite hospes* schreibt[109]; ebenso der Text bei P. L. Berckenmeyern, Vermehrter Curieuser Antiquarius, Hamburg 1728 (S. 667): *Bremae ut sit sospes.* Eine hochdeutsche Übertragung der Inschrift findet sich schon bei Nathan Chytraeus, *Variorum in Europa Itinerum Deliciae collectae* (1594, S. 346):

Bremen, sey eyndechtig,
Laß nicht mehr inn,
du seyst jr dann mechtig!

ferner in der Fortsetzung der bekannten deutschen Sprichwörtersammlung von Zinkgref, und zwar in Joh. Leonh. Weidners Teutscher Nation Apophthegmatum . . . dritter Teil, Leyden 1644 (S. 536):

Bremen sey Indächtig,
Laß nicht mehr in,
du seyst jhr dan mächtig!

Merian bringt in dem genannten Werke den „denkwürdigen Vers" ganz ähnlich. Später wird die Inschrift in Quellenwerken häufig zitiert[110].

Im Ablauf der bremischen Geschichte ist diese Inschrift gewiß sehr oft mündlich, zuweilen auch schriftlich gebraucht und, zur politischen Maxime erhoben, gepriesen und angegriffen worden, so daß sich schließlich aus der Inschrift ein bremischer Kernspruch herausgebildet hat. Dabei ist, als das Niederdeutsche durch das Hochdeutsche verdrängt wurde, das ursprüngliche *Wes gedächtich* (Sei eingedenk!) durch *Wes bedächtig!* ersetzt worden, was der Tendenz der Formel ganz entspricht. Wir geben einige literarische Zeugnisse.

Aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges gibt es ein auf die schwierigen Verhandlungen Bremens mit den Schweden bezügliches Pasquill vom Jahre 1633 (Anfang: St. Peter spricht), in dem der

Digitized by Google

Reimspruch in antischwedischem Sinn verwendet wird (ich beziehe mich auf einen ungedruckten Vortrag von Bippens in der Historischen Gesellschaft am 13. Dezember 1911). In einer im Museum gehaltenen Vorlesung (Oktober 1796) über die Frage: „Was ist von dem Zusammenflusse der Fremden in Bremen zu besorgen und zu hoffen?" zitiert Senator A. G. Deneken die Wendung (*„Bremen, sy bedechtig* usw.") und erörtert besorgt, aber nicht mutlos die Folgen, die der Zustrom der französischen Emigranten mit ihren anderen Sitten und anderen politischen Anschauungen für den soliden altbremischen Geist haben könne. Der Domkantor Wilhelm Christian Müller sieht in einem in der Union 1830 gehaltenen Vortrag darin eine weise Maßregel zur Verhütung der Armut und auch C. Julius Weber billigt den politischen Grundsatz der Inschrift. Eine anonyme Broschüre aus dem Jahre 1841 mit dem Titel „Der Anschluß der Hansestädte an den deutschen Zollverein in seinem eventuellen Einfluß auf Bremens Welthandel" setzt den alten Spruch als Motto voran und spricht sich gegen den Anschluß aus[111]). Das in Bremen vom 22. bis 29. Juli 1860 abgehaltene Schützenfest, an dem auch 70 Helvetier teilnahmen, stand unter dem Grundgedanken der Verbrüderung aller deutschen Stämme von den Alpen bis zur Nordsee, und bei einem Festmahl im Schützenhof gedachte Dr. Chr. Heineken in scherzhafter Weise des alten Wahlspruches „Bremen, wes bedächtig!", doch liege die wahre Freiheit nicht mehr in der Pflege partikularistischer Rechte und Interessen wie vordem, sondern in dem Zusammenhalten für die großen Interessen der Nation. Er schloß mit den Worten: „Wir trauen uns die moralische Kraft zu, in allen Verhältnissen unsere Freiheit zu behaupten, und so rufen wir, o h n e u n s e r e a l t e D e v i s e a u f z u h e b e n, allen Freunden, namentlich den stammverwandten deutschen und schweizer Brüdern zu: Kommt nur her zu uns, je mehr je lieber; wir wollen Euch hier schon zu Bremern machen[112])." Wenn auch die Devise seit Einführung der Freizügigkeit rechtlich gegenstandslos geworden ist, so wirkt sie immer noch als gewichtiges geistiges Menetekel. In der schweren Nachkriegszeit geben die Bremer Nachrichten in einem Artikel über „Sozialistische Pendelstrategen" den Einwohnern den Rat: Bremen, wes bedächtig, wähl' nich mehr Sozis als du bist mächtig (7. Dezember 1920). In der eigentlichen Fassung und in derselben Ausdeutung bediente sich Senator Bömers des Spruchs im Schlußwort einer großen Rede, die er aus Anlaß des Volksentscheides vom

Digitized by Google

9. Januar 1921 in einer Kasino-Versammlung der Deutschen Volkspartei hielt (B. N. 7. Januar 1921).

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, und ganz besonders in der Volkssprache. Einem übermütigen Rheinweinzecher kann man im Ratskeller warnend zurufen: Wes bedächtig! Lat (oder auch: lade) nicht mehr in usw. In Gorch Focks heiterer Seemannsgeschichte „Krischan Honolulu" wird ein erregter bremischer Kapitän mit den Worten „Bremen, wes bedächtig!" zur Ruhe gewiesen[113]).

An neuzeitlichen Formeln sind ein paar Herkunfts- und Heimatsbezeichnungen, ein Gegenstück zum *Civis Romanus sum*, ein glorifizierender Vers auf die Stadt und ein scheinbares Rechtssprichwort (Drei ist bremer Recht) zu erwähnen.

Die typische Herkunftsbezeichnung des Bremers, wenn er das Heimatliche gefühlsmäßig betonen will, heißt: *Ick bün 'n Bremer Kind*. Es gibt darüber eine hübsche Geschichte, die auch die alten volksläufigen Benennungen des Hannoveraners und Hamburgers richtig wiedergibt. Drei Handwerksburschen haben in einer Herberge übernachtet, und beim Aufbruch vermißt der eine seine Pfeife. Von den beiden andern will sie keiner genommen haben. Sie gehen vor den Richter, der sie zunächst nach ihrer Heimat befragt. *„Ick bün 'n Hannoverschmann*, sagt der eine; *Ick bün 'n Hamborger Jung*, sagt der zweite; *Ick bün 'n Bremer Kind*, sagt der dritte. Das genügt dem Richter schon und er entscheidet: *„Do dat ‚Kind' un de ‚Jung' noch nich roken, kann blot de Hannoverschmann de Piep stalen hebben."*

Eine ethische Steigerung der Herkunftsformel liegt vor, wenn man von jemand lobend sagt: *he is 'n rein Roggen Bremer Kind*. Hier ist die Heimatsformel mit der auch sonst sehr verbreiteten Redensart *Rein Roggen Bremer Brod* verbunden, die sinnbildlich bedeuten soll: so unverfälscht man das Brot wünscht, so rein und echt soll auch die Gesinnung und das Handeln des Bremers sein. In übertragenem Sinn gebraucht Georg Droste[114]) die Wendung, wenn er den Wunsch ausspricht: „Möge mit deinem reinen Roggen Bremer Brot sich auch das reine Bremer Platt erhalten!"

Als Bezeichnung des alteingesessenen Bremers ist die formelhaft erstarrte Redewendung *Tagenbaren* noch heutigentages sehr gebräuchlich (der Vokal *a* ist beide Male dunkel nach *o* hinüber zusprechen). Wer mit Bremen durch Geburt, Familienbeziehungen und Jugenderinnerungen verbunden, mit den Einrichtungen und Lebens-

Digitized by Google

gewohnheiten dieser Stadt verwachsen, mit den Eigentümlichkeiten ihrer Bürger vertraut ist, der ist ein tagenbarener Bremer. Ja, streng genommen, hat nur derjenige Anspruch auf diesen Ehrentitel, dessen Familie mehrere Geschlechter hindurch der Stadt angehört und gedient hat. Die Wendung ist für die stark konservative Gesinnung des eingeborenen Bremers trotz einer gewissen Zugänglichkeit für liberale Ideen überaus charakteristisch und enthält den berechtigten Stolz des auf sich selbst gestellten Hanseaten und sein zähes Festhalten an seiner Eigenart und seinen überlieferten Gewohnheiten. Nach der durch den Krieg und die Revolution hervorgerufenen gesellschaftlichen Umschichtung hat das Wort wohl etwas von seinem alten, vollen Klang eingebüßt, ist aber doch noch von aktuellem Wert.

Die Formel[115]) stellt ein merkwürdiges, aus zwei Partizipien zusammengeschweißtes Kompositum dar: *tagen* ist Part. Perf. des starken Verbs *têen,* das man nach Schiller-Lübbens Mndd. Wtb. (IV, 528) zunächst als „erziehen" erklären muß, und *baren* die gleiche Form von *bâren (bären)* = gebären. Das scheinbar Unlogische der Verbindung „erzogen" und „geboren" hat zu verschiedenen etymologischen Deutungen geführt, von denen nur diejenige Wilh. Heymanns (Brem. Nachr. 23. 1. 1910) angeführt sei. Sie ist deshalb bemerkenswert, weil sie methodisch einen Atavismus, einen Rückfall in längst überwundene Anschauungen der Sprachforscher des 18. Jahrhunderts darstellt. Da die Wendung im Brem.-nds. Wtb. nicht vorkommt und die Bearbeiter desselben sich dieses eigentümliche Wort, wenn es ihnen bekannt gewesen wäre, schwerlich hätten entgehen lassen, so hält es Heymann für eine ziemlich moderne Neubildung und erklärt unter Heranziehung einiger (angeblich) sinnverwandter Stellen bei Homer (Odyssee IV, 722 f., vgl. III, 27 f.) die unnatürliche Anordnung der beiden Wortbestandteile für eine rhetorische Stilfigur, für ein beabsichtigtes Hysteronproteron (d. h. das Spätere zuerst). Er erwägt zwar die Prägung des Wortes durch einen witzigen Mann aus dem Volke, die nicht ausgeschlossen sei, aber wahrscheinlicher ist ihm die Erfindung des Wortes durch einen Gelehrten des 18. oder 19. Jahrhunderts, der in seinem Homer gut beschlagen war und gelegentlich in scherzhafter Unterhaltung die griechischen Vorbilder nachgeahmt hätte. Abgesehen davon, daß die fragliche Homerstelle auch anders erklärt werden kann, ist es von vorneherein höchst unwahrscheinlich, daß ein so volkstümliches Wort wie *tagenbaren*

Digitized by Google

einem Gelehrtenkopf entsprungen sei, und noch dazu unter dem stilistischen Einfluß griechischer Dichtung, und wann und unter welchen Umständen sollte es dann ins Volk abgeglitten sein? Es kann freilich derartige Fälle geben, bei Fremdwörtern, Schlagwörtern, geflügelten Worten, technischen Bezeichnungen, aber hier bietet sich der Weg der geschichtlichen Worterklärung ungezwungen dar.

Die Wurzel des gegenwärtigen *tagenbaren* liegt schon in niederdeutschen Rechtsquellen des 14. Jahrhunderts deutlich zu Tage. In dem Dortmunder Urteilsbuch etwa aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts wird von einem Kinde gesagt: *dat in eysschap gewunnen, getogen unde geboren sii;* in zwei späteren Handschriften des 15. Jahrhunderts fehlt das Wort *gewunnen* und die Wendung heißt: *in echtschap getogen und geboren*[116]). Die Statuten der Stadt Goslar aus der Mitte des 14. Jahrhunderts enthalten die Stelle: *wene men onecht* (unehelich) *seghet, des scal men gan up kunscap, dar he ghetoghen unde gheboren is*[117]). Der Herausgeber der Dortmunder Statuten, Ferd. Frensdorff, glaubte die zuerst angeführte Stelle so erklären zu müssen: ein Kind, das erstens in rechtmäßiger Ehe gewonnen (erzeugt), zweitens im Mutterleib großgezogen, ernährt und drittens geboren ist. Die Sache liegt einfacher, denn es läßt sich auf dem Umwege durch das Altfriesische zeigen, daß die Formel *getogen und geboren* ursprünglich den naturgemäßen Sinn „gezeugt und geboren" hatte und erst in späterer Zeit als „erzogen und geboren" aufgefaßt wurde. Die folgenden Angaben verdankte ich schon bei der ersten Darstellung in der Zeitschrift „Niedersachsen" einer freundlichen Mitteilung Prof. Borchlings, wobei auf die Friesischen Rechtsquellen von K. Freih. v. Richthofen, Berlin 1840 (zitiert als R) und auf Borchlings Niederdeutsche Rechtsquellen Ostfrieslands, Aurich 1908 (zitiert als B) Bezug genommen wird. Dem ndd. *tên* entspricht altfries. *tia,* wofür schon Richthofen in seinem Altfries. Wtb. (Göttingen 1840 S. 1083) die Bedeutung „erzeugen" mitangeführt hat. Die deutlichste Stelle dafür steht R 224, 5: wird ein Mann *durch sein gemächte* (an seinen Geschlechtsteilen) verwundet, *that hi nawet tia ni mughe* usw. (daß er nicht mehr zeugungsfähig ist). Die erste ndd. Übersetzung hat hier stets *telen* eingesetzt (B 56, 36 f.), die zweite hat die ersten beiden Male auch *telen,* in Z. 6 aber: *helt he kinder toghen* (B 78). In den meisten Fällen hat das Verbum aber nicht die be-

Digitized by Google

stimmte, auf den Zeugungsakt bezogene Bedeutung, sondern die etwas allgemeinere: Kinder bekommen, unterschiedslos von Mann und Frau gebraucht z. B. *ene vrouwe . . . de ghene kynder ghetoghen hefft* (B 63, 38; vgl. B 64, 4; 108, 28; 63, 19 und R 300, 28; 304, 15; 304b, 2; 305, 10; 325, 15 u. a.). Daß es hier überall nicht „aufziehen, erziehen" heißt, geht auch aus der häufigen Verbindung mit *kinder (ge)winnen* hervor. Im ganzen ist zu sagen, daß zwar noch ansehnliche Reste von *têen* = zeugen vorhanden sind, daß aber *telen* und *winnen* dafür im Vorrücken begriffen sind (das Verbum *tuigen* kommt erst im 16. Jahrhundert vor). Diese Zusammenstellung zeigt, daß in der Formel *tagen* und *baren* die natürliche Reihenfolge der Begriffe Zeugung und Geburt ursprünglich enthalten war und erst im Laufe der Entwicklung verdunkelt wurde, besonders als der Begriff des Aufziehens und Erziehens hinzukam und die Oberhand gewann. Von einem Hysteronproteron kann keine Rede sein.

Aus neuerer Zeit findet sich der älteste Beleg in J. Fr. Schützes Holsteinischem Idioticon (1802), der es praedikativisch *in Hamborg tagen un baren* und attributivisch *en tagen un baren Hamborger, Altnaer* anführt. Er bemerkt den (scheinbaren) Widersinn der Redewendung, denn er erklärt: in Hamburg erzogen, aber notabene erst geboren! Die vom modernen Sprachgebrauch aus allein logisch zulässige Form *baren un tagen* steht in der Sammlung *„Dat sülwern Book"* (1846) des Hamburger Dichters Nikolaus Bärmann in einem netten Liedchen: *„De baren un tagen Hamborgerin*[119]). Mensings Wörterbuch bringt für Schleswig-Holstein sowohl *baren un tagen* oder *barentagen* wie *tagen un baren* oder *tagenbaren,* letzteres ist das häufigere. Mis Wörterbuch der mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart (1876) gibt an: *hei is hier buren un tagen* und Fritz Reuter gebraucht die Wendung in den „Läuschen un Rimels" (1853) im „Sößlingsmetz" und in der „Urgeschicht von Meckelnborg" (Kap. 1). Stürenbergs ostfriesisches Wörterbuch (1857) verzeichnet: *he is hier in't Loog* (Dorf) *baren un tagen* und ten Doornkaat-Koolmann ebenso: *he is dâr baren un tagen* und zusammengezogen: *he is'n bâren-tâgen Ostfrêse*[120]).

Der bis jetzt älteste bremische Nachweis steht im „Bremischen Unterhaltungsblatt" von 1838 in einem niederdeutschen Vierzeiler: *en tagenbaren Bremer Kind.* In J. W. Beversteins „Glowwurdigem

Digitized by Google

Bericht, von Roland sine Geschicht" (1840) rühmt sich der steinere Recke mit Recht:

Ick bin hier tagen un bahren in Bremen,
Dat kähn Ji vor bare Wahrheit annehmen.

Marie Mindermann (1860) verzeichnet: *dat is 'n tagen, baren Bremer Kind.* Der von J. H. Dreyer bearbeitete Ergänzungsband zum Brem.-nds. Wtb. (1869) notiert: *he is 'n tagenbaren Bremer,* eingefleischter Bremer (zwar beruht dieser Band zur guten Hälfte auf einem alten Manuskript Tielings aus dem 18. Jahrhundert, doch läßt sich nichts dafür anführen, daß auch diese Stelle daherstammt). Ein hochdeutsches Gedicht „Der Tagenbaren Wahlkampf. Ein neues Klagelied des alten Gottlob Biedermeier" (1874) bringt eine ergötzliche Schilderung des Wahlgangs zwischen H. H. Meyer und Mosle um den Sitz im Reichstag, wobei die Tagenbaren hart aneinander gerieten. Die Volksschriftsteller verwerten den Ausdruck mit Vorliebe. Georg Droste hat *tagenbaren,* doch auch *baren un tagen;* in dem Gedicht *„Mien Werser"* trennt er das Kompositum:

Tagen bin ick un ok baren
Man bescheiden achtern diek[121]).

Felix Ortwein gab eine Reiseskizze „Von den Tagenbaren zu den Malebaren" (1905) heraus. Aus literarischem Gebrauch ließen sich noch manche Beispiele heranziehen. Bei einer öffentlichen Festsitzung der Bremer Wissenschaftlichen Gesellschaft am 29. September 1929 bezeichnete der Vorsitzende den neuen Lloyddampfer Bremen als echtes tagenbaren Bremer Schiff.

Demnach läßt sich *tagenbaren (barentagen)* als typische Formel für das Gebiet von Ostfriesland über Bremen—Hamburg bis nach Schleswig-Holstein und Mecklenburg innerhalb des 19. Jahrhunderts erweisen, zweifellos als Fortsetzung der alten mittelniederdeutschen Wendungen. Der Sinn ist im allgemeinen: Hier bin ich zu Hause, hier ist meine Heimat. Nur in Bremen hat die Formel eine vertiefte spezifisch städtisch-bürgerliche Prägung erhalten[122]).

Altrömischem Selbstbewußtsein vergleicht sich das altbremische *„Ich bin ein Bremer Bürger".* Für die benachbarte Hansestadt gibt es ein entsprechendes Wort mit noch stärkerem Rhythmus: *Platz dor, ick bün en Hamborger Börger!* (Mensing II, 592), doch ist mir nicht bekannt, ob der Wendung eine tiefergehende charakterisierende Bedeutung zukommt. Über die bremische Formel haben sich zwei

Digitized by Google

bremische Volksschriftsteller mit bemerkenswerter Offenheit geäußert. Die berechtigte ethische Seite hebt Heinr. Hellmers hervor: *„Ick bin 'n Bremer Borger!* Alles Ehrenfeste, Grade und Biedere, was als Eigenschaft eines Bürgers, eines Stadtbewohners verlangt werden konnte, sollte in diesen Worten zum Ausdruck gebracht werden, und der Bürger verlangte, daß man diese Eigenschaften als etwas Selbstverständliches in ihm voraussetzen sollte." Wenn er aber fortfährt: „Mit mehr Überzeugung seiner Unantastbarkeit konnte ein Ludwig XIV. nicht sagen ‚Der Staat bin ich' als ein Bremenser früherer Zeit ‚Ick bin 'n Borger', so merkt er die darin liegende Überhebung gar nicht[123])". Hiernach darf man sich nicht wundern, wenn sich Heinrich Goltermann[124]) mit gespreizter Aufgeblähtheit gegen die Fremden und Zugewanderten wendet:

Ich bün 'n Bremer Börger!
Dat is 'n kräftig Word,
Womit de Olen prunkden
Hier an 'n Werserort.
Ick will den Rat gehorsam sin —
So heff ick em toswaren.
Un de in use Stadt nich heert,
De hett hier nicks verlaren.
De ole Wrangel hett eenst seggt:
„Leef Bremen, wes bedächtig!
Lat nich mehr in den Doren rin,
As du büst diner mächtig)!"*

Dagegen urteilte der junge Otto Gildemeister, der spätere bremische Senator und nach Paul Heyses Ausdruck der Übersetzer-Gilde Meister, objektiv abwägend über die Wendung, wenn er in der „Gegenwart" (1852) sagt: „Der gemeine Mann in Bremen sagt mit einem dem Auswärtigen komischen Stolze: Ich bin Bremer Bürger!, wodurch er den Wert bekundet, den er auf sein Verhältnis zum Staate legt. Er hat lange jedweder Teilnahme am öffentlichen Leben entbehrt, aber die Überzeugung, daß er als Bürger den Schutz der Ge-

*) „Wrangel" war, ob mit Recht, bleibe dahingestellt, die volkstümliche Bezeichnung einer Ritterstatue, die früher auf dem Heerdentorsgewölbe stand, beim Abbruch des Tores aber mit der oben behandelten Inschriften-Platte „Bremen, wes ghedechtich" als Sockel verbunden und im Schützenhof und dann im Garten des Focke-Museums aufgestellt wurde. So hat sie Goltermann gesehen und ist dadurch zu der falschen Annahme verleitet worden, als ob der schwedische Feldherr Wrangel der Urheber der Inschrift wäre. Jetzt sind Statue und Inschrift als nicht direkt zusammengehörig im Focke-Museum wieder getrennt aufgestellt.

Digitized by Google

setze so gut wie der Reichste und Vornehmste genieße, ist ihm gleichwohl nie verlorengegangen"[125]). Infolge der immer mehr zunehmenden Durchsetzung der einheimischen Bevölkerung mit Zugewanderten hat die Bedeutung der Formel heutzutage erheblich an Intensität eingebüßt.

Oft und gern genannt wird der nach den Himmelsgegenden orientierte Spruch:

Nord, Ost, Süd, West —
Bremen best!

Schon Carl Julius Weber hat die darin ausgeprägte starke Heimatliebe des Bremers empfunden, die er auf die besondere geographische Lage der Stadt zurückführt: „Die Bremer sind nicht ganz mit der Zeit fortgeschritten, aber Bremen liegt auch recht isoliert, alle sind untereinander verwandt, und so isoliert sich auch der Bremer und verläßt nur ungern seine Stadt: Ost, Süd, Nord, West — Bremen best"[126]). Ebenso hebt Ad. Storck (1822) hervor, daß der Bremer trotz vieler Äußerungen der Unzufriedenheit und freiesten Kritik an den Maßregeln der Obrigkeit doch freudig bekenne: Ost, Süd, West — Bremen best[127]). Dagegen sieht der kritische Beurteiler Bremens, Ed. Beuermann, ein Liberaler aus der Zeit des Vormärzes, in der Formel das Zeichen eines tadelswerten Partikularismus: O, gewiß diese (in dem Spruch liegende) Anhänglichkeit ist rührend, aber Deutscher ist der Bremer wegen aller überseeischen Einflüsse, und deshalb, weil „Bremen best" ist, nur aus der Ferne (1838)[128]). Als Beweis starker Heimatliebe kommt die Wendung in lokalen Blättern und bei plattdeutschen Schriftstellern bremischer Herkunft öfters vor[129]). Die Aufzählung der vier Himmelsrichtungen und das Reimpaar West: best sind das feste Gerippe der Formel. Sie findet sich dem Kern nach schon in dem Lobgedicht eines gewissen D. E. C. auf Bremen, unter einer gemalten Stadt-Ansicht von 1602 in der oberen Rathaushalle:

In Sachsen darf sich Bremen
Des namens gar nicht schemen,
Ihr Lob ist außerkoren.
Thu auf die augen und ohren.
Die Weser auß allen Landen
Gros narung schaft zu handen.
Aus Nord, Süd, Ost und Westen
Sie einnimmt stets vom besten[130]).

Digitized by Google

Daß aus diesen Anfangsversen einer im übrigen jämmerlich schlechten, gekünstelten Reimerei die scharf geschliffene Form des volkstümlichen Reimspruchs entstanden sei, ist wenig wahrscheinlich. Näher liegt eine bremische Assimilation an einen schon vorhandenen Spruch-Typus, der in der Form *Oost, Süd, West — To Huus is't best* schon im Brem.-nds. Wtb. (II, 675) vorliegt[131]). Diese auf das Haus im Sinn von Heim und Heimat bezogene Wendung, in der oft nur zwei Himmelsrichtungen, stets aber des Reimes wegen der Westen zuletzt genannt wird, ist auch schleswig-holsteinisch, oldenburgisch, ostfriesich, westfälisch *(Osten on Westen, ter heme am besten)* und holländisch *(Oost, West, t' huis best)* nachweisbar[132]). Auch auf hochdeutschem Sprachgebiet wird die Formel verbreitet sein (selbst Goethe verwertet sie in einem Gedicht an Christiane Vulpius aus Karlsbad (1795): Von Osten nach Westen — Zu Hause am besten[133]). Der Zweizeiler wird gelegentlich zum Vierzeiler erweitert: *Nord oder Süd, De Welt is wit; Ost oder West, To hus is't best*[134]) und kommt auch als Hausinschrift vor[135]). Eine maritime Beziehung liegt an der Waterkante nahe, daher in Lübeck die Redensart: *Nordwest is de Schippers er best*[136]), und in Holstein: *West is de Hamborger er Best, Ost is de Lübecker er Trost,* weil die Segelschiffe in Hamburg mit Westwind, in Lübeck mit Ostwind einlaufen[137]). Inländisch kommt die Formel „Westwind — Bestwind" im Münsterland vor[138]). Der Reim Westen: besten ist auch in Versen anzutreffen, die junge Mädchen als Liebesorakel sprechen, ebenso im Englischen in Versen auf den Marienkäfer *(ladybird)*[139]). Nimmt man die Entstehung des bremischen Spruches aus dem allgemeineren To-hus-Spruch und dem verbreiteten Reim-Schema West: best an, so verliert das Hyperbolische des Spruches etwas an Bedeutung, und es bleibt nur ein allerdings starkes Bekenntnis zur Heimat übrig.

Es liegt nahe, die sehr häufige Wendung

Drei ist Bremer Recht

rechtsgeschichtlich zu erklären. Im Sprechsaal der Bremer Nachrichten vom 15. März 1910 antwortete auf eine Anfrage ein ungenannter Jurist: „Die Redensart ‚Drei ist Bremer Recht' ist besonders in Nordwestdeutschland weit verbreitet, wo Bremer Recht nicht nur in dem ehemals weit ausgedehnteren bremischen Stadtgebiet, sondern auch in der Nachbarschaft, z. B. in der Grafschaft Delmen-

Digitized by Google

horst, in Wildeshausen usw. galt, vielfach im Gegensatz zu gemeinem Recht und zum lübischen Recht. Dreimaliges Aufgebot oder Proklamation zur Erlangung der Rechtsgültigkeit, drei Zeugen zu völliger Beweiskraft, dreimaliger Jodute-Ruf, drei Instanzen in größeren Rechtsstreitgkeiten und manches andere stellten Eigentümlichkeiten des bremischen Rechts dar, mögen wenigstens dafür gehalten sein." Doch muß der Verfasser dieser Notiz selbstkritisch zugestehen, daß das sonstige Recht sich vom bremischen weniger durch die angeführten Punkte als durch anderweitige Bestimmungen unterschieden hätte. Methodisch ähnlicher Art ist ein Erklärungsversuch von E. Kindervater in den Bremer Nachrichten vom 13. 2. 1916, der sich auf die bekannte Stelle in der Rynesberg-Scheneschen Chronik[140]) beruft, wonach den Bremern drei besondere Rechte vom Kaiser verliehen wären, nämlich das Tragen von Gold und Pelzwerk für die Ratsherren, eigene Gerichtsbarkeit und freie Schiffahrt auf der Weser, und *to ener betuchnisse desser dryger stucke* hätten die Bremer die Gnade erlangt, dem Roland den Schild des Kaisers vorhängen zu dürfen. In diesen „drei Stücken" wird der Ursprung der heutigen Redensart gesehen, wenn auch die eigentliche Bedeutung im jetzigen Sprachgebrauch längst geschwunden sei. Hiergegen ist vor allem zu sagen, daß es sich in dem Chronik-Bericht um gewisse, den Bremern verliehene Vorrechte (Privilegien) gesellschaftlicher, merkantiler und politischer Art handelt, während das Sprichwort sich doch nur auf Rechte, Rechtsbefugnisse oder Rechtsübungen beziehen könnte. Von einem bestimmten „dreifachen Bremer Recht", das tausend Jahre hindurch im Tun und Handeln, Denken und Trachten der Bremer eine bedeutende Rolle gespielt hätte, wie der Einsender meint, kann füglich nicht die Rede sein, denn dann hätten greifbarere Überreste vorhanden sein müssen. In einem Aufsatz über „Recht und Sprichwort" in den Bremer Nachrichten vom 28. Juni 1928 verweist H. (wohl Hartlaub) auf die alte Rechtsformel: „An drei Schöffen nimmt der König die Wahrheit" und vermutet, daß der Bremer Spruch denselben Gedanken enthalte, muß jedoch selbst zugeben, daß das Schöffenamt für das mittelalterliche Bremen nicht nachweisbar ist, und daß es überhaupt zweifelhaft ist, ob es in großen Teilen Niedersachsens einschließlich Frieslands jemals Schöffen gegeben hat. Wenn er meint, daß die Rechtshistoriker sich eben durch das erhaltene bremische Sprichwort eines Tages eines Besseren belehren lassen

Digitized by Google

würden, so ist das reine Phantasterei. Im Hintergrunde aller dieser Theorien liegt die Vorstellung, daß die Formel unter allen Umständen uralt oder wenigstens sehr alt sein müsse, was ganz problematisch ist. Da ältere Nachweise bis jetzt nicht aufgezeigt sind, tut man gut, sich auf die neuere Zeit einzustellen. Man erkennt auch, daß nach dem beigebrachten Material eine Erklärung aus spezifisch bremischen oder niedersächsischen Rechtsbräuchen nicht gut möglich ist.

Mit etwas größerem Recht als das Dreischöpfen-Sprichwort könnte man vergleichsweise ein anderes, über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreitetes Sprichwort, dessen Ursprung in altem Rechtsbrauch gesucht wird, heranziehen: „Aller guten Dinge sind drei." Man erklärt dies so: es gab vor Errichtung der wöchentlichen und täglichen Gerichte drei „echte" oder „gute" Dinge oder Gerichte (nämlich um Ostern, Peter-Paul und St. Martin), oder es konnte keine Entscheidung ergehen, bevor nicht eine dreimalige Verhandlung an drei Gerichtstagen stattgefunden hatte[141]). Der deutschen Formel entspricht genau die holländische *Alle goede dingen bestaan in drieen,* zu deren Deutung man die *3 dingen (= terechtzittinge), 3 gemeene waarheden, 3 ommegangen* u. a. verwandt hat[142]). Ob dieser Erklärungsversuch überhaupt berechtigt ist, sei hier nicht erörtert. Als altgermanische Rechtsformel kann dies Sprichwort für die junge bremische Formel, abgesehen von der Verwendung der auch sonst typischen Dreizahl, nichts erklären und nichts beweisen. In der neueren ganz allgemeinen, abgeschwächten Bedeutung könnte es allerdings formbildend gewirkt haben. Es besagt jetzt: Drei ist die Anzahl der guten, das will sagen, der rechtlich und moralisch erlaubten und dem Menschen zuträglichen Dinge, welcher Art sie auch seien, und dasselbe besagt im Grunde die bremische Formel, nur spezialisiert in bezug auf Bremen und bremische Wesensart.

Ein wenig berührt sich mit unserem Sprichwort ein holländisches, das auch die Dreizahl voranstellt und gleichfalls spezialisiert, nämlich auf das Maritime: *Driemaal is scheepsrecht,* und auch hier hat man allerlei zur Erklärung angeführt: erst bei der dritten versäumten Vorladung wird man schuldig; drei Mahlzeiten muß der Schiffer an seine Leute geben; drei Schläge mit dem *gortspan* (Grützlöffel) dienen als Strafe; dreimal ruft man Hurra und die Leiche wird mit den Worten *een, twee, drie in Gods naam* über Bord gesetzt[143]). Hier sind wenigstens einige Deutungen aus der Umwelt des Seevolks

Digitized by Google

entnommen, aber diese sind wie der dreimalige Hurraruf nicht auf die Seeleute beschränkt. Gewiß kann jeder dieser einzelnen Punkte beim Gebrauch des Sprichworts gemeint sein, aber er braucht es nicht. Erst aus der Summe dieser verschiedenartigen Dreiheiten des Lebens kann ein derartiges Sprichwort innerhalb einer kulturellen Gemeinschaft erwachsen. Was im Einzelfall gemeint ist, bleibt dem geistigen Spieltrieb des Sprechenden überlassen, und gerade weil er die Freiheit und die Auswahl der konkreten Beziehung besitzt, hat er den Anreiz zum Gebrauch eines verschiedenartig ausdeutbaren Sprichworts. Dies gilt auch von der bremischen Formel und dem weiten Ausmaß ihrer Anwendbarkeit!

Die genannte holländische Formel hat — ein Beweis ihrer Lebensfähigkeit — eine Erweiterung erfahren: *driemal is scheepsrecht en een voor den knecht* oder *trije is skippers rjucht en ien for de feint* (F. H. Stoett). Diese Wendung mit dem Zusatz kommt, aber ohne Beziehung auf den seemännischen Beruf, auch im norddeutschen Sprachgebiet vor. Fritz Reuter gebraucht zweifellos in Anlehnung an die Volksüberlieferung in „Dörchläuchting" (Kap. 7) die Wendung: *Dreimal is recht, dat virte Mal en Schinnerknecht* und ähnlich in den „Meckelnbörgschen Montechi un Capuletti" (Kap. 17)[144]. Hochdeutsch verzeichnet H. Frischbier für Altpreußen: Dreimal ist's ein Recht, das vierte Mal ein Schinderknecht[145]. Der Sinn ist klar. Dreimal ist das Richtige, das Rechte, das vierte Mal ist etwas Unrechtes, Schlechtes. Drei ist die Norm, nach volkstümlicher Moral das Rechte, und was darüber hinausgeht, ist etwas, was man nur unehrlichen, gesellschaftlich geächteten Leuten zutrauen kann, wie der Schinderknecht einer war.

Die bremische Formel ist bis jetzt nur für das 19. Jahrhundert nachweisbar, zuerst in dem Sprichwörter-Anhang zu Marie Mindermanns „Plattdeutschen Gedichten" (1860), Nr. 678 und sehr häufig bei neuplattdeutschen bremischen Volksschriftstellern[146]. An Erweiterungen kommen vor: Und viermal ist auch nicht schlecht; fünfmal ist Kaiserrecht; und einen gibt der Bauer zu. Am nächsten steht der bremischen Wendung eine ostfriesische Parallele, anscheinend auch neueren Ursprungs: *Dremal ist oostfrese regt*[147]. Als Bauernrecht findet sich: *Dreemal is Burrecht*[148]. Auch im Kinderspiel und in der Kindersprache ist Entsprechendes anzutreffen. Beim Marmelspiel der Knaben war im Oldenburgischen der Ausruf *Dreemal is sin*

Digitized by Google

Recht gang und gäbe[149]). Im Elsaß sagt man: *„Dreimal ist Bubenrecht"*[150]).

In Ermangelung älterer Nachweise erscheint es demnach ratsamer von der neueren Volkstradition als von romantischen rechtsgeschichtlichen Behauptungen auszugehen, handelt es sich doch nicht um eine von Juristen geprägte Formel mit ganz konkretem Inhalt, sondern um eine allgemein gehaltene Wendung der populären Umgangssprache. Der Gedanke „Drei (oder dreimal) ist Recht, ist das Richtige" wäre der Ausgangspunkt für alle Weiterbildungen, die örtlich begrenzt wurden wie in Bremen und Ostfriesland, an gewissen Ständen hafteten wie Schiffern und Bauern und selbst in Altersstufen (Knaben) eindrangen. Der Grundkern dieses Gedankens ist kaum ein Rest bestimmter altgermanischer Rechtsanschauungen[151]), sondern der magische Nimbus der ins Mystische gehobenen Dreizahl überhaupt. Es ist an Herm. Useners Abhandlung über die „Dreiheit"[152]) zu erinnern, die, wenn sie sich auch nur auf die antike Mythologie bezieht, in ihrem Endergebnis auch für uns wichtig ist. Indem er von der weiten Geltung und der Heiligkeit der Dreizahl ausgeht, die schon den Gelehrten des Altertums auffiel, ergibt sich ihm, daß die dreiheitliche Vorstellung ein altes Besitztum der Völker ist. Die tief im Geist der Antike wurzelnde Trias der Gottheit hat das Christentum in der Trinitätslehre übernommen, im Kultus sichtbarlich für die Volksmasse ausgestaltet und damit die europäische Massenpsyche entscheidend beeinflußt. Vielleicht kann man in der Erklärung der typischen Geltung der Dreizahl noch einen Schritt weitergehen und sie mit Herm. Diels als die „ursprüngliche Endzahl der primitiven Menschheit" auffassen[153]). Die formgewordene Idee der Dreiheit übt eine Zwingherrschaft von größter Suggestivkraft aus und ihr unterliegt Hohes und Heiliges, Gewöhnliches und Plattes. Auch im sprichwörtlichen „Drei ist Bremer Recht" liegt noch ein Abglanz dieser Idee vor. Da die Wendung in einer größeren Volksgemeinschaft lebendig ist, spiegelt sie auch den Geist dieser Volksgemeinschaft getreulich ab und bedeutet in ihrer ethischen Bewertung ein Bekenntnis zur Rechtlichkeit und Gründlichkeit.

Wie wir diesen Abschnitt mit einem alten Inschriften-Sprichwort begannen, so können wir ihn mit einem neuen schließen. Beim Umbau des Schütting, des Sitzes der Handelskammer, wurde im Jahre 1899

Digitized by Google

am Portal eine von Otto Gildemeister verfaßte Inschrift angebracht, die lautet:

Buten un binnen
Wagen un winnen.

Der Spruch hat stilistisch keine eigentliche individuelle Prägung, ist vielmehr eine glückliche Zusammenfügung zweier volkstümlicher allitterierender Formeln. *Buten un binnen* kommt in mancherlei Sprichwörtern und Redensarten vor, wie sich besonders aus dem Schleswig-Holsteinischen zeigen läßt, und das *Wagen un winnen* ist die Infinitiv-Verkürzung von: *de da wagt, de da winnt* (vgl. die hochdeutschen Formeln: Wer da wagt, der gewinnt; Frisch gewagt, ist halb gewonnen)[154]. Diese Inschrift ist wegen ihrer gut volkstümlichen Fassung auf dem besten Wege, ein charakteristisches bremisches Sprichwort zu werden oder ist es vielleicht schon. Dagegen hat die letzthin auf Plutarch zurückgehende, literarisch bekannte Inschrift am Portal des Hauses Seefahrt: *Navigare necesse est, vivere non necesse est* weder formell noch inhaltlich die Kraft der Popularität in sich, auch nicht, nachdem Gorch Fock den ersten Teil zum Titel seines Romans „Seefahrt ist not!" gemacht hat.

* * *

Wir haben etwa 75 Formeln besprochen, eigentliche Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten, Inschriften, Reimsprüche, Redewendungen und Spottnamen, in denen das bremische Kulturmilieu sich ausgewirkt hat. Davon gehören sieben ausschließlich der Oberschicht an, wie sich schon aus ihrer lateinischen oder hochdeutschen Sprachform ergibt. Sie wurden als Gegenstück zu den verbleibenden, echt volkstümlichen, meist niederdeutschen Wendungen angeführt. Diese sind der überwiegenden Mehrzahl nach ein kollektives Erzeugnis der unteren und mittleren Volksklassen und tragen daher naturgemäß nicht einen individualistischen, sondern einen typisierenden, generellen Charakter. Die geistigen Urheber sind die Bremer selbst oder die mit ihnen in Beziehung stehenden Umwohner (Rückwirkung der Stadt auf das Hinterland).

Was bei den topographischen Formeln das Volk zur Bildung typischer Wendungen reizte, liegt am deutlichsten bei den auf sakrale Gebäude bezüglichen vor: die äußere architektonische Form der Kirch-

Digitized by Google

türme, meteorologische, aus der Lage der Kirche abgeleitete Beobachtungen, die früher in den Kirchspielen zutage tretende soziale Gliederung nach Ständen, nach arm und reich sowie die ins tägliche Leben hineinspielenden konfessionellen Gegensätze. Bei den von Straßennamen ausgehenden Formeln spielt das Geographische und Meteorologische ebenfalls eine Rolle. Kommunale Zwistigkeiten zwischen den Bürgern und der Obrigkeit entladen sich in zugespitzten Redensarten. Mehrfach konnte festgestellt werden, daß bereits ein Sprichwort-Klischee vorlag, das nur auf Bremen übertragen oder dafür zurechtgeschnitten wurde, doch führt auch dann der bremische Schablonen-Abdruck ein Eigenleben. Dabei ergaben sich zuweilen enge Berührungspunkte mit verwandten Erscheinungen auf der Linie Holland, Ostfriesland, Oldenburg, Bremen und gelegentlich darüber hinaus bis Hamburg und Schleswig-Holstein. Ein Teil der Wendungen ist längst untergegangen, weil die realen Existenzbedingungen verlorengingen *(Hoppenkarke, Rolands Luchte)*. Eigenartig ist der Lebenslauf des Sprichworts *dat is so lik (scheef) as de Weg na Bremen,* das in Bremen und Umgegend wohl ausgestorben ist, sich in Finkenwerder aber bis in die Neuzeit herübergerettet hat.

Bei den personalen Formeln haben die Spottwendungen und Spottnamen, weil zu sehr an die Zeit ihrer Entstehung gebunden, in der Regel keine lange Lebensdauer, ausgenommen etwa die Redensart von der *Bremer Döpe,* die sich bei den Umwohnern des Schauplatzes, der zu der Bildung Anlaß gab, lange erhalten hat. Sie besitzen auch meistens keine tiefer gehende und zutreffende charakterisierende Bedeutung, ausgenommen etwa die nicht ausreichend bezeugte Bezeichnung *Joost van Bremen* und die Wendungen über die Steifheit und das „Fußmaß" der Bremer. Dahingegen sind die im VII. Abschnitt eingehend behandelten Formeln wirklich für die Charakterologie des einheimischen Bremers verwertbar, weil sie ein Reflex seines Wesens sind. Sie lassen bezeichnenderweise nicht die expansive, sondern die konservativ-restringierte Art des Bremers erkennen, denn diese ist der Ausdruck der Volksmasse, während jene vornehmlich an einzelne unternehmende und führende Persönlichkeiten geknüpft ist. Nur das *Buten un binnen Wagen un winnen* stellt den expansiven Zug und damit die ganze Natur des Hanseaten heraus.

Es gibt demnach neben dem internationalen und gemeindeutschen Sprichwort in begrenztem Ausmaß auch ein regionales, ja städtisches

Digitized by Google

Sprichwort von bodenständiger Lebenskraft und einem gewissen selbständigen Eigenwert (Sprichwort im weiteren Sinne gefaßt). Wenn erst die übrigen deutschen Landschaften einschließlich der größeren Städte als wichtigen Kulturmittelpunkten in ähnlicher Weise auf Sprichwortprobleme untersucht sind, wird es möglich sein, genauere vergleichende Übersichten über Ursprung, Häufigkeit und Wanderung der Sprichwörter aufzustellen, Eigenes und Angeeignetes zu unterscheiden und die unleugbar vorhandenen Beziehungen zwischen dem Sprichwort als einem Teile der Volksrede und dem Volkscharakter zu durchleuchten.

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1]) Ein längerer Abschnitt über ein eng verwandtes Thema „Bremen im Volksreim", das auch noch einige sprichwörtliche Wendungen wie *de Bremer Göse wiesen* behandelt, und ein kürzerer Exkurs über die „Namen Weser und Bremen" müssen vorläufig zurückgestellt werden.

[2]) W. Hofstaetter-F. Schnabel, Grundzüge der Deutschkunde, Leipzig 1929, Bd. II, 285.

[3]) Merker-Stammler, Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, Bd. III (1929), 286.

[4]) Das deutsche Sprichwort, Straßburg 1918, und Deutsche Sprichwörterkunde, München 1922.

[5]) Grundzüge der deutschen Volkskunde, Leipzig 1922 S. 137.

[6]) Wander (I, 460) bringt 4, Plaut (S. 66) acht Wendungen.

[7]) Sämtl. Werke, 4. Aufl. I, 11.

[8]) Z. B. Peter von Kobbe, Geschichte und Landesbeschreibung der Herzogtümer Bremen und Verden. Göttingen I (1824), 4. — C. J. Weber, Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen, 2. Aufl. 1834 (Sämtl. Werke Bd. III) S. 755. — Georg Ludwig Kriegk, Schriften zur allgemeinen Erdkunde, Leipzig 1840 S 105.

[9]) Kriegk, a. a. O. S. 105.

[10]) Plaut Nr. 407 gibt drei Nachweise (ältester nach Bueren, Emden 1840); vgl. W. Lüpkes, Ostfriesische Volkskunde, 2 Aufl. Emden (1925) S. 9.

[11]) Plaut Nr. 432, ohne Quellenangabe.

[12]) Plaut Nr. 407, nach Kern-Willems, Ostfriesland, wie es denkt und spricht. Norden 1869.

[13]) Der Unterschied von Geest und Marsch hat auch sonst in der Volkssprache Ausdruck gefunden. In Schleswig-Holstein nennt man die Geestbewohner *Kreien* wegen des höheren Fluges der Krähen im hochgelegenen Geestgebiet und im Gegensatz dazu die Marschbewohner *Ulen* wegen des niederen Fluges der Eulen in der Ebene; vgl. die beiden Sippen der Uhlen und Kreyen in Gust. Frenssens Roman „Jörn Uhl", besonders Kap. 3. Selbst das Kinderlied kennt den Unterschied. In der Sammlung von J. von Harten, Plattdütsche Kinnerrimels (aus dem Kreise Blumenthal, Unterweser, um 1909—10) in Schaffsteins Blauen Bändchen Nr. 110 S. 14 lautet ein Kniereiterreim:

Wo geit dat lüttje G e e s t p e e r d ?
:,: Zucke, zucke, zuck :,:
Wo geit dat grote M a s c h p e e r d ?
:,: Trumm, trumm, trumm :,:
Wo geit dat lüttje Helgolannerpeerd?
:,: In'n vullen Klupeer :,: (= Galopp).

[14]) Ostfriesland, wie es denkt und spricht. Aurich o. J. (1919) S. 3 Nr. 16.

Digitized by Google

[15]) Topographischer Volkshumor. Ortsnamen in Reim und Spruch aus Schleswig-Holstein, Hamburg, Lauenburg und Lübeck. Kiel 1866, Nr. 30 (= O. Mensing, Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch I (1927), 514

[16]) Walter Scheidt und Hinrich Wriede, Die Elbinsel Finkenwerder. München 1927 S. 44.

[17]) Fr. Buchenau, in der Bremer Festschrift zum Philologentag von 1899 S. 159.

[18]) Ebenso H. Handelmann Nr. 31 und Mensing I, 515.

[19]) Plattdeutsches Wörterbuch aus Pommern und Rügen, S. 556.

[20]) K. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg 2. Ausg. von O. Mensing, Schleswig 1921, Nr. 494, 1 und S. 545 (Anm.).

[21]) Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 39, 3.

[22]) Bolte-Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Bd. I Leipzig 1913, S. 369.

[23]) Ansichten der freien Hansestadt Bremen und ihrer Umgebung, Frankf. a. M., S. 275.

[24]) Das Dorf Woltmershausen am linken Ufer der Weser neben der Neustadt verdankt seinen Spottnamen *Pusdorf* ebenfalls der windigen Lage (weil es dort so stark pustet), denn von hier kommen die Herbst- und Frühjahrsstürme über die Stadt.

[25]) Mitgeteilt von Diedr. Kropp, Brem. Nachr. 1. Okt. 1909.

[26]) Über die Kirchen in Hamburg führt Schützes Holst. Idioticon (1800), Bd. II, 300 an:

Nicolai die Reichen,
Katharinen desgleichen,
Petri die Stuuren,
Jacobi die Buren,
Michaelis der Glanz,
Hamburgerberg der Schwanz.

In Rostock lautet der Reim:

Jacobi — riek,
Marien — gliek,
Nicolai — arm
Un Petri, dat Gott erbarm!

Tatsächlich waren die beiden erstgenannten Kirchspiele im Vergleich zu Nicolai und Petri die wohlhabenderen.

[27]) Ein anderer Schimpfname für die Reformierten war *Halfblenners* (Halbblender), von Diedr. Kropp a. a. O genannt ohne nähere Angaben.

[28]) Freundliche Mitteilung von Dr. Wilko de Boer (Bremen).

[29]) Hierher gehört auch, was H. Helmers, Bremer Land und Leute (Bremen, o. J.) S. 64 erzählt: Da die Weißbäckermeister der Altstadt sich sämtlich zum reformierten Glauben bekannten, nur einer ausgenommen, hieß es: *van dage heft de Luthersche frischet Brot*, und gerade dies Brot war sehr beliebt.

[30]) Denkmale der Geschichte und Kunst der freien Hansestadt Bremen, 3. Abt. 1. Lfg. 1876 S. 50.

[31]) Versuch einer Geschichte der Kaiserlichen und Reichsfreien Stadt Bremen, Bd. I, S. 80

Digitized by Google

[32]) Harrebomée, Spreekwoordenboek der Nederlandsche taal. Utrecht, 1856—66, Bd. I, S. 145.

[33]) A. Lübben in Frommanns Deutschen Mundarten V, 524 Nr. 614; C. J. Hibben-Leer, a. a. O. Nr. 99.

[34]) Fr. Woeste in Frommanns Deutschen Mundarten V, 163 Nr. 170; O. Schell in den Monatsschriften des Bergischen Geschichtsvereins Jg. 22 (1915), S. 77.

[35]) Freundliche Mitteilung von Prof. Meiche (Dresden).

[36]) Kriegk, a. a. O. S. 114.

[37]) Fr. Woeste, a. a O. S. 171 (Anm.).

[38]) G. Schlauch, Sachsen im Sprichwort 1905 S. 32 f. Nr. 57, 58. — Im weiteren gehört hierher die hochdeutsche Wendung „Aussehen wie das Leiden Christi", das in Bremen auch im Plattdeutschen gebraucht wird, zuweilen mit dem Zusatz *as dat Leiden Christi to Perd,* wohl als Spott für ängstliche Sonntagsreiter (man sagt auch: *slecht to Perd sitten).*

[39]) Das bremische Plattdeutsch, Bremen 1909 S. 152.

[40]) Buchenau, Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet, 3. Aufl. 1900, S. 197, spricht nur von einer Umwandlung in ein Kranken- und Armenhaus.

[41]) Am Urquell, Monatsschrift für Volkskunde, hrg. von Fr. S Krauß, Bd. 5 (1894), S. 40.

[42]) Nach einem undatierten Ausschnitt aus den „Bremer Nachrichten" (um 1890) im Focke-Museum.

[43]) Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens I (1927), 342 (L. Mackensen).

[44]) J. G. Kohl, Episoden aus der Kultur- und Kunstgeschichte Bremens, 1870, S. 54.

[45]) Bremer Nachrichten 9. Okt. 1920.

[46]) Hibben-Leer, a. a. O. S. 92 Nr. 940.

[47]) Frommanns Deutsche Mundarten, Bd. V, 524 Nr. 603.

[48]) Staatsbibliothek: Convolut Brem. a. 628 Nr. 148.

[49]) A. a. O. Bd. III, 756, 769.

[50]) Weser-Zeitg. 31. Aug. 1856.

[51]) Wtb. I (1879), 226; ebenso Frommanns Dtsch. Mundarten V (1858) Nr. 548 (A. Lübben); Hibben-Leer S. 3 Nr. 13.

[52]) Harrebomée I, 89 = II, 207; Woordenboek der Nederlandsche Taal III (1902), Sp. 1272; hier wird nach G Bredow (1638) die Wendung *dat backus van Bremen* für ein anmaßendes, schamloses Weib genannt.

[53]) A. Lübben wie oben Nr. 547; Hibben-Leer S. 117 Nr. 1242; Tannen (Eichwald), Ndd. Sprichwörter, Leipzig 1860, Nr. 882, 981, 1229.

[54]) Marie Mindermann, Plattdeutsche Gedichte 1860, Anhang Nr. 434; Hibben-Leer S. 60 Nr. 545; Harrebomée I, 365; Wander II, 1041.

[55]) Mitgeteilt von Hoops im Grambker Gemeindebericht, 12. Folge 1919.

[56]) Brem. Jahrb. Bd. 29 (1924), 129.

[57]) Vgl. Wittheitsprotokoll vom 28. Nov. 1649: Ist beliebet worden, das das Hessische Pulver in den Schwartz Pott gebracht werden solle.

[58]) Schütze, Holst. Idioticon (1800) II, 267.

[59]) Brem. Jahrb. Bd. X (1878), 166 als Ergänzung zu einer Stelle in seinen „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben", Bremen 1877 S. 171.

[60]) Geschichte des Bremer Blocklandes. Bremen o. J. (1926) S. 93.

Digitized by Google

[61]) Brem Jahrb. Bd. 29 S. 137 Nr. 146.

[62]) Bei Wander IV, 1262 nach Eichwald (Tannen); vgl. W. Goltermann, Bremer Land und Leute. Plattdeutsche Poesie und Prosa. Bremen 1891 S. 153.

[63]) Brem. Jahrb. Bd. 29 S. 133 Nr. 14.

[64]) C. J. Weber, a. a. O III, 753. H. Helmers, Humoristisch-poetische Wanderung durch Bremen 1895 S. 115; Plaut Nr. 564.

[65]) Vgl. meine Ausführungen im Brem. Jahrb. Bd. 29 (1924), S. 138 f.

[66]) Niedersachsen, Jg. 21 (1916), 335.

[67]) Bd. VI S. 659 (Staatsarchiv P. 1. s. 9 f.).

[68]) Vgl. meine Schrift „Zwei Liedstudien" 1914 S. 52 ff.

[69]) Staatsbibliothek: Ms. a. 96 Bd. I S. 429 b. Vgl. v. Bippen, Geschichte der Stadt Bremen I (1892), 354. G. Rüthning, Oldenburgische Geschichte Bd. I (1911), 158 verwertet nicht Bippens Darstellung. Bei Lappenberg, Geschichtsquellen des Erzstiftes und der Stadt Bremen, 1841, S. 173 wird nach einer Fortsetzung der Rynesberch-Scheneschen Chronik zwar das Ereignis, nicht aber der Spottname erwähnt.

[70]) Aberglauben und Sagen aus dem Herzogtume Oldenburg Bd. II (1867), 240.

[71]) Ansichten der freien Hansestadt Bremen etc. S. 255; ebenso C. J. Weber III, 749. Vgl. O. Veeck, Die Reformation in Bremen. Ein Gedenkbuch für 1917, S. 8.

[72]) Zeitschr. des Ver. f. hamburgische Geschichte, Bd. II (1847), 239

[73]) v. Bippen, Brem. Jahrb. Bd. XII (1883), 99.

[74]) Beide Sprüche sind von einem ungenannten Einsender in der Zeitschrift „Niedersachsen" Jg. 28 (1923), 144 abgedruckt, beim zweiten mit dem Zusatz: Aus Segnitz handschr. Chronik von Rostock. Nach freundlicher Mitteilung des Archivdirektors Stuhr in Schwerin i. M. handelt es sich um die handschriftliche „Beschreibung der Stadt Rostock" von dem Kammerarchivar Joach. Gottfr. Segnitz († 1782). Die seit 1789 im Schweriner Archiv befindliche Handschrift enthält die zweite Reimerei, jedoch offenbar nicht in der ursprünglichen Überlieferung, die viel älter ist. Die auf Rostock und Wismar bezüglichen Verse werden bei Plaut Nr. 555 nach einem neueren populären Werk (1886) zitiert. Aus der zuerst genannten Zusammenstellung werden die Sprüche über Lübeck, Hamburg und Braunschweig bei Plaut Nr. 139 und 578 aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts angeführt. — Ric. Huch, Wallenstein. Leipzig 1915 S. 39.

[75]) Jost Trier, Der Heilige Jodocus. Breslau 1924 = Germanistische Abhandlg. ed. Fr. Vogt, Heft 56 S 97.

[76]) C. J. Weber III, 756; Mensing I, 515; Goldschmidt, Weser-Ztg. 31. VIII. 1856, auch bei A. Lübben in Frommanns Dtsch. Mund. VI (1859), S. 283 Nr. 704; ten Doornkaat I, 226; Marie Mindermann, Nr. 110; Bremer Nachrichten 9. VI 29 (Bredemeyer); Wander I, 460; Plaut Nr. 562.

[77]) Harrebomée, Spreekwoordenboek der nederl. Taal, Bd. I (1858), 89; Woordenboek III (1902), Sp. 1273; F. A. Stoett, Nederlandsche Spreekwoorden, Spreekwijzen, Uitdrukkingen en Gezegden. Tweede Druck, Zutphen 1905, S. 666 Nr. 1925.

[78]) Alfr. Kühtmann, Geschichte der bremischen Stadtvogtei (in Otto Gierkes Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, Heft 62), Breslau 1900, S. 64.

Digitized by Google

[79]) Körte, Die Sprichwörter u. sprichwörtl. Redensarten der Deutschen, Leipzig 1837 [1861] Nr. 722; Simrock, Die deutschen Sprichwörter Nr 1285 = Plaut Nr. 559; Mensing I, 514.

[80]) Schütze, Holst. Idioticon III, 211.

[81]) Plaut Nr. 532 (nach Hummel, Hilfsbuch für den Unterricht in der Erdkunde, 1885).

[82]) Plaut Nr. 933 (nach Sutermeister, Die schweizerischen Sprichwörter der Gegenwart, Aarau 1869, S. 48).

[83]) Zitiert bei Ed. Graf und Math. Dietherr, Deutsche Rechtssprichwörter, Nördlingen 1864, S. 342.

[84]) ad. Wilh Grimm, 2. A., Göttingen 1860, S. 30 (47, 18), vgl. die Lesarten S. 160.

[85]) Bremer Land und Leute S. 108.

[86]) J. L. Weidner, 3. Teil, Leyden 1644, S. 532.

[87]) Die Oldenburger in Sprache und Sprichwort, 1847, S. 6; ebenso Strackerjahn, Aus dem Kinderleben, Oldenburg 1851, S. 109, und Goldschmidt, Weser-Ztg. 1856.

[88]) Mitteilungen aus dem Quickborn Jg. 19 (1925), S 41; vgl. S. 79 (A. Strempel, Von der Aussprache des R im Anlaut).

[89]) Doornkaat-Koolmann II, 661; Frommanns Dtsch. Mundarten V, 429 Nr. 510; Hibben-Leer Nr. 73; Georg Blikslager, Der Ostfriese in seinen Sprichwörtern und Redensarten. Emden u. Borkum 1910, S. 40.

[90]) Fritz Walter, Plattdeutsche Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus der Stadt Recklinghausen. Ebendort 1896, S. 34.

[91]) A. Lübben wie oben II (1855), S. 390 Nr. 80 und III, 38; Weser-Ztg 31. Aug. 1856; Eichwald (Tannen), Ndd. Sprichwörter, Leipzig 1860 Nr. 179; Hibben-Leer S. 3 Nr. 15. Auf Jever bezogen, wird das Sprichwort von Strackerjan in Frommanns Dtsch. Mund. III (1856), S. 38 Nr. 7, mitgeteilt. Apologische Sprichwörter vom „Jungen" bei Willem Schröder, De plattdütsche Sprückwörder-Schatz, zuerst Leipzig 1874 = Reclam Nr. 493, S. 34, 35.

[92]) Lübben in Frommanns Dtsch. Mundarten VI, 282 Nr. 674; Willem Schröder Nr. 711.

[93]) Zitiert in „Niedersachsen", Jg. 27 (1922), Heft 18 am Schluß.

[94]) Wie in der vorhergehenden Anm., vgl. Smidt-Kohlmann Nr. 32

[95]) Woordenboek III, 1272 (bei S. van Rusting).

[96]) Mitteilungen aus dem Quickborn Jg. 21 (1928), 19.

[97]) Niedersachsen, Jg. 33 (1928), 222

[98]) Bremen 1877 S. 173, 174, 176 und 179.

[99]) Schiller-Lübben II, 391; Brem.-nds. Wtb. II, 704.

[100]) Staatsarchiv: R. 1. A. 3. b. 12.

[101]) Urquell VI, 64.

[102]) 5. Aufl. S. 108.

[103]) Brem. Nachr. 7. II. 29.

[104]) Geschichtliches über den Freimarkt gibt v. Bippen, Aus Bremens Vorzeit, Bremen 1885, S. 175 f.; eine Schilderung des Lebens und Treibens bei Friedr. Rauers, Der alte Bremer Freimarkt, Bremen 1925. Viele Einzelheiten in der Tagespresse. — Vgl Brem. Urkundenbuch, Bd. IV, S. 12, Nr. 12. — Über Th. Schwedes vgl. Weser-Ztg. 16. April 1899.

[105]) Bremisches Unterhaltungsblatt 1837 S. 674 (Plattd. Gedicht).

Digitized by Google

[106]) Vgl. Ischa auch nich nötig; das ischa zum Umkommen, zum Piepen, zum Heulen, zum Quitschen, zum Kugeln etc.; das ischa gelungen; das ischa was Übles; das ischa viel zu um; das ischa 'n ganz alten Klungel; das ischa kein Regen, das schmuddert man bloß son bischen; da ischa kein Lack un Schmack an; du hascha 'n Schnuckkupp (hast ja 'n Schluckauf); da kannscha sehen, was das für 'n Fent is; pascha all wieder nich auf (du paßt ja..); gescha krumm (du gehst ja krumm); krischan Puckel (du kriegst ja 'n Buckel). Vgl. G. Droste, Brem. Nachr. 6. Juli 1914. Eine bekannte Scherzrede lautet: „Kannscha mit u m z u g e h e n!" — „Nein, das ischa viel z u um für mich!"

[107]) Renner (Original) I, 541. — Roller I, 60, Duntze III, 496, Kohl, Episoden S. 55 und selbst O. Veeck, Brem. Nachr. 6. Juli 1910, geben noch 1563 an. — Es gibt eine gute Photographie des Steins von Herm. Kippenberg. Die Nachzeichnung im Titelblatt der Sondernummer Bremen in „Niedersachsen" 25. Jg. (1920) Nr. 10 ist fehlerhaft (*gedechtich, nekt* und *mechtig).*

[108]) Brem. Geschichte I, 60, vgl. Einltg. Zitat aus Esichius oder Krefting?

[109]) Mitgeteilt von Bippen, Brem. Jb. 26, 156.

[110]) Brem.-nds. Wtb. I, 200; M. Mindermann, Nr 679; H. Hellmers, Poetische Wanderung S. 123; Wander V, 1051; Plaut Nr. 560.

[111]) J. Jacobi, Die bremische Gewerbekammer in den Jahren 1849 bis 1884, S. 187.

[112]) Weser-Ztg. 24. Juli 1860.

[113]) Sämtl. Werke Bd. IV (1925), 20.

[114]) Achtern Diek, 1908, S 47.

[115]) Im folgenden sind meine Ausführungen darüber in „Niedersachsen" Jg. 15 (1910) S. 309 fg. und die Nachträge S. 369 f. und 400 unter Ausscheidung des jetzt unnötigen Polemischen mit einigen Zusätzen ineinandergearbeitet wiederholt.

[116]) Ferd. Frensdorff, Dortmunder Statuten und Urteile, Halle 1882 Nr. 61 und S. 123; die Variante bei Frensdorff und Thiersch, Willküren der Stadt Dortmund, in der Z. d. Ver. f. Gesch. u. Altertumskd. Westfalens, Bd. III (1848), 308.

[117]) O. Göschen, Die Goslarischen Statuten, Berlin 1840, S. 76 Zeile 13.

[118]) In dem Entwurf zu einem Geburtsbrief für Herm. Niemann vom 23. Juli 1579 bezeugt der Bremer Rat: *ut dem Ehebedde Echt, Recht, frey unde nemandeß eigen, getuget unde gebahren.* Ebenso am 4. Nov. 1631 für Jacobus Hüneken: teutsch und nicht wendisch gezeuget und gebohren. In Geburtsbriefen aus den Jahren 1639, 1641 und 1679 stets: gezeuget und gebohren (nach Akten des Staatsarchivs).

[119]) Wiederholt im Niederdeutschen Liederbuch, Hamburg, 1884, Nr. 25, mit der Melodie von Herm. Behrens; auch im „Plattdütschen Lederbok", 5. Aufl., 1902, Nr. 80. Die erste Strophe lautet:

In Hamborg wurd 'k baren,
Myn Öllern spräkt plat;
In Hamborg wurd 'k tagen,
Künn schimpen my dat?
Myn Moderspraak Platdütsch,
Nich lat ik van dy!
Jan Krischan, drum bidd ik,
Snack platdütsch mit my!

Digitized by Google

Dies Lied wurde in die sehr beliebte, mit politischer Satire untermischte Hamburger Lokalposse „Wilhelm Keenich und Fritze Fischmarkt aus Berlin auf der Reise zur Ausstellung in Hamburg" (1863) von Volgemann und Wilken herübergenommen; hier wird es von dem Hausknecht in Streits Hotel, Hannes Buttje, und seiner Braut, der Vierländerin Anmyken, mit der Veränderung: In Veerlann wurd 'k baren . . . in Veerlann wurd 'k tagen gesungen Vgl. Gädertz, Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert. Berlin, 1884, S. 129.

[120]) Schütze III, 247; Mensing I, 232; Mi S. 91; Stürenberg S. 10; ten Doorkaat-Koolmann III, 398 und I, 103.

[121]) Nachweise zu diesem Abschnitt: Brem. Unterhaltungsblatt 1838, Sp. 141; Beverstein S. 4; Brem.-nds. Wtb. VI, 8; Marie Mindermann S. 144; Der Tagenbaren Wahlkampf, in der Nordsee-Ztg. 1874, wiederholt in den Brem. Nachr. 22. Januar 1874; Droste, Mien Weser, zuerst in den Brem. Nachr. 3. April 1913, dann in: Jan von 'n Moor un anner Geschichten ut Stadt un Land, Bremen 1918, S. 155.

[122]) Bemerkenswert ist die Beobachtung Dr. Dehnings, der bei einem niederdeutschen Unterrichtskursus für Erwerbslose unter 20 Jahren im Jahre 1919 feststellte, daß fast keiner von ihnen den Ausdruck *tagenbaren* kannte, obwohl sie fast alle gebürtige Bremer waren (Niedersachsen Jg. 25, 1919, S. 167). Der Grund ist klar: der Ausdruck stammt nicht aus Arbeiterkreisen und ist von diesen noch nicht seinem Wesen nach erfaßt worden.

[123]) Bremer Land und Leute. Bremen, o. J. S. 54. (Dies Buch ist nur da von Wert, wo der Verfasser aus eigener Anschauung über das Volksleben spricht; die zusammengestoppelten Bilder aus der bremischen Geschichte sind jedoch wertlos).

[124]) Vom Wege des Lebens in Wahrheit und Dichtung. Plattdeutsche Poesie und Prosa. Bremen 1897, S. 103.

[125]) Gegenwart 1852, S. 214.

[126]) a a. O. III, 756.

[127]) a. a. O. S. 345.

[128]) Deutschland und die Deutschen, Altona 1838, II, 334.

[129]) Ganz nett sind die in den „Oldenburger Nachrichten für Stadt und Land" veröffentlichten Verse auf Georg Droste, als er im Jahre 1917 vom Bremer Senat eine Ehrengabe von 1000 Mk. erhalten hatte:

Nord un Süd —
Se dot wat vor ähr Lüd.
Ost un West —
Wie freut us, dat Du 't hest.
Wer dat lest,
De nickkoppt: Bremen best!

(Mitteilungen aus dem Quickborn XI, 23). — In der Skizze „Jan Pinkenell upp 'r Utstellung in Bremen" (1910, 1. Teil, S. 17) von Gottl. Bünte verteidigt ein Bremer den Sinn der als Plakat angebrachten Verse gegen einen Hamburger. — H. Helmers, Humoristisch-poetische Wanderung durch . . . Bremen (1895) bringt die Wendung mit dem unklaren Zusatz: Aus einem alten Schifferlied.

[130]) Denkmale der Geschichte und Kunst der Freien Hansestadt Bremen. 1. Abteilg., Bremen 1862, 2. Lfg., Tafel VIII.

Digitized by Google

[131]) Auch bei Duntze, J. H., Geschichte der freien Stadt Bremen, III (1848), Eltg. S. 24. Marie Mindermann Nr. 679.

[132]) Mensing, II, 952; Goldschmidt (1847) S. 150; ten Doornkaat-Koolman II, 690; Plaut Nr. 154. Sicherer-Akveld, Nederlandsch-Hoogduitsch Woordenboek, Bd. I, 383; Lipperheide, Spruchwörterbuch 1907, S. 378.

[133]) Goethes Liebesgedichte, hg. von H. G. Gräf, Leipzig 1912, S. 170.

[134]) Plaut Nr. 154 (nach Diermissen, Ut de Mußkist. Plattdtsch. Reime, Kiel 1862, Nr. 87). Klaus Groth benutzt Juli 1898 diese Fassung in einem Gedicht an Martin Börsmann (Mitteilungen des Quickborn 1912, Jg. VI, S. 20).

[135]) Zeitschr. f. d. dtsch. Unterricht 1916, S 264. — Hessische Blätter für Volkskunde, Jg. 19 (1920), 93 (W. M. Schaefer).

[136]) Deecke, 100 lübeckische Volksreime, Lübeck 1858 S. 11.

[137]) Schütze, Holst. Idiot. II, 358.

[138]) Plaut Nr. 486.

[139]) Ostfriesisch bei Hibben-Leer, S. 28 Nr. 183:

Körl, Körl, Krüdegam,
War wohnt mien Brüdegam?
Na Osten? Na Westen?
Spring to mien Allerbesten!

— so sagen junge Mädchen, wenn sie beim Apfelessen die Kerne zwischen Daumen und Zeigefinger nehmen und in die Luft schnellen; die Richtung, in welcher der Kern fortspringt, bezeichnet die Gegend, wo der Zukünftige wohnt. Bei Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie (II, 449), wird zitiert:

Fly, ladybird, north, south, or east or west,
Fly, where the man is found, that I love best!

[140]) Ed. Lappenberg, Bremen 1841, S. 76.

[141]) Graf und Dietherr, Deutsche Rechtssprichwörter, Nördlingen 1864, S. 404. — L. Günther, Recht und Sprache. Ein Beitrag zum Thema vom Juristendeutsch. Berlin 1898, S. 138. — L. Günther, Deutsche Rechtsaltertümer in unserer heutigen Sprache. Leipzig 1903, S. 82. — Fr. Seiler, Deutsche Sprichwörterkunde 1922, S 332. — Die ältere juristische Literatur ist in der erstgenannten Schrift von L. Günther verzeichnet.

[142]) F. A. Stoett, Nederlandsche Spreekwoorden etc. Zutphen 1905, S. 144 Nr. 402 mit Fockema Andreaes Äußerungen aus den Mededeelingen van de Maatschappij der Nederl. Ltk. 1897/98 S. 117.

[143]) A. de Cock, Spreekwoorden en Zegswijzen. Gent 1906 S. 231; Sprenger van Eyck, Vaterlandsche Spreekwoorden II, 48; H. Molema, Wörterbuch der Groningenschen Mundart im 19. Jahrh., Norden u. Leipzig 1888, S. 366; F. A. Stoett, a. a. O. zu Nr. 402

[144]) ed. Seelmann (Bibliogr. Institut), VI, 91 und 503; vgl. C. F. Müller, Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften, Leipzig 1901 S. 98.

[145]) Preußische Sprichwörter und volkstümliche Redensarten, Berlin 1865, II, 2144.

[146]) z. B. H. Goltermann, Bremer Volksgeschichten, Bremen 1892 S. 157; Herm. Wendt, De Bremer (Gedicht), in den Brem. Nachr. 17. Sept. 1911.

[147]) Carl Dirksen, Ostfriesische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, Ruhrort 2. Heft. 1891 S. 20.

[148]) Rud. Eckart, Ndd. Sprichw. und volkstüml. Redensarten, Braunschweig 1893 Sp. 85.

Digitized by Google

[149]) Goldschmidt, a. a. O (1847), S. 83.

[150]) Martin-Lienhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten Bd. II (1907), 227.

[151]) Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Aufl. 1899. Was vorliegt, kann man mit Hilfe des Index unter dem Stichwort ‚Dreizahl' (II, 695), leicht übersehen. Vgl. Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde I, 487 (Mogk).

[152]) Rheinisches Museum, N. F. Bd. 38 (1903), S. 179, 44.

[153]) In der Festschrift Theodor Gomperz, Wien 1902 S. 8 Anm 3.

[154]) Mensing I, 356; Wander IV, 1734—1737. — O. Gildemeisters Urheberschaft ergibt sich aus einem Aufsatz „Schütting und Marktplatz" in der Weser-Ztg. vom 24. Januar 1899.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

FEB - 5 1931
THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Bremische Weihnachtsblätter
Herausgegeben von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins zu Bremen
Heft 3

Bremens Stellung in der Kunstgeschichte

Von

Gerd Dettmann

Weihnachten 1930

3-MAR
Digitized by Google

Digitized by Google

Bremische Weihnachtsblaetter. Heft 3

BREMENS STELLUNG IN DER KUNSTGESCHICHTE

VON

GERD DETTMANN

1930

G. WINTERS BUCHHANDLUNG FR. QUELLE NACHF.
BREMEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Bremens Stellung in der Kunstgeschichte.

Seit dem frühen Mittelalter, ja seit den Zeiten des Römerreiches, können wir für Norddeutschland ein dauerndes Wandern westlicher Kulturerrungenschaften gegen Osten feststellen. Von Westen kamen zu den in der norddeutschen Tiefebene siedelnden Germanen die Einflüsse der römischen Zivilisation. Vom Westen ist das Christentum nach Osten gedrungen. Aus Frankreich sind die großen Formen und Neuerungen in der Kunst der romanischen und gotischen Zeit an den Rhein und von dort ostwärts nach Deutschland, vor allem Norddeutschland, gewandert. Die Hanse- und Kolonialkunst der Ostseegebiete ist dauernd vom Westen gespeist worden auf dem Land- oder auf dem Seewege. Inmitten dieses großen Kulturzuges vom Westen nach dem Osten, einer Wanderung, die noch stark im 18. Jahrhundert, in schwächerem Maße vielleicht bis in unsere Gegenwart, stattfand, hatte Bremen einen ziemlich isolierten Platz. Denn im großen Netz der Kulturwege lag Bremen nicht günstig, der Seeweg von den Niederlanden nach Lübeck und dem Ostseegebiet führte im Norden an Bremen vorbei, und die Etappen des Landweges gingen zum größten Teil durch die enger mit Kulturzentren besetzten Gebiete des südlichen Niedersachsens. Doch hat immerhin in alten Zeiten Bremen wohl manches Kulturgut dem Osten aus dem Westen, aus Westfalen und vor allem vom Rhein, vermittelt. Die Beziehungen Bremens zur Kunst sind vorwiegend empfangender Natur gewesen. Die westliche Kultur hat Bremen in der Hauptsache auf vier Wegen erreicht. Der nördlichste ist der Seeweg gewesen, von den Niederlanden über die Nordsee und die Weser aufwärts. Teilweise ist der niederländische Einfluß wohl auch auf dem Landwege über Emden gekommen. Die dritte Route führte von Osnabrück nach Bremen. Auf diesen nördlicheren Wegen ist Bremen mit der großen Kultur verbunden gewesen, die für Jahrhunderte in Nordeuropa die führende war und durch die uns auch südliche Errungenschaften vermittelt wurden, der niederländischen, zuerst der südniederländischen, d. h. der flandrischen, dann seit dem Ende des 16. Jahrhunderts der nordniederländischen,

Digitized by Google

also der holländischen Kultur. Holland war zugleich von allen nordeuropäischen Kulturzentren das Bremen sowohl räumlich wie rassemäßig am nächsten liegende Gebiet. Der vierte nach Bremen führende wichtige Weg ging vom Oberwesergebiet flußabwärts. Die Beziehungen Bremens nach Osten waren demgegenüber stets mehr zurückflutender, d. h. schwächerer Natur.

Die mittelalterlichen Kunstbeziehungen.

Die ältesten Zeugen einer bedeutenden Kunstpflege in Bremen sind die romanischen Teile der hiesigen Kirchen. Der älteste und wichtigste Bau ist der Bischofsdom. Chroniken berichten, der erste Bau sei im Anklang an den alten romanischen Bau des Kölner Domes entstanden, die spätere Erneuerung nach dem Dom zu Benevent. Nach allem, was wir feststellen können, ist diese Anlehnung wohl nur im allerweitesten Sinne gemeint gewesen, da wir, soweit es heute noch möglich ist, keine bestimmten Verwandtschaften dieser Bauten zum Bremer Dom feststellen können. Freilich aus dem Westen hatten die Meister, die den Bremer Dom und seine Umbauten entwarfen, ihre Anregungen bezogen. Abgesehen davon, daß, wie oben gesagt, in jener Zeit alles Kulturgut noch ausschließlich aus dem kultivierteren Westen in unsere Gegenden kam, besitzen wir auch bestimmte Beweise für direkte Anlehnung des Bremer Baues an Kirchen des benachbarten Westens. Hier handelt es sich weniger um die Gesamtanlage als um kleine persönliche Züge, die an westfälischen, hessischen oder rheinischen Kirchen zu finden sind. Darüber hinaus schließlich Ähnlichkeiten mit normannisch-nordfranzösischen Bauten, die für den ganzen Norden Europas Vorbild waren. Normannisch-französisch beeinflußt war die alte Form des Giebeldreiecks zwischen den Türmen des Domes, auch in der alten Fassadenskulptur dieser Westfront begegnen wir französischen, wohl Reimser Einflüssen. Vom Westen kommt der glatte Chorschluß der bremischen Kirchen, er ist westfälisch, kommt andererseits aber ähnlich auch in der rheinischen Kirche Limburg a. d. H. vor, heute eine Ruine, die auch sonst viel Beziehungen zum Bremer Dom zeigt. Westfälisch und rheinisch sind Einzelheiten, wie die Rollen an den Gurtbögen der Vierung des Domes, die bei der letzten Restaurierung der Vierungspfeiler nur noch in der Bogenspitze belassen, in halber Höhe dagegen beseitigt sind. Von der Porta Westfalica kam

Digitized by Google

Romanische Ostkrypta des Bremer Domes

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX, AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

der Sandstein und vom Rhein der nur an späteren Teilen verwandte Tuffstein, der auf dem Wasserwege nach Bremen geschafft wurde. Vom Rhein ist wohl auch eine allerdings im Ursprung südfranzösische Wölbungsform nach Bremen gekommen, und zwar anscheinend über Worms. Es ist die Form der ersten Mittelschiffsgewölbe des Domes über der Orgelempore, die auf zwei kantigen sich durchschneidenden Rippen ruhen.

Auch die anderen mittelalterlichen Kirchen der Stadt gehören in ihren ältesten Teilen der Stilrichtung des Domes an, auch sie sind vorwiegend aus Portasandstein erbaut und haben ähnliche Gewölbeformen. Erst in gotischer Zeit taucht an bremischen Kirchen der Backstein auf. Aus dem Westen wurde die Form der Hallenkirche übernommen, zu der die früheren bremischen Basilikenanlagen im 13. und 14. Jahrhundert umgewandelt wurden, es ist die Bauart, die für westfälische Kirchen die Norm bildet. Westfälisch und südniedersächsisch ist die Art, die Hallenkirchen so zu decken, daß an der Langseite der Kirchen eine Reihe kleiner Giebel entsteht, wie etwa an der Liebfrauen-, Martini- oder Ansgarikirche. Ähnliche Giebelbildung zeigen beispielsweise auch mehrere Kirchen in Braunschweig oder der Dom in Minden. Noch manche andere Züge künstlerischer Verwandtschaft der Bremer mittelalterlichen Kirchen mit auswärtigen Baugruppen ließe sich feststellen, sie würden alle zeigen, daß Bremen besonders von Westen und Südwesten beeinflußt wurde, Beziehungen, die ja auch der vorhin geschilderten allgemeinen Kulturwanderung der mittelalterlichen Zeit durchaus entsprechen.

Können wir so im Kirchenbau eine Reihe von Einwirkungen auswärtiger Kunsterscheinungen feststellen, so hat Bremen dagegen in der Profanbaukunst des Mittelalters ein großes Werk aufzuweisen, das selbständig in der Reihe der heimischen Backsteinbauten der Gotik steht. Es ist dies der gotische Rathausbau vom Anfang des 15. Jahrhunderts, in so monumentalen Formen und so monumentalen Ausmaßen errichtet, daß er in ganz Norddeutschland kaum seinesgleichen findet. Auch heute noch bestimmt unter dem Schmuckgewand des 17. Jahrhunderts der gotische Teil in seiner grandiosen Raumbildung und gewaltigen Struktur das eigentliche Gesicht des Baues. Der bürgerliche Wohnbau der Zeit scheint dagegen mit seinen schlichten Backsteingiebeln, nach den wenigen Resten zu urteilen, ein typisches

Digitized by Google

Glied des norddeutschen Backsteinbaues der Wasserkante gewesen zu sein.

Wie in der kirchlichen Architektur liegen die Verhältnisse in den anderen Künsten. Auch hier sind gleich starke Beziehungen nach Westfalen und dem Rheinland zu erkennen. Verhältnismäßig hat sich freilich nur wenig mittelalterliche Skulptur in Bremen erhalten. In der Hauptsache handelt es sich um fünf Gruppen. Über die kunstgeschichtliche Einordnung dieser Gruppen sind in den letzten Jahrzehnten von wissenschaftlicher Seite sehr verschiedene Ansichten geäußert, die im einzelnen in der Literaturangabe aufzuzählen hier zu weit führen würde, und von denen hier nur die einleuchtendsten Lösungen angeführt seien. Die ältesten Figuren, die herrlichen Steinskulpturen von der Domfassade, die schon bei der Domarchitektur kurz erwähnt wurden und heute in der Krypta aufgestellt sind, stehen in der norddeutschen Skulptur der Zeit ganz isoliert da. Ihr Meister wird einer der zahlreichen wandernden Bildhauer des vorgeschrittenen 13. Jahrhunderts gewesen sein, die von Dombauhütte zu Dombauhütte zogen und ihren internationalen Stil mitbrachten. Dieses Wandern der Bildhauer ist eine Erscheinung, die wir überall im Mittelalter beobachten können. Fast alle mittelalterlichen Kirchen sind in Etappen erbaut worden. Ging das Geld zu Ende oder waren die Zeiten ungünstig, so wurde die Bautätigkeit eingeschränkt oder ganz unterbunden, und die Künstler mußten sich an anderen Orten, oft in fremden Ländern, neue Beschäftigung suchen. Durch dieses Wandern und den dadurch bedingten dauernden Austausch von Ideen und weitreichenden Verpflanzungen künstlerischer Formen bekommt die frühmittelalterliche Kunst einen so internationalen Charakter, wie er später bis zur Neuzeit nur selten wieder in Erscheinung getreten ist.

Der Stil des Meisters der Bremer Figuren war beeinflußt von der großen nordfranzösischen frühgotischen Kathedralplastik. Der Bildhauer muß an der Fassadenskulptur der Kathedrale zu Reims gelernt oder sie doch genau studiert haben. Ob er direkt von dort oder über andere Stationen gekommen ist, wissen wir nicht. Eine spätere Arbeit des gleichen Meisters hat man in dem Grabdenkmal Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin im Dom zu Braunschweig erkennen wollen. Wenn auch stilistische Ähnlichkeiten vorhanden sind, so erscheint mir diese Zuschreibung an die gleiche Meisterhand etwas gewagt.

Digitized by Google

Von den uns erhaltenen spätgotischen Skulpturen in Bremen sind die eigenartigsten und künstlerisch wohl bedeutendsten die bald nach 1400 entstandenen holzgeschnitzten Figuren zweier Jünger, ursprünglich zu einer Ölbergszene des Domes gehörig, heute im Focke-Museum. Auch sie stehen allein im norddeutschen Denkmälerbestand. Wohl gibt es einige Arbeiten, die ihnen ausdrucksverwandt sind, ein Werk der gleichen Meisterhand aber kennen wir nicht. Vielleicht war es ein bremischer Bildschnitzer, der sie gearbeitet hat. Sie sind so absolut norddeutsch, schwer und wuchtig, in großen, man möchte sagen, Barlachschen Formen und Linien komponiert. Gleichen Geistes, wenn auch formal anders, sind vielleicht die den Kennern gotischer Skulptur bekannten Arbeiten des sogenannten Meisters des Stralsunder Riemer-Altars, dessen Werke ähnlich groß und wuchtig geschnitzt, wenn auch bedeutend später entstanden sind.

Den Meister der um 1405/6 gearbeiteten Statuen der Rathausfassade kennen wir dem Namen nach. Es ist Meister Johannes, der in den Urkunden als Ortsfremder bezeichnet wird. Man hat seinen Stil zuerst für kölnisch, später für lübisch, neuerdings für osnabrückisch erklärt. Diese letzte Lösung besitzt wohl die größte Wahrscheinlichkeit. In der Marien- und vor allem der Johanniskirche in Osnabrück gibt es sehr ähnliche Skulpturen, die vielleicht sogar auf die gleiche Meisterhand schließen lassen, jedenfalls aber unter den norddeutschen Steinskulpturen der Zeit diejenigen sind, die mit den Rathausfiguren die stärkste künstlerische Verwandtschaft aufweisen.

Gewisse Verwandtschaft mit diesen Rathausfiguren zeigt auch die berühmteste und monumentalste Bildhauerarbeit Bremens, sein Wahrzeichen auf dem Markte, der Roland, der nicht lange vor Erbauung des Rathauses entstanden ist. Wir wissen nicht, wer ihn gemeißelt hat, gefühlsmäßig will es uns erscheinen, als hätte man den Auftrag nur einem Einheimischen erteilen können. Daß man dem besten Bildhauer, den man zur Verfügung hatte, diese mit der politischen Geltung der Stadt so engverbundene Aufgabe übertrug, ist selbstverständlich. Aber wer der Meister auch gewesen ist, daß der Rat der Stadt einen wirklichen Künstler gefunden hat, dafür zeugt, daß der Bremer Roland unter allen Rolandstatuen norddeutscher Städte die populärste geworden ist.

Für die Gruppe der um 1420 entstandenen geschnitzten Heiligen-

Digitized by Google

figuren im Focke-Museum, die aus dem Bremer Dom stammen und wohl Reste eines größeren Altares sind, gibt es mehrere Stilanalysen, in der Hauptsache eine westliche und eine östliche. Die letzte will die Figuren als Arbeit eines bekannten Lübecker Meisters erscheinen lassen. Vor dieser Hypothese, die auch rein stilistisch keineswegs befriedigt — die Ähnlichkeit der Werke ist in der internationalen Stilgleichheit jener Epoche begründet —, hat die westliche, die westfälischen, etwa Mindener Stiles, den Vorzug, neben dem formalen auch kulturgeschichtlich weit glaubhafter zu sein. Bremen ist eben in damaliger Zeit nachweislich fast nie vom Osten, vielmehr stets vom Westen beeinflußt. Aber auch dort im Westen kennen wir bisher kein bestimmtes Werk, das auf die gleiche Meisterhand schließen läßt. Deshalb dürfen wir vorläufig annehmen, daß es ein Bremer war, der im Westen, vielleicht in Minden, gelernt hatte.

Weisen die beiden eben genannten Gruppen auf Westfalen als Ursprung ihres Stiles hin, so gilt dies unwidersprochen von jener letzten großen Reihe mittelalterlicher Bildhauerarbeiten des Domes, wie der Gruppe des Kruzifixes und des kreuztragenden Christus in der Krypta, der Orgelempore und anderer spätgotischer Skulpturen. Es sind zum großen Teil Werke der um 1500 in Münster arbeitenden Bildhauerfamilie Beldensnyder, deren Mitglieder zu den bedeutendsten spätgotischen Bildhauern Norddeutschlands gehörten. Hier handelt es sich also, wie bei den Rathausfiguren, bestimmt um auswärtige Arbeiten. Das Gewerbe der Steinbildhauer scheint in Bremen bis zur Renaissancezeit nie recht floriert zu haben, begreiflich, da der Stein von auswärts, vom Deister, von den Weserbergen und ausnahmsweise auch vom Rhein eingeführt wurde, und da bei den wenigen Aufträgen sich in Bremen eine einheitliche Bildhauerschule nicht bilden konnte. Bei irgendwie größeren Steinbildwerken hat man seit dem frühen Mittelalter anscheinend immer auswärtige Bildhauer herangezogen.

Gemälde der gotischen Zeit sind uns aus Bremen fast überhaupt nicht erhalten. Die Malerei des Mittelalters war ja ausschließlich kirchlicher Natur, und die nachreformatorische Zeit der Bilderstürmerei und des puritanischen Eiferns hat hier mit allem, was als Denkmal der „papistischen Zeit" gelten konnte, blindwütend aufgeräumt. Wenn jene obengenannten Skulpturen ein Zufall oder die Dauerhaftigkeit des Steines vor der Zerstörung verschonte, so waren die

Digitized by Google

Holzgeschnitzte Jüngerfiguren einer Ölberggruppe aus dem Bremer Dom vom Anfang des 15. Jahrhunderts, jetzt im Focke-Museum

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

dünnen bemalten Bildtafeln der Altäre leicht zu Brennholz gemacht und die Wandgemälde abgeschlagen oder übertüncht. So sind heute neben Resten kirchlicher Wandmalereien die einzigen uns vollständig überkommenen Gemälde die bescheidenen Malereien auf den Innenflügeln des Cosmas- und Damianschreines aus dem Dom, heute in der Michaelshofkirche in München. Es sind, wie der Schrein selbst, vermutlich Arbeiten eines bremischen Meisters. Kunstgeschichtlich reihen sie sich mühelos in den Kreis spätgotischer norddeutscher Malerei vom Anfang des 15. Jahrhunderts ein, der von Köln bis hinauf zum Ostseegebiet einen internationalen Stil repräsentiert.

Betrachten wir noch kurz das Kunstgewerbe des Mittelalters in Bremen, soweit es hier entstanden ist oder soweit es hier gebraucht wurde. Da ist zu nennen vor allem das prächtige Chorgestühl des Domes, jetzt in einer Seitenkapelle, und das Gestühl aus der Rathaushalle, heute im Focke-Museum. Sie sind beide aus Eichenholz geschnitzt und wohl sicher einheimische Arbeiten. Die aus dem 14. Jahrhundert stammenden Reste des Domgestühles zeigen allerdings starke Verwandtschaft zu dem gleichzeitigen Gestühl des Magdeburger Domes. Wie hier die Verbindung zu denken ist, ob ein gemeinsamer Meister oder gemeinsame Schulung zweier verschiedener Meister anzunehmen ist, läßt sich kaum entscheiden.

Die bei der Skulptur festgestellte Beziehung Bremens zu Westfalen und dem Rheinland scheint auch ein anderes bedeutendes Werk des mittelalterlichen bremischen Kunstgewerbes aufzuweisen, nämlich der schon erwähnte, um 1400 gearbeitete Cosmas und Damianschrein. Während die Form des Schreines kaum bestimmte Analogien erkennen läßt, weist die allgemeine Sitte, die Reliquien der Heiligen in so kostbaren, silbergetriebenen Schreinen zu bergen, besonders nach Westfalen und dem Rheinland. Dort allein hat sich heute noch eine große Anzahl solcher Schreine erhalten, die, wenn sie auch in der Form älter, jünger oder andersartig sind, doch den Ursprung des Stiles im Westen suchen läßt, da sie aus dem östlichen Deutschland kaum bekannt sind. Bremen hat in seinen Kirchen einst eine große Anzahl solcher Schreine besessen, gleichwie es noch heute in Westfalen eine große Reihe gibt. Schließlich sei noch erwähnt die Messinggrabplatte des Dompropstes Rode im Bremer Dom. Solche Platten wurden einst in großen Mengen aus den südlichen Niederlanden über

Digitized by Google

die ganze Nord- und Ostseeküste verbreitet. Es hat sicher einst viele ihrer Art in Bremen gegeben.

Waren bisher auch im bremischen Kunstgewerbe Beziehungen vornehmlich zum Westen zu verzeichnen, so verdient noch eine Arbeit des Kunsthandwerkes Erwähnung, deren Entstehung wahrscheinlich in Bremen selbst anzusetzen ist, das wundervolle aus zwei verschiedenen Perioden stammende romanische Taufbecken des Domes, ein von drei Reiterfiguren getragener, reich verzierter Bronzekessel, der in einer Seitenkapelle seinen Platz hat. Es ist einer der wenigen unversehrten Teile der alten mittelalterlichen Domausstattung, zugleich wohl das bedeutendste Taufbecken seiner Zeit in Norddeutschland. Wir kennen keine Arbeit, mit der dieses Bremer Taufbecken stilistisch zusammengehört, und so dürfen wir schließen, daß auch schon im 13. Jahrhundert die Bremer Bronzegießer eine Höhe handwerklichen Könnens erreicht hatten, von deren Parallele im 15. Jahrhundert die zahlreich erhaltenen Werke der Meisterfamilie Klinghe Zeugnis geben.

Als Gesamtresultat ergibt sich also für die künstlerischen und kulturgeschichtlichen Beziehungen Bremens im Mittelalter eine vorwiegend westliche Orientierung. Bremen hat nie, wie z. T. Hamburg, zum großen lübisch beeinflußten Kulturgebiet der sogenannten Hansekunst gehört. Diese war Ostseekunst, Kolonialkunst. Bremen hat vom Westen vor allem über Westfalen seine künstlerische Anregung bezogen, daneben auch schon damals aus den Niederlanden, die dann in der auf die Reformation folgenden Epoche den Einfluß des katholisch gebliebenen Westfalen stark zurückdrängen sollten. So gewinnen wir aus den kleinen Einzelzügen, die oft, allein gesehen, bedeutungslos und zufällig erscheinen mögen, doch im ganzen ein einigermaßen klares Bild, zu welchem Kunst und Kulturkreis Bremen im Mittelalter gehört hat. Es war der Westen und Nordwesten und Bremen selbst wiederum eine Etappe, wenn auch vielleicht keine sehr wichtige, auf dem Wege des allgemeinen Kulturzuges von Westen nach Osten. Sicherlich ist manches, was das Lübecker Kunstgebiet aus dem Westen übernommen hat, doch über Bremen gegangen, ohne daß wir es im einzelnen nachweisen können. Bemerkenswert bleibt vor allem, daß Bremen im Mittelalter stärkere Beziehungen zur westfälischen als zur niedersächsischen Kunst unterhalten zu haben scheint.

Digitized by Google

Renaissancezeit.

Die Renaissancezeit bedeutet für Bremen einen wichtigen Abschnitt in seiner Vergangenheit. Wenn sich das auch äußerlich wenig scharf dokumentiert, blieb doch der bremische Erzbischof noch eine geraume Weile nach der Reformation katholisch und waren auch die Versuche, die alte aristokratische Verfassung zu beseitigen, schließlich erfolglos, so ist doch in der Renaissancezeit der Grund gelegt für die ganze spätere Geistesrichtung der Hansestadt. Damals begann Bremen puritanisch und kunstfeindlich zu werden, soweit es sich um kirchliche Kunst handelte. In der Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts ist auch der größte Teil des mittelalterlichen Kunstgutes, Ausstattung und Schätze der Kirchen, zum Teil mit dem Beil zerstört, verkauft, das Silber eingeschmolzen und alles andere sonstwie zugrunde gegangen. Damals auch begannen hier stärker als anderswo die religiösen Streitigkeiten die Gemüter gefangen zu nehmen.

Um die Wege zu finden, auf denen nun in der Renaissancezeit die Kunst, soweit sie überhaupt in Bremen noch Nahrung fand, unsere Stadt erreichte, gilt es wieder zuerst die Baukunst zu untersuchen, die immer am klarsten die kulturelle Zugehörigkeit eines Gebietes widerspiegelt.

Die norddeutsche Architektur der Renaissance war allgemein sehr stark durchsetzt mit niederländischen, und zwar südniederländischen Einflüssen. Hier in den reichen Niederlanden entstand im Anfang des 16. Jahrhunderts eine Kunst, die ihre Formen der italienischen Früh- und Hochrenaissance entlehnt, sie aber doch mit nordischem Empfinden zu einem eigenen Stil umgestaltet hatte, wenn man beispielsweise den nordischen Giebel mit der italienischen Architekturornamentik vermählte. Zuerst drangen diese italienischen Formen in die Werke der niederländischen Graphiker und Ornamentstecher ein, und durch solche Vorlagen und durch niederländische Künstler selbst ist der Renaissancestil dann im Laufe des Jahrhunderts nach Deutschland gebracht, unterstützt durch eine von Süddeutschland ausgehende Bewegung gleicher Richtung. Unsere norddeutschen Gebiete hat die neue Ornamentik aber vor allem auf dem Wege über die Niederlande erreicht in einer dem nordischen Empfinden schon angepaßten Form. War in der ersten Zeit das südliche Flandern maßgebend, so haben gegen Ende des 16. Jahrhunderts auch die nördlichen Staaten, die nach

Digitized by Google

der Trennung vom spanischen Reiche ihrer eigenen Blüte entgegengingen, einen großen Einfluß auf die Kunstpflege der nordischen Länder gewonnen. Bremen selbst hat diese niederländische Renaissancekunst, wie einige frühe Wohnbauten erkennen lassen, auf dem Wege bzw. Umwege über Westfalen und das Gebiet der Oberweser erreicht. Bremen besaß ja kein eigenes Steinmaterial, und es bezog den Haustein aus dem Wesergebiet. So werden auch von dort die Baumeister mitgekommen sein, oder bremische Baumeister haben in den dortigen Gegenden gelernt. Daß allerdings auch südniederländische Baumeister selbst in Bremen gearbeitet haben, beweist das einzige damals in Bremen entstandene öffentliche Gebäude, der 1536 erbaute Schütting. Sein Baumeister war Johann de Buschener aus Antwerpen. Die Herkunft des Karsten Husmann, der um 1565 den Ostgiebel des Schüttings erneuerte, kennen wir nicht.

Die eigentliche Blüte der Renaissancearchitektur setzt in Bremen am Ende des 16. Jahrhunderts ein. Jetzt entstand eine Reihe wichtiger öffentlicher Gebäude, die noch heute zu den schönsten Denkmälern der alten Hansestadt gehören, die Stadtwage von 1587, das Kornhaus von 1591 und der Fassadenumbau des Rathauses in den Jahren 1609/14. Gleichzeitig entstand auch eine große Anzahl von Bürgerhäusern. von denen vor allem in der Langenstraße noch viele erhalten sind. Es sind das jene Spätrenaissancebauten, die in Bremen den historischen Charakter des Stadtbildes bestimmen, und an die man meist denkt, wenn von alter bremischer Architektur die Rede ist. Ihr Stil ist nun sehr stark holländisch beinflußt. Die Familie des Baumeisters Lüder von Bentheim, des geistigen Urhebers dieser Baurichtung, kam, wie der Name sagt, aus der Gegend von Holland. In Holland wird er gelernt haben, dort im Lande ist er auch später noch an Bauten in Haarlem und Leiden beteiligt. Das Bezeichnende dieser Richtung ist der rote Backstein der Fassaden, von dessen Grund sich die in weißem oder gelblichem Sandstein gearbeiteten und mehr oder weniger zart gezeichneten Profile, Gesimse und Giebelbekrönungen klar abheben. Holländisch ist übrigens zum Teil auch der Motivschatz in den Bildhauerarbeiten der Rathausfassade und der Güldenkammer. Es sind in der Hauptsache die Vorlagen des niederländischen Stechers Jacob Floris und Hendr. Goltzius, die den Friesen und Figuren zugrunde gelegt wurden, daneben allerdings auch solche Nürnberger Stecher. Daß Lüder aber doch die holländische Baurichtung nicht sklavisch kopiert hat,

Digitized by Google

beweist die große Einheitlichkeit im Stil, die alle seine Bauten zusammenfaßt und die sich in vielen Einzelheiten als etwas besonderes deutsch Empfundenes kundgibt. Am selbständigsten, d. h. am deutschesten ist er wohl in seinem letzten Werk, dem Umbau des Rathauses, gewesen, und so gilt auch bis heute mit Recht das Bremer Rathaus als eines der schönsten deutschen Rathäuser, und ist vielleicht sogar, wie die Rolandstatue davor, das populärste Werk seiner Art.

Damit sind wir aber schon in das 17. Jahrhundert vorgerückt. In dieser Zeit wurde nun die holländisierende Bauweise des roten Backsteins mit heller Hausteinverbrämung durch eine neue Richtung abgelöst. Es ist der Stil des Essighauses oder des 1619/20 errichteten späteren Krameramtshauses (heute Gewerbehaus), Bauten, die ausschließlich in Haustein errichtet sind. Die neue Richtung war noch von Lüder von Bentheim in dem Umbau des Rathauses vorbereitet, dessen Backstein ja ausschließlich von dem mittelalterlichen Bau stammt, während das von Lüder gebaute Giebelrisalit reine Hausteinarbeit ist. Die neue Baurichtung ist selbständiger und eigenwilliger und von noch stärkerer deutscher Eigenart als der Stil der Stadtwage oder des Kornhauses. Es ist die Ornamentik des sogenannten Knorpelstiles, mit der die Fassaden dieser als Frühbarock bezeichneten Bauten überreich geschmückt sind. Dieser Stil war eine Fortentwicklung der Renaissanceornamentik und in der Hauptsache eine Erfindung deutscher Stecher.

Das starke Anwachsen der Übernahme holländischer Formen in der Zeit kurz vor und um 1600 ist nun symptomatisch für das ganze 17. Jahrhundert, es lag auch im Rahmen der kommenden kulturellen Verhältnisse unserer Stadt. Das blühende Holland war die nächstgelegene große Kulturzentrale des nördlichen Europa, es war in jener Zeit auch für andere Länder das große Vorbild. Wie in Bremen, so baute man auch in Dänemark, etwa an den Schlössern Christians IV., niederländisch. An der ganzen Nord- und Ostseeküste, ja auch im Binnenlande bis nach Süddeutschland hinunter sehen wir seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zahlreiche niederländische Künstler, Architekten, Bildhauer und Maler in großer Zahl tätig. So ist es selbstverständlich, daß das nahe gelegene Bremen diesem Einfluß besonders stark unterlag. Zudem näherte sich Bremen in dieser Epoche der calvinistischen Lehre, zu der es 1618 auch endgültig übertrat, und der auch Holland anhing. Viele Gelehrte, besonders Geistliche, wur-

Digitized by Google

den aus Holland berufen, und Bremen schloß sich jetzt von seiner lutherisch gebliebenen Nachbarbevölkerung kulturell und geistig völlig ab. Nicht nur in der Baukunst, sondern auch in vielem anderen kennzeichnet sich in der folgenden Zeit dieser enge Anschluß an die holländische Kultur. So gibt es unter den systematisch im Focke-Museum gesammelten bremischen Bodenfunden eine große Anzahl frühholländischer Töpferwaren, die eine starke Einfuhr holländischer Keramik bezeugen. Es sind die Fayencen von den seltenen, bunten, frühen Erzeugnissen bis zu den späteren blau-weißen Delfter Waren. Sie wurden auf dem Wasserwege eingeführt. Daneben finden wir allerdings, wie die Schmiedeamtskanne vom Jahre 1601 im Focke-Museum lehrt, sogar in öffentlichem Gebrauch auch eine ganz andersartige Ware, nämlich die Irdengeschirre aus Wanfried a. d. Werra. Die dortigen Töpfer müssen auf der Weser große Mengen ihrer Erzeugnisse nach Bremen eingeführt haben, das anscheinend selbst keine irgendwie bedeutendere keramische Industrie besessen hat. Während die Delfter Fayencen das Luxusgeschirr bildeten, wird die Irdenware mehr das Gebrauchsgeschirr des Mittelstandes gewesen sein. Die bremische Tracht und Mode des 17. Jahrhunderts, wie sie uns auf Porträts etwa der Maler Wulfhagen oder Tilman Schenks entgegentritt, war der holländischen auffallend ähnlich. Die bekannte Form der Tiphoike, einer mit einem Horn als Gegengewicht versehenen Regenlakens der Frauen, kennen wir in ähnlicher Form auch aus der niederländischen Tracht jener Zeit. Franz Wulfhagen selbst war ein Schüler Rembrandts. Van Valkenburg, der Festungsbaumeister der Bremer Neustadt und des Wallgürtels der Altstadt, war ein Holländer und früher Baumeister des Prinzen von Oranien. Die Neustadt selbst muß in alter Zeit einen ganz holländischen Charakter getragen haben.

Neben diesen niederländischen Einflüssen treten im kunst- und kulturgeschichtlichen Bilde Bremens der vorgeschrittenen Renaissance alle anderen Verbindungen an Bedeutung weit zurück. Von ihnen sei nur die in den großen Zusammenhang norddeutscher Kunstgeschichte gehörende Tatsache erwähnt, daß die bremische Schnitzkunst dieser Zeit, die in mancherlei Form, besonders aber an den Möbeln entgegentritt, starke Verwandtschaft zu den östlichen Nachbargebieten, etwa Holstein oder Lüneburg, zeigt. Es war die niedersächsische Eichenschnitzkunst, die hier Bremen mit jenen Gebieten gemeinsam hat. Doch liegen die Verhältnisse so, daß Bremen innerhalb dieser Gruppe immer

Digitized by Google

eine bemerkenswerte Eigenart und Selbständigkeit bewiesen hat, deren künstlerische Stärke die zahlreich erhaltenen Truhenplatten und Schränke, vor allem im Focke-Museum, eindringlich dokumentieren. Diese Schnitzkunst ist eines der Ruhmeskapitel des bremischen Kunsthandwerkes. Den grandiosen Abschluß dieser bremischen Renaissanceschnitzkunst bilden die herrlichen Schnitzereien der Güldenkammer des Rathauses.

Die Barockzeit.

Die Epoche der Barockzeit, die in Bremen, rund gesagt, um die Mitte des 17. Jahrhunderts einsetzt und bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts währt, ist die Zeit gewesen, während der ein Teil des inneren Stadtgebietes, nämlich der Dom, zusammen mit dem in Nachfolge des erzbischöflichen Besitzes geschaffenen Herzogtum Bremen zu Schweden gehörte. Trotzdem hat dies in der Kultur der Stadt sich nicht irgendwie bemerkbar gemacht. Der Dom blieb lutherisch und alle von auswärts nach Bremen kommenden Lutheraner gehörten zur Domgemeinde. Diese Fremden blieben also auch kirchlich innerhalb der Stadt streng von den eingesessenen Bremern getrennt. Aber die Fremden, das heißt hier die schwedischen Herren, waren zu gering an Zahl, als daß diese politischen Verhältnisse kulturell einen Einfluß hätten ausüben können. Ja es ist kaum möglich nur einen einzigen schwedischen Künstler zu nennen, der etwa auf der Durchreise in Bremen einen Auftrag erhalten hätte, oder sonst irgendeine Anregung kultureller Art, die von Schweden erfolgt wäre. Was die Schwedenzeit an künstlerischen Denkmälern im Dom hinterlassen hat, wie die von der schwedischen Königin Christine geschenkte Kanzel, trägt ganz bremischen Charakter und ist sicher eine hiesige Arbeit. Die schwedische Kolonie in Bremen setzt sich aus wenigen Beamten, vornehmlich Geistlichen und Juristen, zusammen und auch diese waren selten gebürtige Schweden, sondern wurden meist aus den übrigen deutschen Besitzungen Schwedens, aus Pommern oder Wismar, berufen, wie manche Grabdenkmäler des Domes beweisen.

Die kulturelle Entwicklung der Stadt selbst, die bis zum 18. Jahrhundert streng calvinistisch blieb, verlief ganz in der schon am Ende der Renaissancezeit eingeschlagenen Richtung. Stärker noch als früher wurden jetzt sogar die Einflüsse der blühenden holländischen Kultur. Holland war ja auch in der Zeit des beginnenden Aufstieges

Digitized by Google

absolutistischer Fürstenmacht die einzige große Kultur bürgerlichen Charakters, mithin das gegebene Vorbild für eine Bürgerstadt wie Bremen. Es ist diese Zeit vom Ende des 17. Jahrhunderts wohl die Epoche, in der es in Bremen am holländischsten zugegangen ist.

Zuerst die Baukunst der Zeit bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts. Da ist neben der schon vorhin behandelten Epoche des wesentlich selbständigen Frühbarocks das wichtigste die Reihe der Backsteinsaalkirchen, wie die Paulikirche und die frühere Rembertikirche, die ehemalige Michaeliskirche und die heutige Kirche in Rablinghausen, einfache rechteckige Predigtsäle mit hohen geraden Fenstern, auf dem Dache ein schlichtes Glockentürmchen. An weiteren wichtigen Bauten dieser Epoche ist dann nur noch das einstige Arbeits- und Armenhaus, das heutige Focke-Museum, zu nennen, 1696—1701 von dem Ratsbaumeister Brüggemann errichtet. Wo haben die Baumeister dieser Bauten ihre Schulung genossen? Schon das Material, der rote unverputzte Backstein, deutet in unseren Gegenden immer auf holländischen Einfluß, noch vielmehr die Formgebung im einzelnen. Ein Bau wie die Paulikirche würde, in eine holländische Stadt versetzt, durchaus heimisch erscheinen. Solche Kirchen gibt es übrigens ähnlich, auch von Holland beeinflußt, im Hamburger Landgebiet und in Holstein. Das alte Armenhaus schließlich mit seinen langen schlichten Flügeln, den einfachen Portalen und dem kupfergedeckten Dachreiter — die heute leider grau gestrichene Außenfront müssen wir uns ebenfalls in den ehemaligen ungestrichenen roten Zustand zurückdenken — könnte eines der vielen holländischen Mannhäuser oder ein Beguinenhof sein. Auch der älteste Teil des Gebäudes, die nach dem Hof gelegene alte Front der Zuchthauskirche, zeigt die typisch holländische breite Fenstereinteilung. Selbständiger war der bremische Wohnbau dieser Zeit, die Fassaden mit den schwerskulptierten seitlichen Giebelbekrönungen, die wie Allongeperücken die Giebel umrahmen. Sie sind eine hier besonders häufige Abwandlung des Spätrenaissancegiebels. Der spätere eigentlich der Barockzeit angehörige holländische Backsteinklassizismus hat seltsamerweise in Bremen keine Nachahmung gefunden. An den wenigen Werken bremischer Bildhauer der Zeit, etwa den Epitaphien der Kirchen, können wir bestimmte Einflüsse fremder Bildhauerschulen bisher kaum erkennen. Sie halten sich stilistisch in den allgemein norddeutschen Traditionen. Nur die Einwirkung eines einzigen norddeutschen Bildhauers muß genannt werden, des Hamburger

Digitized by Google

Franz Wulfhagen: Ölgemälde der Hochzeit zu Kana, aus dem Krameramtshaus (Kost- und Hochzeitshaus), jetzt im Focke-Museum

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX, AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

Meisters Ludwig Münsterman, der freilich schon der ersten Hälfte des Jahrhunderts angehört, dessen neue Gedanken aber erst in der barocken Skulptur zur Nachwirkung gelangen. Münsterman scheint auch selbst in Bremen gearbeitet zu haben. Im Focke-Museum befindet sich eine aus Sandstein gearbeitete Herkulesstatue, ursprünglich von einem bremischen Bauwerk stammend, die von der Spezialwissenschaft als eine eigenhändige Arbeit des Meisters bestimmt ist. Kunstgeschichtlich gilt das Werk Münstermans als der Beginn des Barockstiles in Norddeutschland.

Unter den Namen der Maler, die während der Barockepoche in Bremen arbeiteten, begegnen wir wieder nur wenig bedeutenderen Künstlern. Nach Franz Wulfhagen, dem obengenannten Schüler Rembrandts, der noch in diese Epoche hineinreicht, ist zu nennen Tilman Schenk. Aus Lemgo gebürtig, arbeitete er doch ganz im Stil der holländischen Porträtisten, etwa eines Barth. van der Helst oder Mierevelt. Es gibt einige recht gute Porträts seiner Hand in bremischen Museen und auswärts, Bildnisse von Patriziern und Patrizierinnen in der holländisch anmutenden Tracht der Zeit, einfach bürgerlich und schlicht aufgefaßt. Gleichzeitig mit ihm war in Bremen der Maler J. W. Heimbach tätig, der sog. Stumme von Övelgönne. Auch sein Stil ist durchaus holländisch beeinflußt.

Von dem Kunstgewerbe der Barockzeit sind schließlich als besondere Charakteristika zu nennen die schweren wuchtigen Schränke, meist vierteilig oder sechsteilig aufgebaut, Eiche mit Ebenholzeinlagen. Es sind schlichte, wuchtige aber solide Formen, sehr verwandt und doch wieder abweichend gearbeitet von den Schränken, die man damals in Holland baute. Holländisch war auch zum großen Teil noch die Keramik, die im späten 17. Jahrhundert in Bremen gebraucht wurde und die oft den oberen Rand der Schränke schmückte. Es war die Blütezeit der blau-weißen Delfter Fayence. In die Barockzeit gehören auch noch die großen Schapps der bremischen Dielen aus der Zeit um 1700. Sie zeigen nun allerdings eine durchaus eigene Form, die weder mit den gleichzeitigen holländischen oder, wie man sie hier nennt, Auricher Schränken, die aus Ebenholz und Palisander gearbeitet sind, noch mit den in reicher Schnitzerei prangenden Hamburger Schapps formal verwandt sind. Der Bremer Schrank, in furniertem Nußbaum gearbeitet, zeigt eine schlichte Form, die ohne jede Schnitzerei in guten Proportionen gezeichnet ist.

Digitized by Google

Die Zeit des 18. Jahrhunderts.

Für die kulturellen Verhältnisse Bremens im 18. Jahrhundert, vor allem der Rokokozeit, sind einige Umstände maßgebend, die sich hier anders als in den meisten anderen deutschen Staaten verhalten. Das 18. Jahrhundert ist in ganz Europa die Zeit einer ausgesprochenen Vorherrschaft der Höfe und des Adels gewesen. Fürsten und Adlige waren die alleinigen Träger der Kultur, sie waren auch fast die einzigen Auftraggeber der Künstler, denn wo in dieser Zeit etwas bedeutendes entstanden ist, da ging es von einem Hofe, sei es einem weltlichen oder geistlichen, oder von dem feudalen Hochadel aus. Die ganzen künstlerischen Ideen der Zeit waren mit der Lebensführung dieser Kreise verwachsen, dagegen trat jede bürgerliche Kulturregung zurück. Der Lebensstil des Bürgers, vor allem der reicheren Stände, war selbst in den großen bedeutenden Städten nur eine Art Miniaturkopie des höfischen und feudalen Lebens der Zeit. Wo in deutschen Städten im 18. Jahrhundert große Kunst blühte, da trat sie mit den benachbarten Höfen und Adelsfamilien in Verbindung. Rokokokunst ist Hofkunst. Unter solchen Verhältnissen war die Lage Bremens in dieser Epoche die denkbar ungünstigste. Benachbarte Höfe gab es so gut wie gar nicht. Hannover war seit dem Jahre 1714 nach der Übersiedlung der Kurfürstenfamilie auf den englischen Thron sozusagen ohne Hof. Oldenburg gehörte zu Dänemark und erhielt erst 1773 nach dem Länderaustausch der holsteinischen Familie eine eigene Hofhaltung. Der einzige einigermaßen benachbarte Hof war der Bückeburger, und der war zu unbedeutend, um große Aufträge erteilen zu können. Eine fruchtbare Wechselverbindung, wie sie beispielsweise Hamburg mit den kleinen holsteinischen und mecklenburgischen Höfen unterhielt, gab es also für Bremen nicht. Ebenso fehlte auch ein benachbarter reicher Adel. Große feudale Adelsfamilien, wie am Rhein, in Westfalen oder auch in Holstein, hat es in der Nähe Bremens nie gegeben, die bremische Umgebung hatte vorwiegend bäuerliche Bevölkerung, und die Besitzungen des benachbarten hannoverschen Adels überschritten selten den Umfang mittlerer Gutsherrschaften. So mußten sich die Künstler mit dem kleinen Wirkungsradius, den ihm die Bevölkerung der Stadt selbst bot, begnügen, und dieser war mit einigen wenigen häuslichen Luxusbedürfnissen, etwas Architektur, Gartenkunst und wenigen Porträtaufgaben erschöpft. Die

Digitized by Google

hohen Künste hatten unter diesen Verhältnissen und dazu bei dem puritanischen Sinn der Bremer in dieser Epoche also einen besonders schweren Stand.

In wirtschaftlicher Hinsicht war der Beginn des 18. Jahrhunderts in Bremen allerdings eine Zeit des Aufstieges. Aus den Zunftakten des Goldschmiedegewerbes wissen wir, daß jede bremische Familie um das erste Viertel des Jahrhunderts dreimal soviel Silber besessen hat wie am Ende des 17. Jahrhunderts. Nicht ganz in dem Maße, aber doch recht stark gestiegen war auch das persönliche und häusliche Luxusbedürfnis der wohlhabenden Bevölkerung. Damals richteten sich die bremischen Kaufleute die mit reichgeschnitzten Geländern versehenen prächtigen Dielen ein, die wieder, wenn nicht in der Form des Raumes, so doch in dem reichen Schnitzwerk noch immer starke Anklänge an niederländische Treppenhäuser zeigen. Damals wurde der Saal, das heißt das große Hauptzimmer des Hauses, mit prächtigen, gepreßten, vergoldeten und bunt bemalten Ledertapeten ausgestattet, die zum großen Teil aus Holland kamen und die an der ganzen Nord- und Ostseeküste besonders beliebt waren. Doch in sehr vielem ist Bremen damals auch selbständig gewesen, die Zeit des absoluten holländischen Einflusses war vorbei. Die Architektur der Bürgerhäuser, die reich mit Bildhauerarbeit, Profilen und Blumenornamentik geschmückt waren und deren Front mit ein oder zwei doppelstöckigen Utluchten versehen wurden, ist ohne nähere Vorbilder. Bekannte Architekten hat es im 18. Jahrhundert in Bremen kaum gegeben. Wir kennen sie meist nur dem Namen nach. Die Fassaden der Bürgerhäuser wurden von Steinhauern gearbeitet und wohl auch entworfen oder von Bildhauern, wie z. B. Theophilus Wilhelm Freese, daher auch die selbständige Stellung der bremischen Architektur im Stil der Zeit.

Die bremischen Bildhauer des 18. Jahrhunderts waren zum großen Teil Söhne der Stadt. Bedeutsamer als die Herkunft fremder ist also in diesem Falle die Schulung der einheimischen Bildhauer. Da ist nun wichtig, daß Bremens Steinhaueramt zunftmäßig mit einer Reihe fremder Ämter zusammenarbeitete, u. a. Berlin, Kopenhagen, Dresden. Dort werden die bremischen Bildhauer besondere Erleichterungen genossen und während ihrer Gesellenzeit viel gearbeitet haben. Es scheint auch, als hätte der bekannteste der bremischen Bildhauer, Theophilus Wilhelm Freese, zu Dresden Beziehungen gehabt. Künstlerisch gehört er zu einer Gruppe norddeutscher Bildhauer, deren bekannteste die

Digitized by Google

Dresdner Elfenbeinschnitzer Gebrüder Lücke waren. Gerade Freeses Elfenbeinschnitzereien zeigen den gleichen überrealistischen, nüchtern sachlichen Stil, der ein Charakteristikum Lückescher Kunst ist. Ein Mitglied dieser Dresdner Familie Lücke, der Bildhauer Ludwig Lücke, ist übrigens 1751 auch kürzere Zeit in Bremen gewesen. Daneben bestanden aber natürlich immer noch enge Beziehungen zum Westen, vor allem Holland. Die für bremische Wohnräume der Rokokozeit charakteristische Form der Stuckdecken und der von Rocaillenwerk umgebenen Ofennische kommt auch ähnlich in Holland vor. Der letzte bremische Bildhauer vom Ende des 18. Jahrhunderts, Andreas Beling, hat viele Jahre in Amsterdam gearbeitet, bevor er nach Bremen zurückkehrte.

Von einheimischen Malern des 18. Jahrhunderts in Bremen wissen wir kaum etwas. Als 1773 der bekannte Maler Wilhelm Tischbein, der spätere oldenburgische Hofmaler, sich vorübergehend in Bremen aufhielt, berichtete er, daß es hier zu jener Zeit keinen einzigen Maler, d. h. wohl Porträtmaler, gegeben habe. Die wenigen Künstler, deren Namen uns bekannt sind, waren mit Ausnahme Jakob Fehrmanns, der seit ca. 1786 in Bremen tätig war und von dem ein großer Teil der Wilkenschen Porträtsammlung stammt, Auswärtige. Wilhelm Tischbein kam aus dem Kasseler Kunstkreis, er hat nach seinem Bericht in Bremen eine Reihe von Porträts gemalt, von denen wir allerdings leider bisher keines kennen. Ein anderes Mitglied seiner Familie, Georg Heinrich Tischbein, ist dann in Bremen als Kupferstecher ansässig geworden. Der Zeichenmeister Friedrich Eberlein, der 1783 nach Bremen kam, stammte aus Braunschweig. Wohl aus Hildesheim kam der Maler P. G. Bleidorn, dessen Selbstporträt in einem von ihm ausgemalten Zimmer des Focke-Museums zu sehen ist. Die Namen der in ihrer Art recht guten Meister, die vor ihm die bremischen Zimmer mit Landschaftsbildern ausgemalt hatten, sind unbekannt. Vielleicht waren sie holländischer Herkunft, denn der Stil ihrer Malereien, wenigstens der Rokokozeit, ist holländisch. Diese mit Landschaften bemalten Wände waren der bürgerliche Ersatz für die weit kostspieligeren Gobelinbespannungen, wie man sie anderswo in Schlössern oder Rathäusern besaß. Gerade der Landschaftsgobelin war übrigens eine niederländische Eigenart. Am Ende des 18. Jahrhunderts ist ein Hamburger Maler oft für Bremen tätig gewesen, es war E. H. Abel, ein Mitglied der zahlreichen über ganz Deutschland verbreiteten Künstler-

Digitized by Google

familie von Malern und Musikern, die sich zuweilen auch französiert d'Abele nannten. Abel hat neben Fehrmann einen Teil der Wilkenschen Porträtsammlung, und zwar die künstlerisch bedeutendsten Bildnisse geschaffen. Ob er nur zeitweise nach Bremen hinübergekommen ist oder ob er hier einen festen Wohnsitz hatte, wissen wir nicht.

Im bremischen Kunstgewerbe der Zeit sind ebenfalls verschiedene Strömungen zu erkennen. Während, wie oben gesagt wurde, der große bremische Schrank vom Anfang des Jahrhunderts eine selbständige Form zeigt, ist zur Rokokozeit für die bremischen Tischler wieder Holland maßgebend geworden. Holländische Glasschränke waren damals in Norddeutschland häufig vertreten und auch der mit unteren Auszügen versehene bremische Rokokoschrank zeigt holländischen Charakter. Gegen Ende des Jahrhunderts, zur Zeit des Zopfstils und des beginnenden Empire, wird dann für Bremen wie für die ganze umliegende Gegend der englische Möbelstil, die schlichten Mahagonimöbel mit Messingbeschlag, das allgemein beliebte Vorbild. Die Versorgung der Stadt mit Keramik war wie immer an die Wasserwege gebunden, aber, während im Anfang des Jahrhunderts noch die Delfter Ware vorherrschend war, tritt um die Mitte des Jahrhunderts die Fayencefabrik Hannoversch-Münden mit Holland in Konkurrenz. Sie erhält gleichzeitig auch selbst wieder einen Konkurrenten in den Fayencefabriken Aumund-Vegesack und Lesum, deren Arbeiten stilistisch mit den übrigen nordwestdeutschen Fabriken ziemlich übereinstimmen. Daneben gebrauchte man viel einfache Irdenware aus Groß-Almerode. Porzellan hat Bremen im 18. Jahrhundert vorwiegend aus Fürstenberg a. d. Weser bezogen, auch hier sicherte der Transport auf dem Wasserwege am besten vor allzuviel Bruchschaden. Gläser wurden zum größten Teil auf dem gleichen Wege eingeführt, und zwar hat die meisten Gläser nach Bremen wohl die hessische Glashütte Lauenstein geliefert, wie eine große Reihe der Gläser mit dem Wappen Bremens und solche aus bremischem Familienbesitz beweisen.

Das 19. Jahrhundert.

Das 19. Jahrhundert, dessen erste Hälfte hier noch mitbehandelt sei, ist für Bremen die Zeit des eigentlichen Emporkommens in wirtschaftlicher Beziehung gewesen. Doch wird die Kultur der Stadt immer mehr allgemeineren Einflüssen unterworfen. Bemerkenswert ist

Digitized by Google

nun das fast völlige Aufhören holländischer Einflüsse, denn nur als Nachklang könnte die aber auch allgemein im Stil der Zeit begründete Nachahmung holländischer Gemälde durch die beiden damals gefeierten Bremer Maler I. H. und G. Menken zu werten sein. Die bremische Baukunst des Empire und der Biedermeierzeit wird in Bremen durch zwei Strömungen charakterisiert, die beide in dem bedeutendsten bremischen Baumeister des Jahrhunderts, Ephraim Polzin, sich kreuzten. Einmal die klassizistische Richtung der Berliner Schinkelschule, der von den Bremer Gebäuden der Zeit etwa das frühere Stadthaus, manche Häuser am Wall und die Torbauten huldigen, andererseits der englische Landhausstil klassizistischer Form, den manche der herrlichen alten Landhäuser Oberneulands, etwa Holdheim, zeigen, ein Einfluß, der durch die vielen Beziehungen bremischer und englischer Kaufleute verständlich ist. Englisch blieb auch vorerst der Möbelstil, englische Keramik, Wedgewood und das billigere bedruckte Steingut, war das Geschirr des mittleren und reichen Bürgerhauses, und auch die Seeleute brachten englische Töpfereien, etwa Nelsonstatuen, als Andenken in großer Zahl mit in die Heimat, ein charakteristischer Schmuck der Schifferwohnungen.

An Bildhauern hat Bremen im 19. Jahrhundert nur einen einzigen bedeutenderen und in Deutschland zu Ansehen gelangten Künstler besessen, dessen Werken wir heute freilich etwas kalt gegenüberstehen. Es ist Carl Steinhäuser, der Schöpfer der Smidtstatue in der Rathaushalle, der Vase am Wall und des Ansgaridenkmals. Auch bei ihm tritt wie in der Architektur Polzins der für Norddeutschland sich jetzt immer stärker bemerkbar machende Einfluß von Berlin zutage. Steinhäuser war ein Schüler des Berliner Bildhauers Rauch. Nicht viel zahlreicher als die Bildhauer waren die einheimischen Maler dieser Zeit. Von den Menkens war schon oben die Rede. Ihre Kunst wurde fortgesetzt von Meistern kleineren Formates wie Messerer, Grabau, Walte, die in den verschiedenen deutschen Akademien ihre Ausbildung erhielten. Die bedeutenderen Maler aber, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Bremen arbeiteten, waren auswärtige, der Süddeutsche Gustav Schöner, der eine Reihe ausgezeichneter Porträts hinterlassen hat, ferner Chr. August Schwartz, ein Hamburger, der in Bremen besonders Pastellporträts malte, und schließlich der Mecklenburger Rudolph Suhrlandt, ein Schüler der Dresdner und Wiener Akademie, der außer in seinem Heimatland besonders in den Hanse-

Digitized by Google

Bildnis des Bürgermeisters Johann Smidt
Bisher unveröffentlichte Kreide-Zeichnung von Rudolph Suhrlandt in der National-Galerie, Berlin

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

städten Lübeck, Hamburg und Bremen tätig war. In Bremen war er in den besten Jahren seines Schaffens von ca. 1817 bis in die 50er Jahre alle zwei Jahre längere Zeit hindurch mit Porträtieren beschäftigt. Die bekanntesten Bremer seiner Zeit, unter anderen Smidt und Olbers, hat er wiederholt porträtiert. In bremischem Familienbesitz sind seine Werke unter den Bildnissen heute noch am stärksten vertreten.

So schließt die hier behandelte Epoche mit einem Meister, der zum nordostdeutschen Kreis gehört und zu Hamburg und Lübeck in enger Verbindung stand. Diese Wendung in der allgemeinen Kulturverbundenheit Bremens von dem früher so einflußreichen Westen, besonders von Holland, zum Osten der befreundeten Hansestädte und der immer stärker hervortretenden norddeutschen Kulturzentrale Berlin, ist die bedeutsamste Erscheinung in den Kunstbeziehungen Bremens im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts. Mit der bremischen Kunst des 20. Jahrhunderts, deren großer und selbständiger Auftakt mit dem Namen Worpswede genannt ist, wird sich die Kunstwissenschaft späterer Zeiten zu beschäftigen haben.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bremische Weihnachtsblätter

Herausgegeben von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins zu Bremen

Heft 4

Römisches im Bremischen

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Von

A. Lonke

Weihnachten 1934

Digitized by Google

Digitized by Google

RÖMISCHES IM BREMISCHEN

Von

A. Lonke

1934

Arthur Geist
(vorm. G. Winters Buchhandlung Fr. Quelle Nachf.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort

Vier Jahre sind verflossen, seitdem wir das letzte — dritte — Weihnachtsblatt haben hinausgehen lassen. Daß der Faden nicht ohne Unterbrechung fortgesponnen werden konnte, dürfte aus den umfangreichen Veröffentlichungen, die die Historische Gesellschaft anläßlich der 1931 in Bremen abgehaltenen Tagung des Hansischen Geschichtsvereins ins Werk setzte, leicht verständlich sein. Es mußten eben erst die Mittel wieder bereitgestellt werden, die erforderlich sind, um nicht nur das Bremische Jahrbuch, von dem inzwischen der 34. Band erschienen ist und der 35. sich in Vorbereitung befindet, sondern auch die vorliegende Beigabe zu ermöglichen. Wir hoffen mit dem vorliegenden Heft, dessen Verfasser gerade auch die Vorgeschichte unserer engeren Heimat gründlich kennt, unseren Mitgliedern und Lesern zum bevorstehenden Feste eine Freude zu bereiten und wünschen, daß nun die Glieder dieser Kette sich wieder lückenlos aneinanderschließen mögen.

Der Herausgeber

H. Entholt.

St. & Staatsbibl. Bremen 1 June 1935 M.

Digitized by Google

Digitized by Google

Römisches im Bremischen

Von A. Lonke.

Unter Bremisch wird hier ein Kreis verstanden, dessen 20 km langer Halbmesser den Roland auf dem Markte zum Mittelpunkte hat; seine vier Sektoren benennen sich nach den am Kreisumfange innerhalb gelegenen heutigen Ortschaften Thedinghausen, Ganderkesee, Blumenthal und Quelkhorn.

Zunächst ist die Grundfrage zu beantworten, ob die Anwesenheit römischer Krieger und Händler in dieser — damals von Chauken bewohnter — Gegend an Hand der schriftlichen Quellen als erwiesen gelten kann.

Zum Jahre 12 v. Chr. schreibt um 230 n. Chr. Dio Cassius (54, 32): „Drusus schiffte den Rhein entlang bis an den Ozean und gewann die Friesen zu Verbündeten. Als er über das Wasser in das Land der Chauken eingerückt war, kam er in Gefahr, da wegen der Ebbe im Ozean die Schiffe auf das Trockene gerieten. Von den Friesen, welche als Fußmannschaft den Zug mitmachten, aus dieser Not befreit, kehrte er, da es Winter ward, um." Sehr möglich, daß der Römer mit der Flut die arm- und inselreiche Weser aufwärts bis in unsre Gegend eingerückt ist, von landeskundigen Friesen an den noch völlig ungebändigten Ufern des weithin seine Wasser wälzenden Stromes schützend begleitet.

Vellejus Paterculus, des Tiberius Reitergeneral, berichtet II, 97 zu den Jahren 8 und 7 v. Chr.: „Alle Teile Germaniens durchzog Tiberius siegreich, ohne daß das ihm anvertraute Heer auch nur den mindesten Verlust erlitt; er hat es so völlig bezwungen, daß er es fast in die Form einer steuerpflichtigen Provinz brachte" — Worte, die sich fraglos auch auf unsre Bremer Scheibe beziehen.

Seine Bemerkung zum Jahre 1 n. Chr.: „In Germanien war ein ungeheurer Krieg entbrannt" ist leider gar zu allgemein gehalten; um so ausführlicher berichtet er II, 106 vom Jahre 5 n. Chr.: „Durch ganz Germanien haben sich unsere Waffen den Weg gebahnt; besiegt

Digitized by Google

wurden Völkerschaften, deren Namen fast unbekannt waren; auch die Stämme der Chauken wurden gewonnen. Ihre gesamte junge Mannschaft, unermeßlich an Zahl, riesenhaft an Gestalt, sicher vor Gefahr durch die Lage ihrer Wohnsitze, beugte sich vor dem Tribunal des Feldherren und übergab ihre Waffen samt den Anführern, rings umgeben von der Schar unserer Soldaten im hellen Waffenglanze." Diese eindrucksvolle Szene wird doch wohl im Mittelpunkte des Chaukenlandes vor sich gegangen sein, und diesen dürfen wir (wie ich, ohne Widerspruch zu finden, zuerst 1931 auf der Kölner Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung sagte) mit 90 Prozent Wahrscheinlichkeit in der Bremer Düne suchen, auf der eben wegen dieser ihrer Eigenschaft 789 Bischof Willehad die Mutterkirche seines Missionssprengels erbaute.

Tacitus meldet uns um 100 n. Chr. in seinen Annalen I, 38 ausdrücklich zum Jahre 14 n. Chr.: „Bei den Chauken machten die dort als Besatzung stehenden Vexillarier[1]) der aufrührerischen Legionen [1.5.20. und 21.] einen Empörungsversuch" — undenkbar, daß bei uns keine „in Garnison gestanden" haben sollten! — An den beiden Zügen des Germanikus in den Jahren 15 und 16 haben die Chauken nach Tacitus (Annalen I, 60 und II, 17) als römische Hilfstruppen teilgenommen; ihr Land — insbesondere die Wasserstraße der Weser von der Mündung bis zum Gebirge — wird als Etappengebiet für Nachschub und Verpflegung (neben der vor allem in Betracht kommenden Emslinie) nicht ohne Bedeutung gewesen sein.

So kurz die beiden folgenden Nachrichten auch sind, es ist unmethodisch, sie ausgesucht auf unser Kernland etwa nicht beziehen zu wollen. Nach Sueton (Leben des Claudius 24) hat dieser Kaiser „dem Gabinius Secundus, der die Chauker besiegt hatte, verstattet, den Beinamen Chaucius zu führen", und Tacitus überliefert zum Jahre 47 n. Chr. (in seinen Annalen XI, 19), daß Cn. Domitius Corbulo die Chauken durch Ermordung ihres Führers Gannasus zur Empörung gereizt und bekämpft habe, bis Claudius „jede weitere Gewalt gegen Germanien so sehr verhinderte, daß er befahl, die Besatzungen diesseits des Rheines zurückzunehmen". — Da die Römer in Ausführung dieses Befehles in der Tat seitdem auf jede militärische Betätigung

[1]) Unter den Kaisern, die nach 20 Dienstjahren ihres Eides entbundenen Veteranen, die bis zu völliger Verabschiedung zu besonderen Abteilungen unter Vexillen (= Fähnlein) vereinigt wurden.

Digitized by Google

in Nordwestdeutschland verzichtet haben, ist also immerhin doch für rund 60 Jahre (von 12 v. bis 47 n.) mit der Anwesenheit — wenn auch nicht einer ununterbrochenen — römischer Truppen in unserem Chaukenlande zu rechnen. —

Wenn auch über den friedlichen Verkehr zu Handelszwecken in unseren Gegenden bestimmte Angaben bei den alten Schriftstellern nicht vorliegen, so gestattet doch vor allem die methodische Auswertung der zahlreichen Funde folgendes Bild der Entwicklung römischen Handels zu entwerfen. Danach lag unser Gebiet bis 200 n. Chr. noch außerhalb der Hauptverkehrsstraße. Bis 100 n. Chr. ging diese zu Lande von Aquileja durch Böhmen an die Niederelbe und seitdem zur See von Nimwegen über Vechten bis an die Ems. Erst im dritten Jahrhundert fuhren römische Kaufleute ostwärts bis über die Weichselmündung hinaus, die Küsten der Nord- und Ostsee entlang und in die Ströme aufwärts; fast bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts hat dieser Handel gedauert, dessen Blüte bereits um 300[2]) dahin gewesen ist — zugleich mit der von ihm unzertrennlichen *pénétration pacifique*.

Im einzelnen ist hier noch manches unklar, so die Frage, ob und inwieweit Germanen — insbesondere unsre Chauken — am Zwischenhandel beteiligt waren (denn für den Haupthandel werden sie nur in ganz seltenen Ausnahmefällen in Betracht gekommen sein); auch über den Anteil des Land- und Seehandels am Transport der Ware, gehen die Ansichten weit auseinander. Da man vereinzelt den Seeweg sogar bestritten hat, soll uns Tacitus bezeugen, welchen Wert man bereits im ersten Jahrhundert auf ihn im Gegensatz zum Landweg legte. Er schreibt in den Annalen II, 15: „Die Soldaten litten nicht so sehr durch Wunden als durch die endlosen Märsche . . . ein langer Gepäckzug sei wie gemacht für Hinterhalte und schwierig zu verteidigen. Hingegen, wenn sie den Weg über das Meer einschlügen, so sei dieses gleichsam ihr Eigentum und biete keine Schwierigkeiten, während es den Feinden unbekannt sei . . . unermüdet würden Reiter und Rosse durch die Mündungen der Flüsse und dann ihrem Laufe nach auf einmal mitten in Germanien sein." Und XIII, 53 zum Jahre 59 n. Chr.: „Lucius Vetus sann darauf, Mosel und Saone durch einen zwischen

[2]) Diese Daten von Willers rücken nach Küthmann-Hannover „bisweilen um mehr als ein Jahrhundert" hinauf (P.Z. XXIII. Bd. 1932. St. 300).

Digitized by Google

beiden Flüssen gezogenen Kanal zu verbinden, damit die Truppen über das Meer [nämlich zwischen Italien und Südfrankreich], sodann Rhone und Saone entlang in jenen Kanal, bald aus der Mosel in den Rhein und von dort in den Ozean einlaufen könnten, und — mit Beseitigung der Schwierigkeiten des Landweges — des Westens und des Nordens Gestade gegenseitigem Schiffsverkehr eröffnet würden." — Andererseits hat man den Landweg östlich des Niederrheins für so gut wie ausgeschlossen erklärt, und zwar wegen der Römerfeindlichkeit der Binnenstämme und der großen Wälder des Gebirges Hercynia; aber — da dieses weit südlich zwischen Donau und Main sich durch Böhmen nach Dacien erstreckt und die Bewohner unsrer Gegenden selbst zu Zeiten der römischen Eroberungskriege ja nicht immer römerfeindlich gewesen waren — so steht nichts im Wege, auch für das Bremer Gebiet einen regen Binnenhandel sowohl auf der Linie von Köln durch Westfalen nach Hamburg wie in südöstlicher Richtung über Verden anzunehmen.

Als Ergebnis friedlichen Verkehrs für unsren Nordwesten dürfen wir also buchen: Während seiner Blüte (im 2. oder 3. nachchristlichen Jahrhundert) gab es im Mündungsgebiet der Ems, Weser und Elbe feste Stapelplätze, die von den römischen Schiffern besucht und von wo die Waren — vielleicht ausschließlich durch Einheimische — ins Hinterland gehandelt und verfrachtet wurden; über die Wege eines von diesem See- und Flußverkehr unabhängigen Binnenhandels, der fraglos bestanden hat, läßt sich Bestimmtes noch nicht sagen[3]). —

Ohne Frage haben römische Krieger und Händler nicht nur unsre Gebiete durchzogen, sondern auch längere Zeit — wenn nicht dauernd — bei uns gewohnt. Nach Frd. Koepp — dem stets ebenso vorsichtigen, wie zuverlässigen — muß, „da, wo immer ein römisches Heer oder eine Heeresabteilung auch nur eine einzige Nacht verweilte, ein Lager aufgeschlagen ward", nicht nur das Rhein- und Donaugebiet, sondern „ein wenig noch das germanische Land weithin bis zur Weser und Elbe mit den Spuren solcher Marschlager übersät sein". Die Vexillarier bei den Chauken erwähnte ich schon; Florus überliefert (IV, 12) von Drusus, daß er Schanzen und feste Plätze angelegt habe „an der Maas, an der Elbe und an der Weser"; Dio Cassius berichtet (56, 18), daß schon zu Varus Zeiten in Nord-

[3]) Vgl. jedoch Langewiesche in P.Z. XXIII. Bd. 1932. St. 302.

Digitized by Google

westdeutschland „römische Soldaten im Winterquartier" gelegen hätten — ob im Bremischen, wäre möglich, aber zur Zeit völlig unbeweisbar.

Derselbe Schriftsteller spricht an der gleichen Stelle sogar von Städten, die gegründet, und von Märkten, die eröffnet seien — leider, ohne irgendeine für uns greifbare Einzelheit anzuführen. Vielleicht hatte Arminius im Jahre 15 n. Chr. in seiner Rede gegen Segestes bei Tacitus (Annalen I, 59) solche Siedlungen der Römer im Auge, da er ausrief: „Wenn ihr das Vaterland, die Väter, das Alte mehr liebt als Zwingherren und neue Kolonien, so folgt lieber mir, der euch zu Ruhm und Freiheit, als dem Segestes, der euch zu schmählicher Knechtschaft führt." Nur einmal, so viel ich sehe, wird in unsrer Nachbarschaft, und zwar bei den Friesen eine *villa,* ein Landhaus, erwähnt: Im Friesenaufstand des Jahres 28 n. Chr. erlag — nach Tacitus, Annalen IV, 73 — „eine Schar von vierhundert Römern, die sich der Villa des Cruptorix (der einst in unserem Dienste stand) bemächtigt hatten, als Furcht vor Verrat bei ihnen rege geworden, wechselseitigen Hieben". — Es ist nicht einzusehen, warum bei uns römische Märkte, Siedlungen und Landhäuser trotz des günstigen Baugeländes auf Düne und hoher Geest im Mittelpunkt des Chaukenlandes gefehlt haben sollten.

Wo Truppen mit Troß und Händler mit Waren durchs Land zogen, wo sich Siedlungen und Landhäuser, Lager und feste Plätze erhoben, da müssen auch Straßen (d. h. befestigte Wege) vorhanden gewesen sein, zumal in unsrer, des felsigen Bodens entbehrender Ebene. Durch den Sand unsrer Dünen und Heiden zu marschieren, war für den 20 kg Gepäck tragenden Legionär äußerst mühsam; tief sanken Rosse und Reiter, vor allem die vielen schwer beladenen Wagen in den lockeren Boden; waren Marsch und Moor nicht zu umgehen, konnten sie nur auf künstlichen Dämmen, Bohlwegen oder Brücken überschritten werden — falls man nicht vorzog, sie, wenn möglich, in den flachen Schiffen zu überqueren. Unsre Bremer Scheibe in ihrem oft schroffen Wechsel von hochgelegener, trockener Düne und Geest mit den weiten — damals, in den deichlosen Zeiten noch um ein Vielfaches sumpfigeren — Niederungen der Marschen der Weser, Wumme, Lesum und Ochtum wird ganz ohne „befestigte Wege" nicht passierbar gewesen sein. Freilich unsre Quellen — immer sehr sparsam mit Bemerkungen oder gar Schilderungen dieser, für den römischen Leser selbstverständlichen Dinge — haben uns darüber nichts

Digitized by Google

hinterlassen, denn die langen Brücken des Lucius Domitius bei Tacitus (Annalen I, 63) lagen westlich der Ems.

* * *

Es darf daher auch nicht irgendwie befremden, daß in unsrem Boden keine römischen Straßen gefunden sind — zumal sogar bei Haltern und Oberaden, wo sie doch fraglos verhanden waren, keine zum Vorschein gekommen ist. Aus der gut verbürgten Überlieferung, daß Max Salzmann beim Abbruch des südlichen Domturmes in ihm römische Ziegel gefunden zu haben glaubte, auf dortige römische Bauten schließen zu wollen, wäre aber wohl allzu kühn und verwegen. —

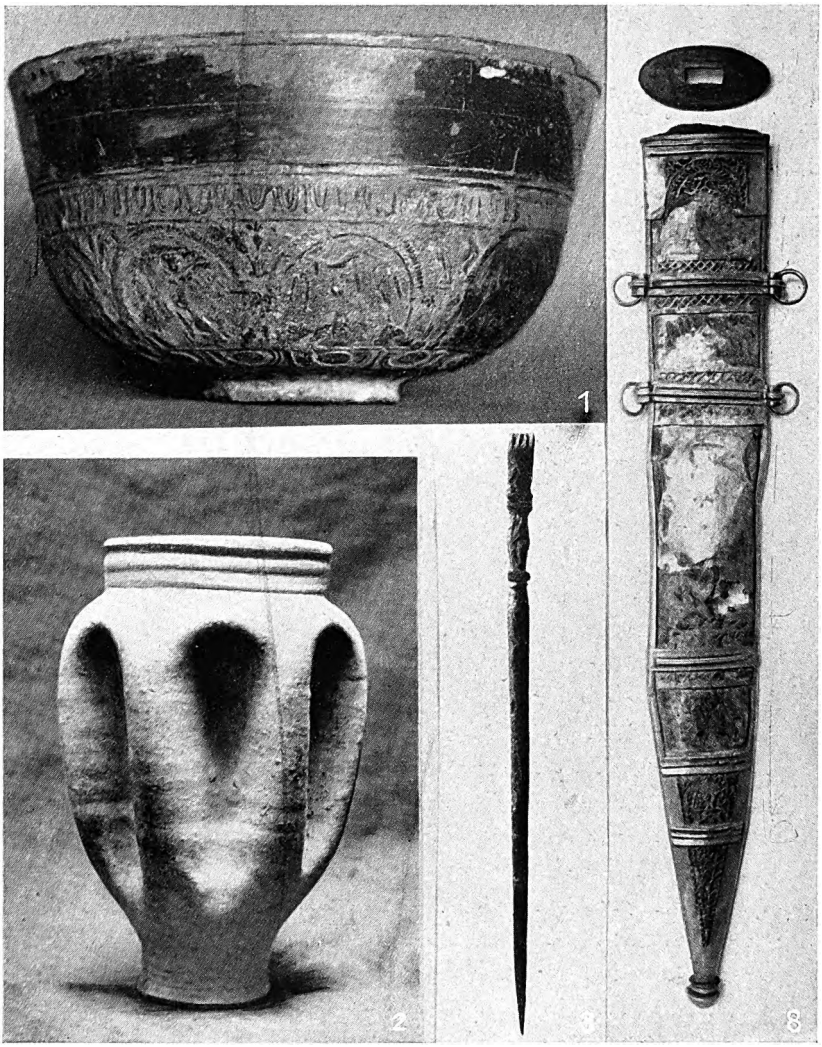
Festen Boden bekommen wir archäologisch mit folgenden 14 Funden. Die Korrektionsbagger der Weser förderten um 1900 unterhalb Blumenthals bei Warfleth einen Antonius Pius (138—161) aus dem Strombett und 1913 oberhalb Vegesacks 5 (durch Willers bestimmte) Münzen Valentinians (364—375)[4]).

1821 stießen Arbeiter in der Nähe des Landgutes des Barons von Lilienburg (am Kilometer 51,4) bei Anlage der Heerstraße von Burgdamm nach Osterholz „auf der Höhe — mitten im alten Wege — etwa 3 Fuß unter der Oberfläche des Bodens" auf eine Terra-Sigillata-Schale des 1. Jahrhunderts n. Chr. von 25 cm Durchmesser und 14 cm Höhe (Städt. Mus. 577; Abb. 1). — 1904 wurde im preußischen Dorfe Brinkum, 7 km südlich von Bremen, mit vielen anderen Urnen eine leicht rötlichgraue Faltenurne der mittleren Kaiserzeit von 17,5 cm Höhe und 11 cm größten Durchmessers vom Grundbesitzer ausgegraben, — ohne daß bis heute eine wissenschaftliche Untersuchung des Fundortes stattgefunden hätte (Städt. Mus. 1518; Abb. 2).

Einen Stilus (Schreibgriffel) von 14 cm Länge „aus großer Tiefe der Böttcherstraße" schenkte Generalkonsul L. Roselius 1931 ans Fockemuseum (Nr. 29. 270; Abb. 3); nach Fremersdorf haben wir in diesem stadtbremischen Fund einen römischen Exportartikel des 2. oder 3. nachchristlichen Jahrhunderts zu sehen.

[4]) E. L. Torstrick, Berlin-Steglitz, überwies 1912 ans Städt. Museum folgende sechs Münzen „von der Wesermündung, wo sie 1842 gefunden wurden": Nerva (1), Trajan (2), Domitian (2), Hadrian (1). — Leider wurden von all diesen 12 Münzen 1919 uns 9 gestohlen, so daß heute nur noch 1 Trajan und 2 Valentiniane vorhanden sind.

Digitized by Google



Abbildungen 1, 2, 3 und 8

Digitized by Google

Abbildungen 4, 5, 6 und 7

Digitized by Google

Vier Bronzegeräte hat uns die Weser beschert. Vom Ufer bei der St. Martinikirche stammen 2 spätrömische Bronzekessel von 15,5 cm Höhe und 30 cm Durchmesser der eine (Fockemuseum 3015; Abb. 4), der andere von 15 cm und 34,5 cm (Fockemuseum; Abb. 5). — Aus der Kleinen Weser innerhalb der Stadt wurde 1890 ein Messingeimer des 1. nachchristlichen Jahrhunderts von 19,3 cm Höhe und 20,6 cm Durchmesser erbaggert[5]); nach längerem Gebrauch in einer Schiffsküche kam er unter Nr. B 36 ins Fockemuseum; Abb. 6. — Der kostbarste Fund befindet sich — leider! — noch immer in Hamburg, und zwar im Museum für Kunst und Gewerbe: Eine „Kasserolle mit Schwanenkopfbügel am Griffende" aus der 1. Hälfte des 1. nachchristlichen Jahrhunderts (Abb. 7) wurde — gefüllt mit (bis jetzt nicht mehr zu ermittelnden) Münzen — zwischen 1884 und 88 „in der Bremer Gegend aus der Weser gebaggert, eines der größten Stücke dieses Formenkreises und vielleicht dessen schönster Vertreter"; Schwantes glaubt in ihr eher den Schatzbehälter eines Römers als eines Germanen vermuten zu dürfen[6]).

Bei Rückverlegung des Weserufers um 65 m in Seehausen spendete der Bagger am 23. Oktober 1930[7]) eine — für Nordwestdeutschland in ihrer Art einzige — römische Schwertscheide aus der Zeit des Augustus oder Tiberius von 55,5 cm Länge und 8,3 cm Breite (Fockemuseum 30. 191; Abb. 8).

Es handelt sich also nur um Zufallsfunde, und irgend etwas Näheres, wie die Stücke in die Erde oder in den Fluß kamen, läßt sich (abgesehen von den zwei mit Knochenresten gefüllten „Totenurnen") nicht sagen; auch wird es sich schwerlich jemals beweisen lassen, ob Römer oder Chauken die letzten Besitzer dieser Dinge waren, ob sie zu dieser als Beute oder Handelsgegenstände ihren Weg an die Weser nahmen: Auf alle Fälle aber sind sie sichere Spuren des Römischen — sagen wir getrost — der Römer im Bremischen. —

Trotz ihrer Spärlichkeit aber will ich nun wagen, zwei Vermutungen römischer Siedlungen innerhalb unserer Bremischen Scheibe vorzutragen, von denen ich die eine für möglich und die andere für

[5]) E. Grohne in der *Germania*, Korrespondenzblatt der R.G.K., vom 1. IV. 1931, St. 73.

[6]) Schwantes, P.Z. XXI. Bd., 1930, St. 300.

[7]) Grohne Akg. 5 und meine Anzeige in Forschungen und Fortschritte vom 1. III. 1931, St. 94.

Digitized by Google

nahezu gesichert halte, ohne beide — dessen bin ich mir völlig klar — eindeutig beweisen oder angeborener Zweifelsucht gegenüber auch nur wahrscheinlich machen zu können.

Der kurze, schmale, mit zwei Häusern besetzte Gang von der Hafenstraße zum Stephanikirchhof hinauf heißt heute „Jippen", um 1900 sagte man „In der Jippen". 1844 schrieb Pastor Kohlmann: „Das Haus Stephanikirchhof Nr. 9 hatte in katholischen Zeiten den Namen Groß Egypten oder auch Egypten — woher? weiß ich nicht." In unsrem ältesten Lassungsbuche steht beim Jahre 1542 *„up sunte Steffenstadt in Egipten"*; danach war Ägypten also ein Teil der Stephansstadt, und es ist anzunehmen, daß man den Stephansberg — der sich auch heute noch sowohl vom Geeren wie von der Großen Straße aus fast schroff vor dem staunenden Wanderer erhebt — dereinst mit Ägypten bezeichnete; als der Name unverständlich wurde, bezogen spätere Zeiten ihn auf das Haus und schließlich ganz sinnlos auf den Gang.

Was kann nun Ägypten bedeutet haben? Goethe nennt die Zigeuner wiederholt Ägypter z. B. in Zeile 51 seines Gedichtes „Ilmenau". In Griechenland versteht man (nach Mitteilung von Direktor Dr. Schaal) unter *Gyptokastro* selbstredend keine Ägypter-, sondern Zigeunerburgen. Im Englischen heißen Zigeuner bekanntlich *gipsy* oder *gip* (aus *Egyptian* verkürzt), im Spanischen und Portugiesischen *Gitanos* — und zwar all dieses, weil sie selbst angaben, aus „Kleinägypten" zu stammen. Danach hätten hier auf unsrem Stephansberge dermaleinst Zigeuner gelagert, und die Bremer ihn deshalb nach ihnen benannt —, wie die Weiler bei Dötlingen und im Kreise Achim höchstwahrscheinlich aus solchem Anlaß ihren Namen erhalten haben werden.

Eine andre Möglichkeit wäre, daß man durch diese Bezeichnung ein von minderwertigem Volke bewohntes Gassengewirr hätte brandmarken wollen, wie in andren Städten von Tatarengängen, Kleinasien und Negerviertel gesprochen wird. Aber wir haben nicht den geringsten Anlaß für die Annahme, daß in der Stephansstadt ausgesucht der Berg mit seiner Kirche jemals von Gesindel und anrüchigen Leuten bewohnt worden sei.

Da bietet sich eine dritte Erklärungsmöglichkeit. Ägypten wird seit den Tagen der Kirchenväter nicht nur für Land der Heiden schlechthin gebraucht („nach Ägypten zurückkehren" ist gleich „ins

Digitized by Google

Heidentum zurückfallen"), sondern oft für die ehemaligen Wohnstätten der heidnischen Römer; so heißt nach Pfarrer Otto Prein (Aliso bei Oberaden und die Varusschlacht, St. 44 und 131) heute noch die Gegend b e i m Römerlager von Oberaden „Ägypten". Scheu und abergläubisch haben die erobernden Germanen lange Zeit — in Oberaden also bis zur Gegenwart! — nicht gewagt, sich auf den Stätten römischer Lager und Siedlungen häuslich niederzulassen; sie waren ihnen unheimliche und verrufene Gegenden; Ammian überliefert uns (um 390), daß sie verbrannte Römerstädte, als ob sie mit Netzen umgeben wären, vermieden. Mit Zigeunern kann aber unser Stephansberg schon darum nichts zu tun haben, weil sie vor 1417 in Deutschland nirgends nachweisbar sind; es ist völlig ausgeschlossen, daß man ihnen nach 1417 gestattet haben sollte, mitten in der Stephansstadt — die seit über 100 Jahre sachlich und rechtlich mit Bremen (der Altstadt) vereinigt war — ein Lager aufzuschlagen, und es erscheint fast noch undenkbarer, daß der Jahrhunderte eingebürgerte Name „Berg des Heiligen Stephanus" durch die Erinnerung an ein Zigeunerlager nach dem Jahre 1420 verdrängt worden wäre. — Daher erkläre ich mir unsren Namen Ägypten — wie bei Oberaden — als Bezeichnung für ein von den Römern einst genutztes Gelände.

Man hätte dann anzunehmen, daß entweder auf der späteren Domsdüne u n d dem Stephansberge oder — wenn die Römer den östlichen Hügel in oft bewährter Rücksicht auf die religiösen Empfindungen der Provinzialen, denn er war (höchstwahrscheinlich) dem Donar als dem Vorgänger des Heiligen Petrus geweiht, unberührt gelassen haben — nur auf dem westlichen, vielleicht steiler abfallenden und darum auch technisch geeigneteren ein römisches Lager stand; in beiden Fällen würde die bürgerliche Niederlassung — im zweiten ähnlich von ihm getrennt wie z. B. in Xanten die *colonia* vom *castra* — im Schnoorviertel bei der Weserfähre anzunehmen sein.

Wann im Mittelalter dieses verrufene Ägypten bebaut und besiedelt worden ist, wissen wir nicht; jedenfalls errichtete hier Erzbischof Adalbert um 1050 eine Propstei, und 200 Jahre später stand hier — wie schon das älteste erhaltene Adreßbuch von 1796 erstaunlich richtig vermerkt — „eine besondere Stadt[8]) außer Bremens Mauern"; vom Stephanikirchspiel schrieb Storck 1822: „In keinem hat sich so viel Eigentümliches erhalten. Sagen und alte Volkslieder sind hier zu Hause, auch die Sprache hat etwas Besonderes", —

Digitized by Google

Dinge, die ich aber unter keinen Umständen als Nachwirkungen römischen Einflusses aufgefaßt wissen möchte. Wenn der Nagel, an den ich meine Vermutung aufgehängt habe, vielleicht zu schwach ist, um sie zu tragen, so hoffe ich doch, daß er mit der Zeit genügend fest in der dicken Wand historischer Hypothesen verkeilt werden kann.

Mit gleichem, wenn nicht größerem Rechte als in der Mitte der Scheibe auf dem Rücken der Bremer Düne darf man an ihrem Nordrande auf der hohen Geest zwischen Rekum und Ritterhude und besonders auf dem Gelände von Burg Spuren römischer Anwesenheit vermuten.

Die Ortschaft Burg — um 1900 hatte sie rund 300 Einwohner, seit 1921 ist sie in Bremen eingemeindet — war bis zum Jahre 1350 eine offene, völlig bedeutungslose Siedlung mit ergiebigem Fischteiche, — denn die Straße von Bremen auf die hohe Geest westlich nach Lesum und östlich nach Ritterhude führte keineswegs durch diesen Ort[9]). Burg war fast eine Insel, entweder auf natürliche Weise infolge Durchbrechens des ursprünglich ununterbrochen sich bis an die Lesum erstreckenden Dünenzuges entstanden oder eine künstliche „den nahen Dünen entnommene Anschüttung"[10]).

Beides ist möglich. Denn die Weser floß ursprünglich (man wüßte gern von den Geologen, bis wann) mit einem Arm, wenn nicht im Hauptlaufe, am Westrande der Dünen von Gröpelingen und Grambke entlang in Richtung auf den Ort Lesum, und hier — nicht wie heute 6 km westlich — mündete der Fluß Lesum von Osten in sie hinein. Der Name des Ortes Lesum hieß noch 1062 Liestmunde, d. i. Mündung der Leeste, weil diese ihm gegenüber hier in die Weser mündete, und zwar (ein Blick auf die Karte scheint es noch heute anzeigen zu wollen) gerade bei Burg, dem südlichsten Punkte der Lesum. Durch Wasserstauungen und Überschwemmungen müssen also hier einst große Verschiebungen in den Flußläufen stattgefunden haben, die sehr wohl mit einschneidenden Veränderungen des Grambker Dünenzuges verbunden gewesen sein können.

Andrerseits aber ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß ausgesucht diese kleine Düne unmittelbar am wild sich gebärdenden

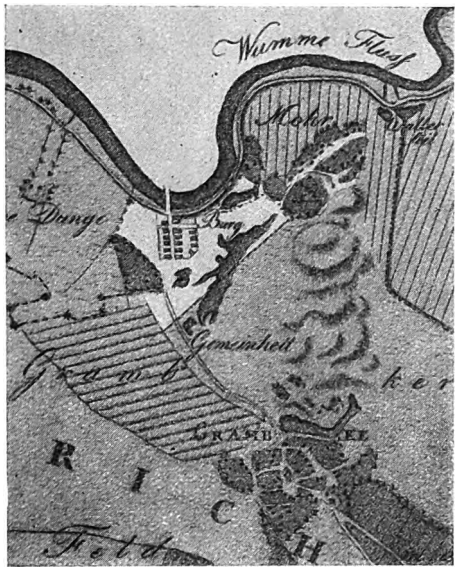
[8]) Vgl. A. Lonke, Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der freien Hansestadt Bremen. Heft 6, St. 93, Akg. 2.

[9]) Vgl. meine Beweisführung im Br. Jb., 30. Bd., 1926, St. 445—449.

[10]) Dr. J. Focke, „Das alte Bremen", 1922, St. 5[1].

Digitized by Google

Strome (das Gelände des heutigen Burg) durch diese Sturmfluten gar nicht berührt worden sein sollte; auch zeigt die vortreffliche „Karte 1" von Heineken aus dem Jahre 1798 ganz deutlich, daß der Haupt-



Karte 1

dünenzug vom Grambker See aus nordwärts verlief quer durch die Gemarkung von Grambkermoor, wo noch heute (trotz der erheblichen Abtragungen zu Zwecken der Bahndammbauten) seine Reste besonders im „Berge Sinai" sich weitschauend erheben. Daher scheint auch mir — mit Dr. J. Focke — die spätere künstliche Aufschüttung des Geländes von Burg das wahrscheinlichste zu sein — zumal niemand, der die gewaltige Wurt von Otterndorf in der Hadeler Marsch zu bestaunen Gelegenheit hatte, die technische Ausführbarkeit der Herstellung solcher Aufschüttungen im mindesten bezweifeln wird. Immerhin kann dieses Entweder—Oder nur durch genaueste Bodenuntersuchungen an Ort und Stelle entschieden werden. Für unsre Darlegung ist das Wesentliche der inselartige Charakter von Burg bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts und das dadurch bedingte Fehlen einer Landstraße vom Nordende Grambkes bis an die Lesum, durch

Digitized by Google

die übrigens hier — so weit wir wissen — auch niemals eine Furt führte.

Seitdem hat sich nun aber mit Burg ein grundsätzlicher Wandel vollzogen, und der Ort tritt um 1350 sozusagen in das helle Licht der Geschichte. Seit 1348 herrschte Streit und Fehde zwischen den Grafen Moritz von Oldenburg und Gotfried von Arensberg um den erzbischöflichen Stuhl des Heiligen Ansgar (worüber bei Bippen, „Geschichte der Stadt Bremen", Bd. I, St. 193 fgd. das Nähere nachzulesen ist): „Moritz lag in Ritterhude und beherrschte von da die wichtigste Straße, die von Bremen ins Stift führte" — in Ritterhude und nicht in Burg, weil dort damals eben weder eine Straße, noch eine Burg vorhanden war. Um nun aber den bösen Moritz aus dem festen Ritterhude zu vertreiben, beschlossen jetzt Rat, Gotfried und Domkapitel, in Burg *ene nye borch* zu erbauen und mit einer Brücke über den Graben zu versehen. Erst 37 Jahre später schlug man hier unter Aufhebung der alten Fähre die erste Brücke[11]) über den Lesumfluß und fügte 1388 den (noch heute äußerst gangbaren) Steindamm in Richtung auf Marßel hinzu.

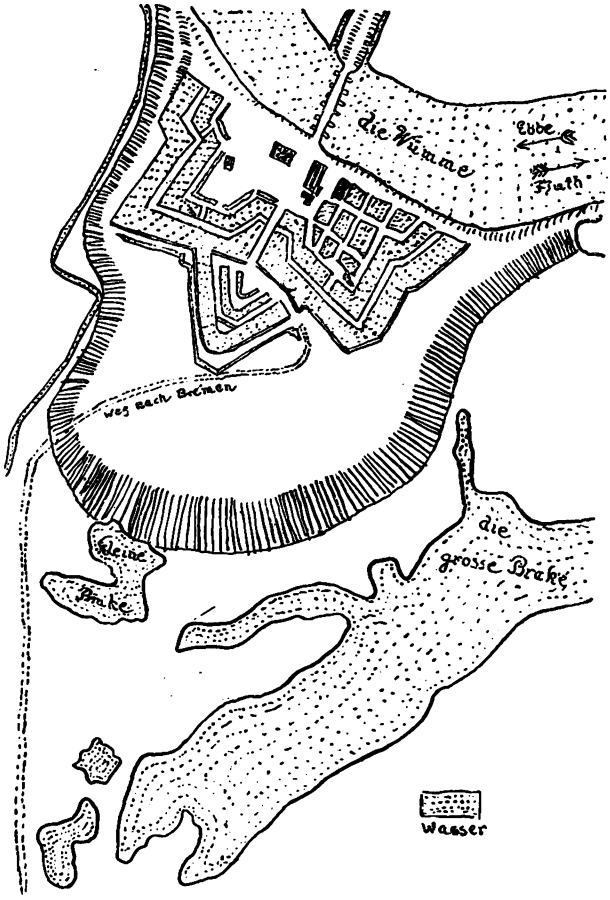
Ohne Frage wird man damals auch die südliche Verbindung mit Grambke für den Landverkehr — der jetzt erst statt durchs Blockland über Kapelle seinen Weg über Burg zu nehmen begann — erheblich verbessert haben. Wie ungenügend aber diese Zuwegung bis zur Anlage des hohen Straßendammes in den Jahren 1821—22 noch geblieben sein muß, entnehmen wir sowohl aus unserer „Karte 2" von 1784[12]) wie aus den „Vorschlägen vom 22. September 1770 der Hannoverschen Regierung an den Rat (Bremer Staatsarchiv ad Q I b 2), wie die Passage zwischen Burg und Grambke am besten und ohne beträchtlichen Kostenaufwand in Sicherheit zu setzen sei, da durch die zwischen Burg und Grambke befindlichen Braaken bisher viele Unglücksfälle veranlaßt worden seien"; ähnlich schreibt Buchenau (ebd. St. 358 und 4. Aflg. St. 237/238): „Die Niederung zwischen Grambke und Burg war im Winter, selbst bei gewöhnlichen Wasserständen, namentlich aber nach Deichbrüchen, dermaßen mit Wasser gefüllt, daß der ganze Verkehr durch Schiffe vermittelt werden mußte." —

[11]) Bippens Angabe ebd. St. 199 ist irrig; vgl. Bremer Courir vom 10. April 1892, und danach Buchenau (1900, Die freie Hansestadt Bremen; 3. Aufl. St. 352 und 1934 ebd. 4. Aufl. St. 240).

[12]) Original im Besitz von G. Meier, Burger Heerstraße 15.

Digitized by Google

Burg und Umgebung waren also bis 1822 für den Landverkehr, trotz Brücke und Steindamm, noch immer ungünstig, und zu Hochwasserzeiten war das Schiff als Verkehrsmittel ebenso wenig entbehrlich wie während des ganzen Jahres die Jahrhunderte zuvor. —



Karte 2

Aber weit bemerkenswerter als die — in der halbinsularen Lage von Burg begründete — Mangelhaftigkeit des Landweges südwärts ist die geradezu unverständliche Tatsache der Erbauung einer Burg im Jahre 1350 durch die Bremer und ihre Genossen auf dem linken Ufer der Lesum. Die Burger Befestigungen sind stets auf allen Karten,

Digitized by Google

die wir besitzen, nach Norden vollkommen offen und ungeschützt — und haben daher ihre Front nach Süden: Sie gaben daher wohl Schutz und Deckung einem auf dem r e c h t e n Ufer der Lesum lagernden oder nach Norden abziehenden Feinde, aber nicht der Stadt Bremen, die zu ihrer Sicherheit die Werke doch nach den elementarsten Regeln der Befestigungskunst (v o r die spätere Brücke) aufs rechte Ufer hätte legen müssen; sie hat die oft zerstörten Schanzen eigensinnig immer wieder auf dem linken Ufer mit der Front nach Süden gegen sich selbst zu erneuern für ratsam befunden. Da sie das tat, ist ohne weiteres verständlich, wie schwer diese nach Norden sturmfreie Burg gegen einen von dort angreifenden Feind zu verteidigen und zu halten gewesen ist.

Wie soll man sich nun dieses Unerklärbare einleuchtend erklären? Waren vielleicht, als man hier die „neue" Burg erbaute, Reste alter Schanzen vorhanden, die man 1350 bei der gegen Moritz gebotenen Eile mitbenutzte? — Man hat in der Tat das Vorhandensein einer mittelalterlichen Burg, die hier bereits seit Jahrhunderten gestanden habe, als durch die Urkunden erwiesen angenommen — aber zu Unrecht!

Zwar verkaufen im Jahre 1277 (Bremer UB. I, 378) Martin und Luder von Hude zwei Häuser in Marßel *cum quadam piscaria in villa borch locata* (mit einem gewissen in der Villa Burg gelegenen Fischteich) ans Kloster *Lyliendale*, und 1281 veräußert Jakob de Urbe alle seine Güter *in villa Borch sita* und *in villa Grambeke et More* (Br. UB. II 578). Aber, wenn Burg damals schon eine richtige Burg besessen hätte, würde es nach dem Sprachgebrauch der Zeit unbedingt als *castrum* und auf keinen Fall — wie Grambke und Grambkermoor mit Recht — als *villa* bezeichnet sein; dieses Wort bedeutet (ähnlich wie heute) im klassischen Latein ein Landhaus, im mittelalterlichen indessen eine offene Siedlung — wozu ja der Fischteich sachlich und landschaftlich auch vortrefflichst paßt. Die 1281 zuerst erwähnte Kirche braucht übrigens nicht zu beweisen, daß Burg „damals schon nicht unbedeutend gewesen sein muß", denn Kirchen wurden häufig z w i s c h e n zwei Ortschaften (wie zwischen Mittels- und Niederbüren die Moorlosen) oder in der völligen Einsamkeit (wie St. Jürgen *in terra graminum*) erbaut.

Immerhin führte diese offene, kleine Siedlung schon bei ihrer ersten Erwähnung 1277 den Namen *borch.* — Warum?

Digitized by Google

Von den mancherlei Bedeutungen dieses Wortes kommen hier zwei in Betracht. „Es wurde schon in der römischen Zeit dem germanischen Sprachschatz entnommen und verwendet zur Bezeichnung der kleinen Befestigungsanlagen, der *burgi*, an der Donau- und Rheingrenze[13])"; sie waren nach den erhaltenen Resten an Iller und Neckar quadratische Türme von etwa 10—30 m Seitenlänge[14]). Daß die Chauken selbst einen solchen Turm — aus Findlingen oder Balken — hier errichtet haben sollten, ist schon darum ausgeschlossen, weil ja eine Straße, die zu schützen gewesen wäre, nicht vorhanden war und daher jeder Anlaß für sie fehlte, hier eine mühselige künstliche Aufschüttung zu schaffen — um so mehr aber für die römischen Siedler der benachbarten Geest!

Denn, da die Römer zweifellos im Mündungsgebiet der Weser Stapelplätze ihres Handels gehabt haben müssen, so kann dafür nur die hohe Geest zwischen Ritterhude und Rekum mit ihrem 50 km nach Nordosten sich erstreckenden, vor Überschwemmungen stets geschützten Hinterlande in Betracht kommen; überzeugend lehrt unsre Karte, daß hier — die Höhen bei Cuxhaven sind Elbgebiet — zuerst hoher, trockner Siedlungsboden an den Fluß herantritt; das uneingedeichte, an Wasserläufen überreiche Marschland westlich zwischen der Weser und dem Geestrücken war gleich ungeeignet für römische Landhäuser und Siedelungen wie für Anlegeplätze der Seeschiffe. Wenn auch außer der *Terra sigillata* (vgl. St. 10) bisher keine römischen Funde vom Südrande der Geest bekanntgeworden sind, so dürfen wir doch allein schon in dieser Schale den Beweis eines römischen Friedhofes der dortigen Römersiedlung erblicken. Auch das *praedium* (= Landgut), das in Lesum bei uns im Norden die Schwäbin Gisela, Kaiser Konrads II. Gemahlin, besaß und an Agnes von Poitou, Kaiser Heinrichs IV. unmütterliche Mutter vererbte, möchte ich über einen karolingischen Königshof (eine *curtis*) auf ein großes römisches Besitztum zurückführen — ohne es leider zur Stunde noch im mindesten beweisen zu können.

Für diese römischen Händler und Kolonisten war Burg der — durch Aufschüttung erweiterte oder überhaupt erst geschaffene — Anlegeplatz, und vielleicht sogar der Brückenkopf; denn im Brückenbau sind sie stets Meister gewesen, und es ist sehr bezeichnend, daß

[13]) Eberl, „Die bayerischen Ortsnamen" (München 1925), St. 71.
[14]) Vgl. *Germania Romana*, Tafel VI, 6 und XXVII, 1.

Digitized by Google

der höchste Geistliche Roms (bis zum heutigen Tage) den Titel *pontifex maximus* führte: Hierhin zu lebhaftem Tauschhandel fuhren die Kähne der Chauken und die Seeschiffe der Römer. — Daß diese zum Schutze des Platzes — und seiner Brücke — in ihm einen *burgus* = Wachtturm errichteten, scheint mir unwahrscheinlich, denn die Niederung war (und ist) für Fernsicht ebenso ungeeignet wie die hohe Geest günstig; sie werden sich mit Wall und Graben und einem Unterkunftsraum für die kleine Besatzung begnügt haben: Diese Befestigungen hatten selbstverständlich ihre Front nach Süden.

Nach dem Abzuge der Römer blieben sie — wie überall (vgl. St. 13) — zunächst unbenutzt liegen und wurden mit abergläubischer Scheu gemieden; die allmählichem Verfalle entgegengehende nannte man — und das ist die zweite Bedeutung — Burg. So heißt das Gelände des großen Römerlagers von Oberaden auf Flurkarten und im Volksmunde; „Burg — sagt Pfarrer Prein in seinem oben angeführten Werke — ist ein Deckname, der sich nur auf Grund historischer Erinnerungen bilden konnte; er konnte nur aufkommen für ein Gelände, das sich noch mit deutlicher Umgrenzung in Gestalt von Wall und Graben als Fremdkörper darstellte; aus dem Namen Burg ist schon die geschichtliche Bedeutung der Örtlichkeit zu erschließen" — sowohl an der Lippe wie an der Lesum.

Wann unsre Burg nach Jahrhunderten wieder besiedelt und zur *villa* wurde, wissen wir nicht; ebensowenig, ob man 1350 die etwa — wie heute noch in Oberaden — verhandenen Reste der römischen Wälle und Gräben für die Anlage der *nyen borch* mit benutzte. Entscheidend ist, daß man für die neue Burg das Gelände am linken Lesumufer wählte und unter dem Zwange der zur Eile treibenden Kriegslage eine Aufschüttung auf dem rechten Ufer unterließ, — ein Fehler, den dann auch spätere Geschlechter niemals zu verbessern sich aufgerafft haben, und ein sehr grober Fehler, denn eine Befestigung unmittelbar am Südufer k o n n t e ihre Front nicht nach Norden haben, wie sie der Rheinbrückenkopf Deutz auch nicht nach Westen gegen Köln und Castell nicht nach Süden gegen Mainz hat. — So und nur so enthüllt sich nach meiner Meinung das zunächst Unerklärbare: Die einst sinnvolle römische Anlage wirkte nach dem Gesetz geistiger Trägheit durch die Jahrhunderte fort — unter gänzlich veränderten Verhältnissen.

* * *

Digitized by Google

Jedoch wesentlicher als mein begreiflicher Wunsch, den Leser von der Wahrscheinlichkeit oder gar Richtigkeit meiner Darlegungen überzeugt zu haben, ist die Hoffnung, durch sie für alle Fragen des Römischen im Bremischen die vorhandene Anteilnahme zu stärken und die fehlende zu wecken. Es gilt in Sammlungen, privaten und öffentlichen, nach sicher beglaubigten Fundstücken römischer Herkunft aus unsrer Gegend zu suchen; vor allem aber seien die Bewohner unsrer, des „Römischen verdächtigen" Gegenden gebeten und gemahnt, beim Pflügen des Ackers und Pflanzen im Garten, beim Ziehen von Gräben und Ausheben von Baugruben auf römische Funde in Ton und Metall, Holz und Stein mit Luchsaugen zu achten und sie mit der Gier des Tigers zu ergreifen. Daß der seit über tausend Jahren umgewühlte Boden der Stadt Bremen uns noch solche Schätze spenden oder gar Profile römischer Gräben offenbaren wird, ist zwar mehr als unwahrscheinlich, aber auch hier wollen wir, ermutigt durch den Stilus der Böttcherstraße, es optimistisch mit Goethe halten:

Wir hoffen immer, und in allen Dingen
Ist besser hoffen als verzweifeln!

Digitized by Google

Digitized by Google

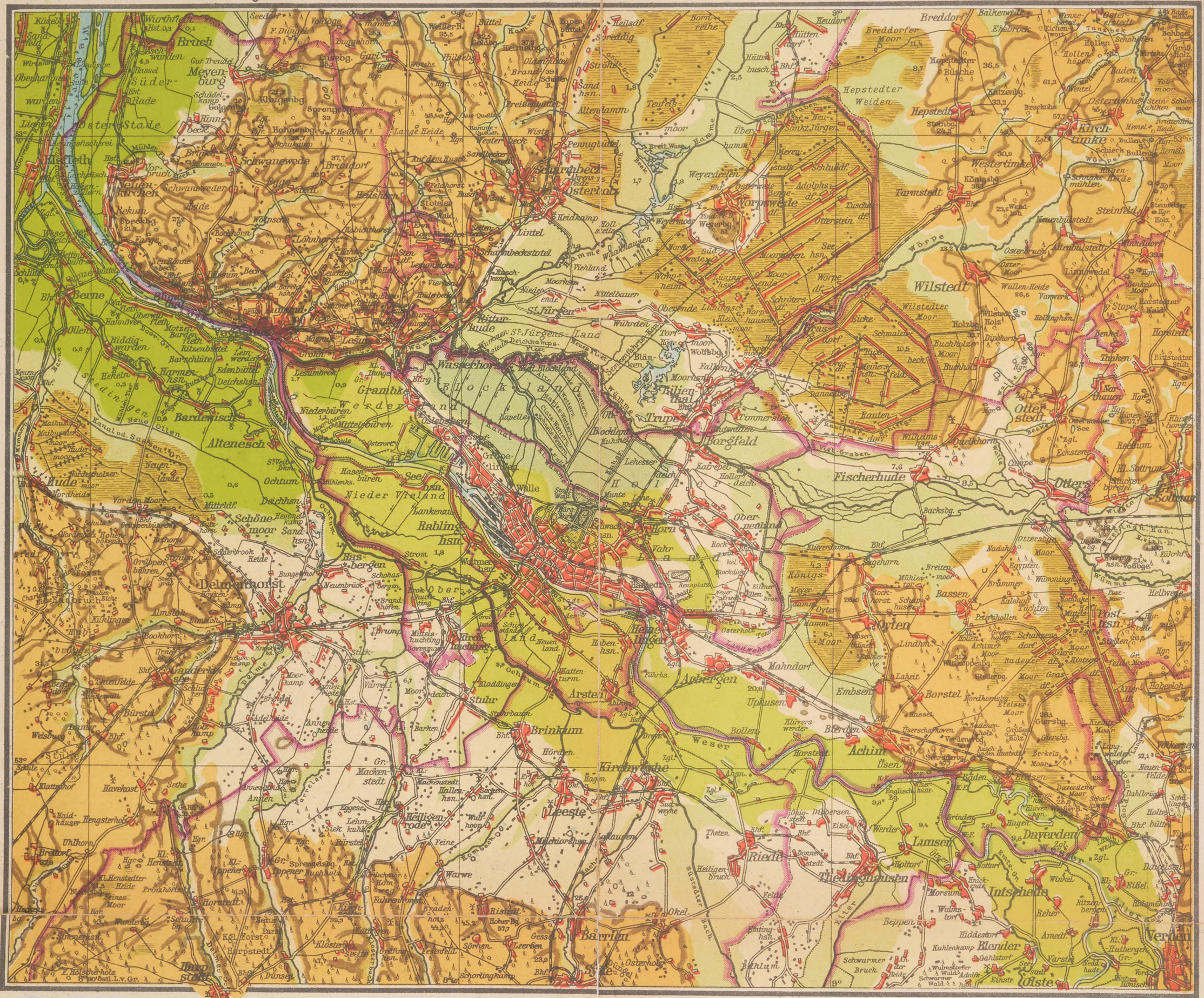
Digitized by Google

Digitized by Google

Entworfen und bearbeitet von Herm. Burgdorff.

Heimatkarte von Bremen.

Verlag von Gustav Winter's Buchhandlung Franz Quelle, Bremen.



Bhf.=Bahnhof, Hst.=Haltestelle, Eisenbahn, Chaussee, Landstraße, Fußweg, Deich, Düne, alter Hauswurf, Hgr.=Hünengrab, Zgl.=Ziegelei, Wassermühle, Entwässerungsmühle, Windmühle, F.=Försterei, Lgr.=Lehmgrube, Sgr.=Sandgrube.

Maßstab 1:200 000

0 1000 2000 4000 6000 8000 Meter

Zeichnung, Lith. u. Druck v. George Westermanns Geogr. Anstalt, Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

INDEXED

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Bremische Weihnachtsblätter
Herausgegeben von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins zu Bremen
Heft 5

Goethes Beziehungen zu bremischen Zeitgenossen

Von

Hermann Tardel

Weihnachten 1935

Digitized by Google

Digitized by Google

Goethes Beziehungen zu bremischen Zeitgenossen

Von

Hermann Tardel

1935

Arthur Geist
(vorm. G. Winters Buchhandlung Fr. Quelle Nachf.)

Digitized by Google

Digitized by Google

I*).

Goethe schrieb als Sechziger in „Dichtung und Wahrheit" (2. T. Buch VIII, gedruckt 1812) in Hinblick auf die letzte Zeit seines Leipziger Studienaufenhalts und seine schwere Lungen-Erkrankung: „Außer diesem werten Freunde (dem späteren Leipziger Bürgermeister Christ. Gottfr. Herrmann) nahm sich Gröning von Bremen besonders meiner an. Ich hatte erst kurz vorher (vor dem Blutsturz) seine Bekanntschaft gemacht, und sein Wohlwollen gegen mich ward ich erst bei dem Unfall gewahr; ich fühlte den Wert dieser Gunst um so lebhafter, als niemand leicht eine nähere Verbindung mit Leidenden sucht. Er sparte nichts, um mich zu ergötzen, mich aus dem Nachsinnen über meinen Zustand herauszuziehen und mir Genesung und gesunde Tätigkeit in der nächsten Zeit vorzuzeigen und zu versprechen. Wie oft habe ich mich gefreut, in dem Fortgange des Lebens zu hören, wie sich dieser vorzügliche Mann in den wichtigsten Geschäften seiner Vaterstadt nützlich und heilbringend erwiesen."

In den Briefen, die der genesende junge Goethe bald nach seiner Rückkehr nach Frankfurt a. M. an seine Leipziger Freunde schrieb, wird der Name Gröning viermal genannt. Es ist der spätere bremische Bürgermeister Georg von Gröning[1]). Am 8. September 1768 schrieb Goethe an Ernst Theodor Langer, den Hofmeister des jungen Grafen Lindenau und späteren Bibliothekar in Wolffenbüttel, der in den letzten Leipziger Monaten auf Goethe einen nachhaltigen religiösen Einfluß übte: „Sagen Sie Gröningen, daß ich ihn liebe, und daß *per occasion* ein Brief anlangen werde." In einem späteren Schreiben an Langer vom 24. November desselben Jahres heißt es: „Da ist ein Brief an Gröningen, Sie werden wohl nicht auszugehen brauchen, um ihn zu übergeben[2])." Bisher sind Briefe an Gröning nicht bekannt

*) Die folgenden Abschnitte sind Stücke einer größeren Arbeit über „Goethe und Bremen".

[1]) Vgl. über ihn von Bippen in der Allg. Dtsch. Biographie Bd. 9 S. 717 fg. und Bremische Biographie des 19. Jahrh. (1912) S. 196.

[2]) Goethes Briefe an E. Th. Langer, hg. von Paul Zimmermann, Wolfenbüttel 1922 (S. A. aus dem „Braunschweigischen Jahrbuch" 1922) S. 8 und 12.

D. S. Staatsarch. Bremen 7 Feb. 1936 n

Digitized by Google

geworden. Auch in gleichzeitigen Briefen Goethes an den Direktor der Leipziger Kunstakademie, den Maler und Bildhauer Adam Friedrich Oeser, bei dem er Unterricht im Zeichnen genommen hatte, wird Gröning erwähnt. Am 13. September 1768 schreibt Goethe an Oeser, daß er „seinem Successor Herrn Grönig den schnellsten Fortgang in der Kunst wünsche", und am 24. November schickt er Oeser eine Empfehlung an die Leipziger Freunde, als deren letzter Gröning genannt wird[3]). Gröning soll auch zur Schönkopfschen Tafelrunde gehört haben[4]), doch findet sich unter den jetzt im Goethe-Nationalmuseum aufbewahrten 16 Silhouetten der Mitglieder dieser Tischgesellschaft diejenige Grönings nicht.

Diese spärlichen Nachrichten über Goethe und Gröning können durch die größtenteils ungedruckte Biographie Grönings etwas ergänzt werden, die Carl Hermann Gildemeister (der Biograph und Herausgeber Joh. Georg Hamanns und Gottfried Menkens) mit Benutzung des Familienarchivs und amtlicher Quellen bis zum Jahre 1808 handschriftlich vollendete[5]). Der junge, als Sohn eines bremischen Senators 1745 geborene Gröning bereitete sich anfangs in London auf den Kaufmannsberuf vor, wandte sich aber bald dem Studium der Rechte in Leipzig zu, wo wir ihn Ende Februar 1768 als älteren Studenten antreffen. Da Goethe am 28. August Leipzig verließ, beschränkte sich die Bekanntschaft, falls sie bald erfolgte, auf höchstens sechs Monate. Gröning „soll" bei Gellert gewohnt haben, den er sehr verehrte. Er hatte auch eine ländliche Wohnung vor dem Tore, die er Goethe in dessen Krankheit ganz überließ. „Wie mancher", sagt Gildemeister, „dürfte ihn jetzt darum beneiden, einem solchen Manne diese Wohltat erwiesen zu haben!" Nachdem Gröning 1781 in den bremischen Senat gewählt war, kam er, mit schwierigen diplomatischen Sendungen beauftragt, viel im In- und Ausland umher und stattete am 18. Januar 1806 seiner ersten Alma mater einen allerdings nur

---

[3]) Der junge Goethe, hg. von M. Morris. Insel-Verlag (1909) Bd. I S. 298, 313.

[4]) Julius Vogel, Goethes Leipziger Studentenjahre, 3. Aufl. Leipzig 1909. S. 89.

[5]) Bürgermeister Dr. Georg Gröning. Das Bildnis eines ächten republikanischen Patrioten und Staatsmannes. Von Dr. jur. C. H. Gildemeister. Handschrift 864 S. Folio (Bremer Staatsbibliothek. Signatur: Brem. a. 826). Vorwort vom April 1871. S. 24—26 und S. 672. — Über C. H. Gildemeister vgl. Bremische Biographie S. 170.

Digitized by Google

flüchtigen Besuch ab. Er schreibt darüber seiner Gattin: „Gestern Abend ging ich noch ins Schauspiel, das ich vor 38 Jahren, wie Koch und Consorten hier spielten, so gern besuchte. Ich fand alles so wieder, als ich es damals verlassen hatte, und wohl noch um vieles verschönert, aber es machte mir doch längst nicht die Freude, die ich damals daran hatte. Großenteils kommt dies auch wohl daher, daß ich damals viele und sehr angenehme Bekanntschaft hier hatte, gestern aber isoliert dastand." Er erwähnt dann die Absicht, seine Lieblingsplätze zu besuchen und namentlich den „großbosischen Garten", wo er einen Sommer wohnte und Goethe sein Gast war. Die erwähnte Komödiantentruppe von Heinr. Gottfried Koch, die in den Jahren 1763—68 während der Messen in Leipzig Vorstellungen gab und einen künstlerischen Aufstieg der deutschen Bühne vorbereitete, wird von Goethe in einer kleinen, für Dichtung und Wahrheit bestimmten Skizze charakterisiert. Zu den in der Selbstbiographie genannten Leipziger Privatgärten und Ausflugsorten — Apels Garten, die Kuchengärten, das Rosental, Gohlis, Raschwitz und Connewitz — dürfen wir jetzt auch den Großbosischen Garten[6]) stellen, wo für den Erkrankten jedenfalls besser gesorgt war als im unruhigen Stadtinnern in der „Feuerkugel".

C. H. Gildemeister teilt die inzwischen mehrfach gedruckten Verse[7]) mit, die Goethe beim Abschied in Grönings Stammbuch schrieb:

Was unterm Monde liegt ist eitel!
Sprach Salomo, und Phanias;
Und Goethe spricht heut' Abend eben das.

Leipzig am Abende vor dem 28. August dem Tage seiner Abreise. 1768.

---

[6]) Herr Archiv- und Stadtbibliotheksdirektor Dr. Joh. Hofmann hatte die Freundlichkeit mir die folgende Auskunft über die Lage des Gartens mitzuteilen. Der Großbosische Garten befand isch auf dem Gelände, das heute von den Häuservierteln zwischen Königstraße, Talstraße, hinterer Grundstücksgrenze der Häuser an der Nordseite der Seeburgstraße und an der Ostseite des Roßplatzes eingenommen wird. Die allmähliche Parzellierung und Bebauung erfolgte von den 40er bis 70erJahren des 19. Jahrhunderts. Eine Beschreibung des Gartens, wie er zur Goethe-Zeit ausgesehen hat, findet sich in dem Buche: „Beschreibung der Stadt Leipzig" (der Name des Verfassers, J. G. Schulz, ergibt sich aus dem Vorwort), Leipzig 1784, S. 432—436.

[7]) Bei J. Zeitler, Goethe-Handbuch Bd. II (1917) S. 97 (gez. Grn.). Faksimiliert in: Unbekannte Stammbuchverse Goethes. Zum Jahresessen des

Digitized by Google

Die melancholische Stimmung dieser als reine Gelegenheitspoesie zu bewertenden Albumverse hängt nicht bloß mit der physischen Erkrankung des Dichters zusammen, sondern auch mit der schmerzlichen Trennung von seiner Jugendgeliebten Käthchen Schönkopf. Er hatte an jenem Abend nicht einmal Abschied von ihr genommen. „In der Nachbarschaft war ich", so schreibt er am 1. Oktober von Frankfurt aus[8]), „ich war schon unten an der Türe, ich sah die Laterne brennen, und ging biß an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht hinaufzusteigen. Zum letztenmal, wie wäre ich wieder heruntergekommen."

Daß inhaltlich der Anfang der Verse auf die bekannte Stelle im Prediger Salomo (1, 2; vgl. 12, 8): Es ist alles ganz eitel *(Vanitas vanitatum, et omnia vanitas)* anspielt, ist ohne weiteres klar. Doch wer ist Phanias? Mit Hofmann-Witkowski an den Aristoteliker Phanias aus Eresos, von dem nur Bruchstücke erhalten sind[9]), zu denken, ist recht weit hergeholt. Auch der Stoiker Phainias[10]) kommt nicht in Betracht. Es ist vielmehr Wielands „Musarion" Buch I, v. 36 fg. heranzuziehen, da hier schon der griechische Phanias mit dem jüdischen Salomo verkoppelt ist:

> Nein, Phanias spricht jetzt der Torheit Hohn
> Und ruft, seitdem aus seinem hohlen Beutel
> Die letzte Drachme flog, wie König Salomon:
> „Was unterm Monde liegt, ist eitel!"

Wielands Epyllion erschien in Leipzig im August 1768 bei Weidmanns Erben und Reich, gerade vor Goethes Abreise. Nach einem späteren Briefe Fritz Jacobis an Wieland[11]) hätte sich Goethe damals zu Johanna Fahlmer (einer Freundin seiner Schwester Cornelia), äußerst anerkennend und beeindruckt über Wielands Dichtung ausgesprochen: „Seine Musarion, ein Werk, wovon ich jedes Blatt auswendig lernte,

---

Leipziger Bibliophilen-Abends 22. November 1924 gewidmet von J. H(ofmann) und G. W(itkowski). Leipzig (Ernst Hedrich Nachf.). Ferner in: Ein Stammbuch aus vier Jahrhunderten. Hg. von Johannes Hofmann, Leipzig, J. J. Weber, 1926 Nr. 57 und S. 44, verkleinert auch in dem Verlagskatalog von J. J. Weber (1934).

[8]) Goethes Briefe an Leipziger Freunde, hg. von O. Jahn, 1849 S. 68.

[9]) Vgl. Eduard Zeller, Philosophie der Griechen, 4. Aufl. Bd. II² S. 894.

[10]) Überweg-Prächter, Grundriß der Geschichte der Philosophie, 12. Aufl. (1926) Bd. I S. 483.

[11]) Goethe-Jahrbuch Bd. II (1881) S. 381. Vom 8. Mai 1774.

Digitized by Google

das allervortrefflichste Ganze, das je erschienen ist." Dazu stimmt, was in Dichtung und Wahrheit (7. Buch) gesagt wird: „Musarion wirkte am meisten auf mich, und ich kann mich noch des Ortes und der Stelle erinnern, wo ich den ersten Aushängebogen zu Gesicht bekam, welchen mir Oeser mitteilte." Die Stammbuchsentenz ist also eine direkte Reminiszenz aus Wieland, wie denn der junge Goethe ein großer Entlehner und Aneigner war, selbst im Urfaust[12]). Auch Wieland dachte bei dem Namen Phanias nicht an den Philosophen, sondern entnahm ihn, wie Asmus[13]) gezeigt hat, den Hetärengesprächen Lukians (ebenso den Namen Musarion).

Gröning hat trotz seiner vielen Reisen niemals Goethe in Weimar besucht, in seinen besten Jahren wohl wegen zu großer Inanspruchnahme durch die diplomatischen Geschäfte, in späteren durch Kränklichkeit verhindert. Einmal aber hat er auf der Rückkehr aus Rastatt (1799) anscheinend zufällig Goethes Mutter in Frankfurt a. M. in einer Gesellschaft kennengelernt, worüber diese am 10. Mai ihrem Sohn schreibt: „Gestern speißte bey Frau Elise (von Bethmann) und trafe dem Bremischen Gesandten da an — der mit dir in Leipsig studirt hat — der Mann hatte eine Seelenfreude mich als deine Mutter kennen zu lernen — seinen Nahmen habe ich vergeßen, vielleicht höre ich ihn noch einmahl — dann solt du ihn wißen — Er kam von Rastadt[14])."

Nach der Angabe in Dichtung und Wahrheit hat Goethe oft Gelegenheit gehabt, von Grönings beruflicher Tätigkeit im Dienste Bremens Kunde zu erhalten, wohl durch allgemeine diplomatische Nachrichten und Berichte. Im übrigen könnte der bremische Dichter-Arzt Nikolaus Meyer, der als Sohn eines Senators unterrichtet und eingeweiht war, den Vermittler gemacht haben, doch findet sich in seinem Briefwechsel nichts darüber. Nach C. H. Gildemeisters Mitteilung hat Goethe namentlich bei dem Besuche eines im Auslande etablierten Enkels von Gröning seiner mit Liebe und Hochachtung gedacht. Dies kann nur Daniel Meinertzhagen (1801—69), der fünfte dieses Namens, gewesen sein, dessen Mutter, Betty von Gröning, eine

[12]) Vgl. Herm. Schneider, Studien zum Faustvers, in: Lore Gminder, Der einsilbige Takt in der nhd. Dichtung. Stuttgart 1929 (Tübinger Diss.) S. 115.

[13]) Euphorion Bd. V (1898) S. 286 und 287 Anm. Abgesehen von der Wendung Phanias-Timon in der angegebenen Stelle in D. u. W. (nach Musarion I v. 8) verwendet Goethe Phanias noch einmal in dem Maskenzuge vom 18. Dez. 1818, um Wielands Lebensphilosophie sinnbildlich darzustellen.

[14]) Briefe der Frau Rath Goethe, hg. von Alb. Köster 1904 Bd. II S. 58.

Digitized by Google

Tochter des Bürgermeisters war. Nach dem Zusammenbruch des Hauses Meinertzhagen in Bremen ging er 1826 nach London, wo es ihm gelang, in dem Weltbankhaus Frederick Huth aufgenommen und später Teilhaber der Firma zu werden[15]). Es ist anzunehmen, daß Goethe von den diplomatischen Sendungen Grönings, die ihn mit vielen hervorragenden Männern der Zeit in enge Berührung brachten, von seiner Teilnahme am Rastatter Friedenskongreß und seinen wiederholten Reisen nach Paris unterrichtet war. Alle diese Verhandlungen dienten dem einen Zweck, die Unabhängigkeit und Neutralität Bremens und die Freiheit des Seehandels in den Wirren der Zeit zu sichern.

II.

In einem Gespräch mit dem Kanzler Friedrich von Müller am 15. Dezember 1823 gedenkt der alte Goethe der anmutigen Erscheinung der „Dlle Kotzebue (Madame Gildemeister)" aus dem Anfang seiner Weimarer Zeit. Welche Bewandtnis hatte es damit?

Amalie Kotzebue, geboren am 1. Oktober 1759 als Tochter des weimarischen Legationsrates Carl Christan Kotzebue[1]) und seiner Gattin Anna Christine Krüger, führte diesen Vornamen, weil die Herzoginmutter Anna Amalie die Patenstelle übernommen hatte. Sie wuchs mit zwei Brüdern in dem sogen. Gelben Schloß in Weimar auf. An Stelle des früh verstorbenen Vaters stand der Mutter der zuerst als Pagenhofmeister, dann als Gymnasialprofessor in Weimar wirkende Dichter Musäus, dessen Gattin ihre Schwester war, treulich zur Seite. Ein jüngerer Bruder Amalies war der später in Rußland geadelte Lustspieldichter August von Kotzebue. Durch die Stellung des Vaters gehörten Mutter und Tochter zur Hofgesellschaft, durch den Onkel und später durch August hatten sie engste Fühlung mit der Literatur und dem Theater. Bruder und Schwester entwickelten sich durch die verschiedene Umwelt, in die das Leben sie stellte, zu ganz entgegengesetzten Charakteren. Während Amalie sich zu einer gefestigten

[15]) Vgl. Georgina Meinertzhagen, A Bremen family. London 1912. S. 248 fg. Ein Bildnis dieses außerordentlich energischen Mannes auf S. 259.

[1]) Der nicht gerade euphonisch wirkende Name stammt von dem altmärkischen Ortsnamen *Kossebau*, früher *Kossebu*. Vgl. Heintze-Cascorbi, Die deutschen Familiennamen. 4. Aufl. (1914) S. 199; M. Gottschald, Deutsche Namenkunde. 1932 S. 209.

Digitized by Google

Lebensauffassung durchrang, blieb der Bruder zeitlebens eine problematische Natur. Amalie, schon Kammerfrau der Herzoginmutter[2]), war erst 16 Jahre alt, als sie im Sommer 1775 den auf einer Bildungsreise, der sogen. großen Tour begriffenen Dr. jur. Johann Friedrich Gildemeister aus Bremen durch den Onkel Musäus kennen lernte. Der damals fünfundzwanzigjährige Gildemeister beschreibt sie in einem Briefe an einen Freund vom 19. Juli 1775: „Ihr Auge ist groß und braun; Geist, Unschuld, Heiterkeit, die allen ihren Handlungen ein gewisses gefälliges Leben gibt, Gefühl für die Schönheit der Natur und richtige Ideen von dem wahren Glück der Menschen, das ... sind die Waffen, mit denen sie mein Herz, ohne es zu wollen, bestürmte[3])." Obwohl gleich Feuer und Flamme, bewahrte er bremische Zurückhaltung, da er mit Recht befürchten mußte, daß sein Vater, Senator und strenger Reformierter, seine Einwilligung zu einer Heirat mit einer unbemittelten Lutheranerin nicht leicht geben würde. Der unerwartete Tod des Vaters (Februar 1776) hob zwar dies Hindernis hinweg, offenbarte aber die zerrütteten Vermögensverhältnisse der Familie. Er konnte daher, obwohl er die bescheidene Stellung eines juristischen Professors am Gymnasium Illustre seiner Vaterstadt erhielt, an die Gründung eines eigenen Heims nicht denken. So geriet der freundschaftliche Briefwechsel mit Amalie bedenklich ins Stocken. Am 7. November 1775 war der junge Goethe hohen Muts in Weimar eingezogen und hatte sich als Schöpfer der „Leiden des jungen Werther" die Herzen aller im Sturm gewonnen. Wir wissen nicht, wie Amalie ihn zuerst kennenlernte, aber man kann wohl sagen, daß die Uraufführung des Goetheschen Dramolets „Die Geschwister" (November 1776), in der sie mit ihm vor der Hofgesellschaft spielte, ein Erlebnis ihrer Mädchenjahre war. Nachdem Gildemeister an der reformierten Universität in Duisburg 1776 eine Anstellung erlangt hatte, bat er den gütigen Musäus, für ihn den Freiwerber bei seiner Nichte zu machen, und wandte sich nach dessen aufmunternder Antwort brieflich an Amalie selbst, die am 7. August 1777 ebenfalls brieflich ihr Jawort gab. Die Hochzeit wurde am 20. April 1778 in Weimar gefeiert.

---

[2]) Vgl. Petsch in der Festausgabe von Goethes Werken (Bibliogr. Institut) Bd. XVI S. 591.

[3]) Vgl. Werner Deetjen, Amalie Kotzebues Liebes- und Ehestandsgeschichte. In Briefen mitgeteilt. In Westermanns Monatsheften Jg. 64 (1919) Bd. 127 S. 463—468 und S. 594—599.

Digitized by Google

Was uns hier zunächst interessiert, ist die Entstehungsgeschichte der „Geschwister" und die Beziehungen Goethes zu Amalie. Die bereits bekannten weimarischen Nachrichten darüber werden durch bremische ergänzt, zu denen Goethes eigene Aufzeichnungen hinzukommen.

Die handschriftliche, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Johann Gildemeister († 1844) geschriebene Gildemeistersche „Familienchronik", die mir der jetzige Besitzer, der verdiente bremische Architekt Eduard Gildemeister, freundlicherweise zugänglich machte, sagt folgendes: „Es darf hier noch bemerkt werden, daß die Tante (Amalie) überhaupt in einem angenehmen Zirkel in Weimar gelebt hat, in welchem sie mit den meisten der dortigen berühmten schönen Geister in Berührung kam. Goethe schrieb die Rolle der Marianne in den „Geschwistern" für sie, welches Stück, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, von Dilettanten aufgeführt wurde, und in welchem sie die Marianne spielte." Hierzu hat der im vorhergehenden Abschnitt genannte Carl Hermann Gildemeister den Zusatz geschrieben: „Wie Tante Gildemeister (Amalie) mir erzählte, hatte Goethe sie aufgefordert, mit ihm in einem Stücke zu spielen, an dem sie seines Inhalts wegen Anstoß nahm. Er nannte sie deswegen scherzend die kleine Prüde. Darauf sandte er ihr die „Geschwister" mit der Bemerkung, daß sie an diesem Stücke hoffentlich keinen Anstoß nehmen und mit ihm darin spielen werde. Der Brief Goethes war noch, wie sie mir sagte, damals in ihrem Besitz[4])." Dieser Brief ist bis jetzt nicht bekannt geworden. Das anstoßerregende Stück können nur die „Mitschuldigen" in der handschriftlichen zweiten Fassung gewesen sein. Man wird es einem jungen Mädchen nicht verübeln können, wenn sie sich weigert, eine verheiratete Frau (Sophie) zu spielen, die nächtlicherweile in das Zimmer ihres früheren Geliebten geht und, wenn sie auch ehrbar daraus zurückkehrt, doch den Verdacht eines Diebstahls auf sich lenkt. Die etwas ältere, von Goethe nach Weimar berufene Schauspielerin und Sängerin Corona Schröter, die am 16. November 1776 dort ankam, war weniger prüde und übernahm die Rolle,

[4]) Derselbe C. H. Gildemeister schreibt in der obenerwähnten handschriftlichen Biographie Georg Grönings: „Seine (Joh. Friedr. G.s) Frau war die junge Schöne, für die Goethe das kleine Lustspiel „Die Geschwister" schrieb. Sie war das Mündel des Dichters Musäus, bei dem sie Gildemeister auf seiner gelehrten Reise in Weimar kennen lernte."

Digitized by Google

so daß das Stück am 9. Januar 1777 auf dem Herzoglichen Liebhabertheater mit Goethe als Alcest und Musäus als Wirt in Szene gehen konnte[5]).

Von den weimarischen Nachrichten ist die wichtigste die von Karl August Böttiger. Er war ein kenntnisreicher Altphilologe (seit 1791 Gymnasialdirektor in Weimar) und Goethe und Schiller auf dem Gebiete der griechischen Literatur und Archäologie behilflich, aber ein unruhiger Geist, der „Ubique" des Goethe-Schillerschen Briefwechsels. In seinen, nach Goethes Tode herausgegebenen Aufzeichnungen[6]) erzählt er uns von einer Liebelei des eben nach Weimar gekommenen „schmucken" Goethe zu der Schwester des Kammerjunkers von Kalb, der späteren Frau von Seckendorff, in deren elterlichem Hause Goethe zuerst logierte — nur ihr Vater, der alte Kammerpräsident, hätte seine Tochter gewarnt und vor Goethe „gerettet". Dann fährt er fort: „Goethe vertauschte bald diese Liebe mit der Seladonschaft bei der damals reizend aufknospenden Kotzebue (nachmaligen Gildemeister), der zu Gefallen er damals auch das liebliche kleine Stück „Die Geschwister" schrieb, worin er sich mit seiner Geliebten selbst kopierte." Dazu kommt eine spätere Aufzeichnung Böttigers (vom 13. I. 1796) über das herzogliche Liebhabertheater, in der es heißt: „Goethe spielte immer sehr gespannt. Am besten in den Geschwistern", Malchen Kotzebue (Gildemeister) gegenüber." Denselben Eindruck hatte Philipp Seidel, damals Goethes Diener (nachmals weimarischer Rentamtmann), der bald nach der Aufführung an Goethes Straßburger Freund, den Stürmer und Dränger Reinhold Lenz begeistert schrieb[7]): „Das Maidel, ich hätte sie nun auffressen können. Sie war eben ganz Marianne und der Hr. Geh. L. Rath ganz Wilhelm. Ich kann's Ihnen nicht sagen, was es auch vor einen Eindruck auf alle Leute machte." Eine kurze Angabe Fr. W. Riemers[8]) ist ebenfalls zu erwähnen: „Anfangs stand Kotzebue (der Dichter) in

---

[5]) H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen. Teil II Bd. 3 (1906) S. 493fg.

[6]) Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl Aug. Böttigers handschriftlichem Nachlasse. Hg. von K. W. Böttiger, Leipzig 1838 Bd. I S. 52 und 277.

[7]) Erich Schmidt, Lenziana. S.-B. der Preuß. Akad. d. Wiss. 1901, Berlin, Bd. 41, 38 (1016).

[8]) Riemers „Mitteilungen über Goethe" 1841 I, 326. Neue Ausg. (Inselverlag) S. 146.

Digitized by Google

gutem Vernehmen mit Goethe. Zu der Zeit, wo dieser seine Schwester liebte, war er noch Knabe."

Und Goethe selbst? Die Briefe jener Zeit offenbaren deutlich einen steten Stimmungswechsel des jungen Genies zwischen einer mehr sinnlich-irdischen und einer geistig-seelischen Liebe, diese verkörpert in Frau von Stein, jene in Bekanntschaften aus der Weimarer Gesellschaft. Als Frau von Stein, der er am 7. Januar 1776 den ersten Briefzettel gesandt hatte, erkrankte, schreibt er ihr am 27. Januar[9]), aus seelischer Verstimmung ein Stück des eigenen Ichs offenherzig enthüllend: „Endlich fing ich an zu m i s e l n, und da gings besser. Die Liebelei ist doch das probatste Palliativ in solchen Umständen. Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum und hatte den Vorteil, immer im Augenblick zu glauben, was ich sagte." Wort und Sinn des Miselns wird uns sogleich näher beschäftigen. Eine ganz andere, seelisch ungleich tiefere und reinere Stimmung atmet das am 14. April 1776 an Frau von Stein gesandte Gedicht:

Warum gabst du uns die tiefen Blicke,
Unsre Zukunft ahnungsvoll zu schauen . . .?

in dem er seine Neigung zu ihr, der verheirateten Frau, in die Worte faßt:

Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine S c h w e s t e r oder meine F r a u.

Der etwas verschleierte Sinn dieser Verse wird durch einen Brief an Wieland deutlicher, in dem er die Macht, die diese Frau über ihn gewann, überschwenglich als eine Seelenwanderung erklärt: „Ja, wir w a r e n einst M a n n und W e i b! — Nun wissen wir von uns — verhüllt in Geisterduft[10])."

Ein halbes Jahr später meldet das Tagebuch am 12. Okt. 1776: „Zu Musäus, getanzt, g e m i s e l t bis 3 Uhr Morgends. Am 26. Okt.: D i e G e s c h w i s t e r erfunden. Am 28. Okt.: An den Geschw. ge-

[9]) Goethes Briefe an Frau von Stein, hg. von Ad. Scholl, 3. Aufl. von Julius Wahle, Frankf. a. M. 1899 I, 20; Ausg. von Jonas Fränkel I, 381.

[10]) Werke W. A. IV. Abt. Bd. 3 S. 51; vgl. Abt. III Bd. 1 S. 24 fg. — Die folgenden Zitate aus den Tagebüchern sind aus dem Registerband Abt. III Bd. 14 (1917) S. 287 ersichtlich. Dies gilt auch für Abschnitt III dieser Abhandlung. — Der Tagebuch-Eintrag zum 30. Okt. 1776 ist schon von Robert Keil (Vor hundert Jahren, Leipzig, Bd. I 1875 S. 89 Anm. 3) vermutungsweise auf Amalie Kotzebue bezogen worden.

Digitized by Google

schrieben. Am 29. Okt.: Allein und geendigt das Dram. Am 30.: Im Garten frühe, dicktirt an den G. Nachmittag Amalie (doch wohl Kotzebue) mit M. u. J. bey mir. Am 31.: Abschr. d. G. geend." Entwurf und Ausführung des kleinen Einakters in Prosa beanspruchten also kaum eine Woche. Sollte Goethe der ihn besuchenden Amalie wirklich nichts von dem Stück verraten haben? Am 2. November sandte er an Frau von Stein ein Gedicht „An den Geist des Johannes Secundus", das sichtlich unter dem Einfluß der „Basia" des Utrechter Humanisten (um 1535) steht[11]). Es ist das Gedicht von den kußwunden, durch den Balsam der Liebe Heilung heischenden Lippen (später gekürzt als „Liebesbedürfnis" in die Werke aufgenommen). Noch in der Stimmung dieses Gedichtes legte er am 8. November der schon längere Zeit auf dem Lande (in Kochberg) weilenden geliebten Frau ein erneutes, offenes Bekenntnis ab: „Ach, die 8 Wochen (sc. der Abwesenheit der Frau von Stein) haben doch viel verschüttet in mir, und ich bleibe immer der ganz sinnliche Mensch." Aber es gab wieder das Palliativ der Liebelei. Das Tagebuch berichtet zum 15. Nov.: „Zu Musäus, Probe der Mitschuld(igen). Das Misel gekapelmeistert." Die angeführte bremische Familienüberlieferung erklärt nun die Stelle: Amalie lehnte die Rolle der Sophie ab und Goethe spielte den „Kapellmeister", indem er sie die „kleine Prüde" nannte. Das Misel ist Amalie. Nun wurden die „Geschwister" herangezogen. Für den 16. Nov. notiert das Tagebuch „Prob(e) zum Mis(el). Ebenso für den 17. Nov.: zum Miseln! Probe! Am 20. Nov.: Probe. Unruhe. Am 21. Nov.: Die Geschwister gespielt." An diesem Tage wurde das Stück tatsächlich vor der Hofgesellschaft aufgeführt, mit Goethe als Wilhelm und Amalie als Marianne. Misel, ein Lieblingswort des jungen Goethe, das er wohl aus Straßburg mitbrachte, ist das elsässische Deminutiv zu „Maus" als Koseform, wozu er sich ein Verbum „miseln" im Sinne von „mit Mädchen schäkern" bildete[12]). Das Manuskript der „Geschwister"

[11]) Vgl. Joh. Nic. Secundus, Basia, hg. von Georg Ellinger, in den Lateinischen Literaturdenkmälern des 15. u. 16. Jahrhunderts, Heft 14 (1899) S. XLIII.

[12]) Vgl. Dtsch. Wtb. VI (1885) Sp. 2257. Bestätigt durch Martin-Lienhart, Wtb. der elsässischen Mundarten Bd. I (1899), 724: *Müsele*, in Straßburg und im Unter-Elsaß *Misele*, scherzhafte Bezeichnung für kleine Kinder. Vgl. ferner Schweizerisches Idiotikon IV (1901), 473, 475: *Müsli*, in der Kindersprache auch *Museli*. Schmellers Bayerisches Wtb.[2] Bd. I (1872) Sp. 1664 hat *Mäusl, Mäusel*, Pfisters Nachträge zu Vilmars, Idiotikon von Kurhessen (1868) S. 174 *môsche* (Westerwald), H. Fischers Schwäbisches Wtb. Bd. IV (1911),

Digitized by Google

sollte möglichst geheim bleiben und nicht durch Abschrift vervielfältigt werden, wie wir aus einem Brief Goethes nach der Aufführung an Frau von Stein ersehen: „Dass nur die Herzogin Louise die „Geschwister" nicht weiter giebt oder sonst — Eh sie nach Gotha geht, lassen Sie sich's wiedergeben, es muss uns bleiben" (2. Dezember).

Noch als Greis erinnerte sich Goethe genau der Entstehung des Dramas und seiner Erstaufführung. In einem Gespräch mit dem Kanzler Friedrich von Müller sagte er am 15. Dezember 1823: „Ich entwarf sie (die „Geschwister") auf einer kleinen Reise nach Thalbürgel, wo ich den Herzog besuchte (bei Jena, wo dieser zur Jagd weilte). In wenig Tagen waren sie fertig; es reut mich, dass ich damals nicht ein Dutzend ähnlicher Stücke hingeworfen habe, aber ich geriet bald auf die „Iphigenie" und ward viel ernster. Die „Geschwister" führte ich dann auf einem kleinen Privattheater mit Dlle Kotzebue (Madame Gildemeister) selbst auf, nicht ohne wechselseitige Neigung, Sie war anmutig, naiv, weit mehr als ihre Tochter, die etwas kurz Angebundenes hat)[13])."

Die meisten Goethe-Forscher haben die Mitteilungen Böttigers und Riemers über eine Neigung Goethes zu Amalie und des ersteren Äußerung, Goethe habe die „Geschwister" ihr „zu Gefallen" geschrieben und sie und sich darin kopiert, als nicht ernst zu nehmenden weimarischen Stadtklatsch beiseite getan[14]). Sie stehen noch unter

---

1559 bringt nur hd. Mäuslein. H. C. Kellner meint in der Reclam-Ausgabe der Briefe Goethes an Frau von Stein (1896) S. 610, es läge näher, an den in ganz Mitteldeutschland gebrauchten Kosenamen für Katze: *Miez, Mieze* zu denken. Hierfür ist aber keine volkstümliche *el*-Bildung nachgewiesen. Abwegig sind auch die Ausführungen von G. Schaafs in der Zeitschr. f. d. dtsch. Unterricht Jg. 28 (1914), 509 fg., Goethe hätte *miseln* und *Miselei* nach den Ronsardschen Neologismen *mignotter* und *mignoterie* gebildet, wobei übersehen wird, daß es sich zweifellos um ein deutsches Volkswort handelt, nicht — um mit Chabaneau zu reden — um ein *mot savant*.

Goethe nennt in Briefen an Frau von Stein auch Corona Schröter ein Misel und spricht in den Tagebüchern allgemein von schönen Misels. Die Bezeichnung bürgerte sich in der Weimarer Gesellschaft ein, vgl. Goethes Briefe an Charlotte von Stein, hg. von Jul. Petersen, Inselverlag, Bd. I (1923), 555. In einem Brief von Adele Schopenhauer an Ottilie v. Goethe wird der erwartete, noch ungeborene Walther Goethe *Misele* genannt, vgl. O. von Oettingen in den Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 27 (1912) S. 412.

[13]) Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller, hg. von C. A. H. Burkhardt, 2. Aufl. Stuttgart 1898 S. 131.

[14]) Vgl. die Angaben bei R. Petsch, Goethes Werke, Festausgabe (Bibliographisches Institut) Bd. VI S. 626.

Digitized by Google

dem Eindruck der Polemik, die Adolf Schöll in einem Aufsatz „Vermeintliche und wirkliche Figuren aus dem Leben in Göthes Dichtungen" (1853)[15]) gegen Böttigers Glaubwürdigkeit eröffnete. Schöll sagt hier: „Die kleine Kotzebue kann keinerlei inspirierenden Anteil an den „Geschwistern" gehabt haben, da Entstehung und Form dieses Dramas innig und bestimmt mit der gleichzeitigen Wendung in Goethes Verhältnis zu Frau von Stein zusammenhängen, von der sogar ein Briefchen darin aufgenommen ist[16])." Diese letztere, durch nichts gestützte Annahme hat G. Kettner in einer feinsinnigen Gesamtstudie über das Drama[17]) abgelehnt. Schöll überschätzt als erster Herausgeber der Goethischen Briefe an Frau von Stein den Einfluß dieser Frau auf den „Jungen Goethe", auf das Unruhig-Ungestüme in ihm. Der spätere Herausgeber der Briefe, Julius Wahle (1899)[18]), ist schon kritischer. Er läßt es zwar dahingestellt, ob bei der Abfassung des Stückes wirklich eine Neigung zu Amalie im Spiele gewesen sei, gibt aber zu, daß Goethe während der längeren Abwesenheit der Frau von Stein als einer Zeit der Versagung seinen gehemmten Gefühlen nach andern Seiten schwärmend die Zügel gelassen hätte. Hingegen vermutet Werner Deetjen, daß Goethe seiner Marianne Züge von Amalies Wesen verliehen hätte, weil er gerade ihr die Darstellung einer seiner anmutigsten Gestalten übertragen hätte, und sieht eine Verstärkung dieser Annahme in den von ihm veröffentlichten späteren Familienbriefen Amalies aus dem Jahre 1777[19]), die in der Tat auf einen besonders liebenswürdigen, naiven, der Marianne ähnlichen Charakter schließen lassen. Ein lebensbejahender, liebreizender Brief ist auch der an den Schwager in Bremen vom 7. Juli 1779[20]). Im allgemeinen werden Böttigers Angaben durch die bremische Familienchronik etwas gestützt. Diese sagt zwar nichts von

---

[15]) Blätter für literarische Unterhaltung, Jg. 1853 Nr. 49 S. 1153.

[16]) Ebenso schon in einem Aufsatz über Goethes „Geschwister" in Prutz' Deutschem Museum 1851 Nr. 1 S. 7 (wiederholt in „Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens" 1882 S. 68 fg.).

[17]) Goethes Drama „Die Geschwister". Das Erlebnis und die Dichtung, in den neuen Jahrbüchern Jg. 13 (1910) S. 595 fg.

[18]) Bd. I S. 15.

[19]) Es sind deren vier: vom 5. Febr.; undatiert; 7. August; 10. November 1777 (nach Abschriften, in denen die Schreibart der heutigen angeglichen ist).

[20]) Veröffentlicht von Alfred M. G. Gildemeister in der Festschrift „150 Jahre Bremer Clubleben. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Bremens", hg. vom Club zu Bremen 1933 (erschienen 1934) S. 260 (das Original ist der genannten

Digitized by Google

Liebe, behauptet aber doch, daß die Rolle der Marianne „für sie" geschrieben sei. Entscheidend ist Goethes eigene, wenn auch spätere Äußerung von der „wechselseitigen Neigung", wobei das einschränkende „nicht ohne" (wechselseitige Neigung) klar zeigt, daß es sich um eine Liebelei, einen Flirt, im Sinne des vertrauten Bekenntnisses an Frau von Stein handelt.

Das Stück selbst bietet eine gewisse Bestätigung hierfür. Nicht freilich dem Stoffe nach, denn auf ihn wird sich der Tagebucheintrag „Erfunden" beziehen, um so mehr als für den außergewöhnlichen und konstruierten Inhalt weder Goethes damalige Beziehungen noch die Lebenswirklichkeit überhaupt leicht greifbare Vorbilder hätten abgeben können. Die Vorgeschichte der Handlung ist kurz diese: Wilhelm, ein Junggeselle, hat die Tochter (Marianne) seiner verwitweten Jugendgeliebten Charlotte bei deren Tod als Kind in sein Haus aufgenommen, als seine Schwester erzogen, verehrt in ihr das Abbild der Toten und liebt die zur Jungfrau Erblühte. Die Handlung besteht darin, daß Wilhelm, als Marianne in Fabrice einen Bewerber findet, sich genötigt sieht, ihr das Geheimnis ihrer Abkunft zu enthüllen, Fabrice verzichtet und Marianne wird — Wilhelms Gattin. In diesem fast unnatürlichen, überfeinerten Bruder- und Schwestermotiv liegt gewiß nicht der Reiz des Stückes, sondern allein in den Charakteren, die wie meistens bei Goethe dichterische Objektivierungen wirklichen Erlebens sind. Man hat stets erkannt und betont, daß Wilhelm wertherische Züge Goethes und Charlotte (die nicht direkt auftritt) Züge der Frau von Stein in sich bergen, und mit Recht dabei an die angeführten Verse von der „Schwester oder Frau" und an die Idee der Metempsychose erinnert. Mit dem gleichen Recht wird man bei der Marianne, der Hauptgestalt des ganzen Stückes, an Amalie denken können. Marianne ist, wie Kettner treffend bemerkt hat, ihrem Wesen nach eine Gestalt wie Werthers Lotte, nicht als Frau und Mutter, sondern als junges Mädchen mit dem Reiz jugendlich-jungfräulicher Naivität, und das Urbild hierfür könnte sehr wohl die „reizend aufknospende" Amalie gewesen sein (natürlich nicht als „Kopie"). Man könnte demnach sagen, daß Goethes in den Briefstellen ausgedrückter zwiespältiger Seelenzustand, die tiefere-ernste

Gildemeisterschen Familienchronik angeheftet). Köstlich, wie sie hofft, von den Bremer Verwandten als „Mefrouw" gebührend empfangen zu werden (sie wird diese niederrheinische Wendung in Duisburg gehört haben)!

Digitized by Google

Liebe und die heiter-leichtere Neigung, auf Charlotte und Marianne verteilt in dem Stück seinen Reflex gefunden hätte, und daß er um diese als Erlebnis empfundenen gegensätzlichen Charaktere die Fabel und Handlung des Stückes aufgebaut hätte, die dann freilich ziemlich künstlich geworden ist (doch empfinden wir dies Überspitzte wohl heute stärker als es die sentimentalische Welt des Rokoko fühlte). Erlebtes, Geschautes und Erfundenes wurden dann im Tiegel einer bestimmten Kunstform, der des Dramoletts, zu einem künstlerischen Ganzen zusammengeschmolzen, dessen letzte Urgründe schöpferisches Geheimnis des Dichters bleiben. —

Nicht ganz anderthalb Jahre nach der Erstaufführung der „Geschwister" heiratete Amalie, wie schon bemerkt, Johann Friedrich Gildemeister. Bei der Hochzeit wurde ein vom Onkel Musäus verfaßtes, volkskundlich interessantes, sehr lustiges Hochzeitsgedicht in Knittelversen („Alles Ding hat Anfang und Ende") vorgetragen, an dem der junge Ehemann wohl kaum Anstoß genommen hat, denn die bremischen *Carmina nuptiales* der damaligen Zeit waren um nichts sittsamer als das weimarische[21]). Amalie siedelte nach Duisburg über, wo ihr erstes Kind, Johann Carl Friedrich Gildemeister, geboren wird, den der Onkel Musäus in einem scherzhaften Glückwunschbrief den „Gildeknaben" nennt, da doch niemand als „Meister" auf die Welt komme. Auch er trat später, wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden, mit Goethe in Verbindung. Der Vater gab seine Duisburger

[21]) Die Überschrift lautet: Die sieben bösen Plagen einer frommen Braut wurden nach vollendetem Vermählungsfeste der gewesenen Demoiselle C. A. K., vermählten G., in nachstehender feyerlichen Strohkranzrede erwogen von dem Hochzeitsredner (1788). — Der Inhalt der einzelnen Abschnitte ist folgender. 1. Plage: Am Vorabend der Hochzeit Vortrag mutwilliger Gedichte, besonders von Rätseln, die die Braut schamrot machen. 2. Plage: Das notgedrungene Versprechen der Braut am Altar, dem Ehemann gehorsam und unterwürfig zu sein, ein Versprechen, das alle Frauen brechen. 3. Plage: Beim Hochzeitsmahl darf sie nur wenig essen und trinken ob der Dinge, die da kommen sollen. 4. Plage: Abreißen des Jungfernkranzes, wobei ihr ein rascher Junggesell noch das Strumpfband vom Knie wegstiehlt, um es zu verteilen. 5. Plage: Beim Zubettgehen muß sie einen Horcher, der sich eingeschlichen hat, aus dem Brautgemach entfernen. 6. Plage: Ein unter dem Brautbett angebrachtes, von außen durch einen Bindfaden gelenktes Glöcklein beginnt zu klingeln. 7. Plage: Beim zweiten Hochzeitsabend werden zwei Schüsseln unter das Bettuch gelegt. Vgl. Nachgelassene Schriften des verstorbenen Professor Musäus, hg. von seinem Zögling August von Kotzebue, Leipzig 1791, S. 115; Neue Auflage, Mannheim 1803, S. 110.

Digitized by Google

Professur auf, um 1784 die Stellung eines Syndikus der Älterleute in Bremen zu übernehmen. Er betrieb daneben erfolgreich die Advokatur, wurde Sprecher des Bürgerkonvents (sog. Bürgerworthalter) und fand noch Muße, wissenschaftlichen, besonders rechtsgeschichtlichen Studien obzuliegen. Die Franzosenzeit raubte ihm Amt und Einkommen. Er starb 1812, ohne die ersehnte Befreiung erlebt zu haben. Seine Gattin kehrte nach einer vierunddreißigjährigen, mit neun Kindern gesegneten glücklichen Ehe wohl hauptsächlich aus wirtschaftlichen Gründen in ihre Heimat zurück. Wie sie zuletzt schon in Bremen einer Art Mädchenschule vorgestanden hatte, gründete sie nun in Weimar ein Damen-Pensionat (nach einem Briefe an den Schwiegervater vom 20. Juni 1818[22]) erwog Ottilie v. Goethe, ob sie ihre aus Frankreich zurückkehrende Schwester Ulrike bei der Doktorin Gildemeister oder bei andern Damen einquartieren sollte).

Wir fragen uns, wie sich Goethe und Amalie — er war inzwischen 63, sie 53 Jahre alt geworden — nach der langen Trennung zueinander stellten. Amalies streitbarer Bruder August hätte ein ernstes Hindernis werden können. Die Vorgänge bei seiner Nichtaufnahme in die Weimarische Mittwochsgesellschaft, seine literarischen Angriffe in den „Deutschen Kleinstädtern" und die von ihm geplante, gegen Goethe gerichtete Schillerfeier waren nicht geeignet, Erinnerungen an die Jugendzeit neu zu beleben. Goethe ließ jedoch der Mutter, der alten Legationsrätin, diese Widerwärtigkeiten nicht entgelten, denn sie schrieb im Jahre 1806 ihrem Sohn, daß der Dichter bei einer Begegnung sehr freundlich zu ihr gewesen sei und sich nach ihrem Schicksal während der Plünderung der Stadt durch die Franzosen erkundigt habe[23]). Auch Amalien gegenüber, die er im Juli 1811 in einer Gesellschaft bei Griesebachs (s. weiter unten) wiedersah, wird er deshalb nicht zurückhaltend gewesen sein. Als sie sich dann dauernd in Weimar niedergelassen hatte, fand eine nähere Berührung zunächst nicht statt, wie wir aus einem Briefe ersehen, den sie im Jahre 1816 an Goethe richtete. Da sie 28 Jahre in Bremen gelebt hatte, konnte sie eine gute Mittlerin zwischen der alten Hansestadt und der Musenstadt an der

[22]) Jahrb. der Goethe-Gesellschaft Bd. XIII (1927) S. 49.

[23]) G. Stenger, Goethe und A. von Kotzebue, in den Breslauer Beiträgen zur Literaturgeschichte, Heft 22 (1910) S. 43.

Digitized by Google

Ilm werden[24]). Sie übermittelte Goethe ein Paquet des bremischen Arztes Joh. Abrah. Albers, der schon früher Beziehungen zu Goethe angeknüpft hatte (vielleicht enthielt es dessen gerade erschienene Abhandlung über den Croup oder seine Beobachtungen über die Hautfarbe). Der Brief[25]) lautet:

(Anschrift) Sr. Excellenz dem Herrn Geheimderath von Göthe.
P. P.

Mein Schwiegersohn aus Bremen, welchen ich jetzt das Vergnügen habe, nebst seiner Tochter bei mir zu sehen, sendet Ihnen hiebei das, von Herrn Doctor Albers ihm anvertraute kleine Paquet für Sie. Mein Schwiegersohn würde, seinen Wünschen gemäß, Ihnen das Anvertraute selbst überreicht haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, Ihnen beschwerlich zu fallen. Auch ich habe auf meiner kürzlich über Frankfurt, Stuttgart u. s. w. zurückgelegten Reise so manche Menschen gesprochen, welche Ihrer mit dem herzlichsten Wohlwollen gedacht, und mir mündlich so manches für Sie aufgetragen haben, daß ich wohl wünschte, Ihnen das alles einmal selbst sagen zu können, aber leider muß ich fürchten, daß Sie mich ganz vergessen haben, und daß ich auf ein solches Glück Verzicht thun muß.

Beikommendes mir mitgegebene Gedicht, kann ich Ihnen aber doch nicht vorenthalten.

Mit der ausgezeichne(t)sten Hochachtung

A. Gildemeister.

v. H., 5. Juli 1816.

Sie fühlte sich also vernachlässigt — eine Frau vergißt nie eine ihr in der Jugend von einem bedeutenden Manne erwiesene Huldigung. Wir wissen nicht, ob eine Unterredung nach diesem Briefe stattgefunden hat.

Ganz vergessen hatte Goethe sie indes nicht, denn er erwähnt in „Dichtung und Wahrheit" (4. Teil, Buch 20) bei der Schilderung seiner ersten Zeit in Weimar noch die „Witwe Kotzebue mit einer liebenswürdigen Tochter (Amalie) und einem heitern Knaben (August)", und

[24]) So lieferte sie dem Onkel Musäus bremische Quellen für sein Märchen „Stumme Liebe", vgl. H. Tardel, Z. f. Volkskd. N. F. Bd. VI, 129 fg. = Festschrift Otto Lehmann, 1935.

[25]) Von der Leitung des Goethe- und Schiller-Archivs freundlichst zur Verfügung gestellt. — Hier liegen auch zwei Briefe Amalies an Ottilie vom 5. und 24. Okt. 1825, in denen es sich um die Anfertigung eines Bildes ihrer Mutter, der Legationsrätin, handelt.

Digitized by Google

in den Biographischen Einzelheiten sagt er bei der Charakteristik des Dichters Kotzebue: „Ich gedenke seiner gern als Bruder eines liebenswürdigen Frauenzimmers, die sich als Gattin und Mutter immer verehrungswert gezeigt hatte."

Das Personenverzeichnis für die glanzvolle Aufführung des „Maskenzuges", den Goethe 1818 zu Ehren der Kaiserinmutter Feodorowna dichtete, nennt bei den Weihnachtskindern („Der Winter ist den Kindern hold"): Gildemeister (als Sprechrolle)[26]). So erlebte Amalie die Freude, daß eins ihrer Kinder an der Inszenierung einer Goetheschen Dichtung mitwirkte wie sie selbst einst in ihrer Mädchenzeit.

III.

In Goethes Tagebüchern findet sich zum 11. Juli 1811 der merkwürdige Eintrag: „Abends zu Griesbach, wo Madame Kotzebue und ihre Tochter Gildemeister von Bremen; auch war der Akyanobleps dabey, ihr Sohn." Der Verfasser einer Arbeit über Goethe und August von Kotzebue, Gerh. Stenger (1910)[1]), erklärte die Stelle so: das „ihr Sohn" kann sich streng genommen sowohl auf den Sohn der Madame Kotzebue (der Legationsrätin), nämlich den Dichter August von Kotzebue, wie auf den Sohn ihrer Tochter Amalie Gildemeister beziehen. Da sich aber der Dichter damals ständig in Riga oder Königsberg aufhielt und höchst selten einen Besuch in Weimar machte, so muß man annehmen, daß der Enkel der Legationsrätin gemeint ist. In der Tat kommt nur Amaliens Sohn, der am 13. Dezember 1779 in Duisburg geborene Joh. Carl Friedrich Gildemeister in Frage. Das Wort Akyanobleps bereitet Stenger Schwierigkeiten: man würde wohl ein Kyanobleps zur Bezeichnung eines dunkeläugigen Menschen verstehen, während mit der Negation nichts anzufangen sei; es handle sich wohl um einen Irrtum Goethes oder seines Schreibers. Das bekannte „Hier irrt Goethe!" ist nicht am Platze. Hätte der Verfasser Goethes Farbenlehre herangezogen, würde sich ihm das Rätselhafte des Tagebucheintrags gelöst haben.

In seinem Werk „Zur Farbenlehre" (1810) bespricht Goethe zunächst die physiologischen, dann die pathologischen Farben, die beide auf organische und physische Gesetze hindeuten. In § 104[2]) sagt er

[26]) Gräf, a. a. O. 2 Abt. Bd. III S. 458.
[1]) A. a. O. S. 43.
[2]) W. A. 2. Abt. I, 47 fg.

Digitized by Google

allgemein: „Ich kannte zwei Subjekte, die damit (mit einem pathologischen Zustand der Augen) behaftet waren, nicht über zwanzig Jahr alt; beide hatten blaugraue Augen, ein scharfes Gesicht in der Nähe und Ferne, bei Tages- und Kerzenlicht, und ihre Art die Farben zu sehen war in der Hauptsache völlig übereinstimmend." In § 107 sagt er des näheren auf Grund des Experiments: „Man streiche mit einem genetzten Pinsel den Carmin leicht über die weisse Schale, so werden sie (die zwei Subjekte) diese entstehende helle Farbe der Farbe des Himmels vergleichen und solche blau nennen. Zeigt man ihnen daneben eine Rose, so nennen sie diese auch blau und können bei allen Proben, die man anstellt, das Hellblau nicht von dem Rosenfarb unterscheiden. Sie verwechseln Rosenfarb, Blau und Violett durchaus." Dann heißt es in § 113 zusammenfassend: „Indem wir uns von dieser Erklärungsart überzeugt halten, haben wir diese merkwürdige Abweichung vom gewöhnlichen Sehen Akyanoblepsie genannt und zu besserer Einsicht mehrere Figuren gezeichnet und illuminirt... Auch findet man daselbst eine Landschaft, gefärbt nach der Weise, wie diese Menschen wahrscheinlich die Natur sehen, den Himmel rosenfarb und alles Grüne in Tönen vom Gelben bis zum Braunrothen, ungefähr wie es uns im Herbst erscheint."

Aus den Paralipomena zur Farbenlehre sowie aus Goethes Briefwechsel und Tagebüchern können wir feststellen, daß das eine der beiden „Subjekte", die das Objekt der Goetheschen Forschung wurden und ihm zur Entdeckung der sog. Farbenblindheit verhalfen, der genannte Carl Gildemeister war, der in den Jahren 1798—99 in Jena studierte und wohl schon durch die Mutter Zutritt zum Geheimrat erlangt hatte.

Goethe hielt sich vom 11.—29. November 1798 in Jena auf und stellte am 19. dieses Monats den ersten Versuch mit „Herrn Gildemeister" an, über den ein sehr eingehendes, fachwissenschaftliches Protokoll in der Niederschrift von Goethes Schreibers Geist vorliegt[3]). Es sei nur eine Stelle über die Erblichkeit der Anlage herausgehoben: „Er (Gildemeister) sieht weit, gut, kann kleinen Druck bey Nacht lesen. Sein Vater und Oheim ist in demselbigen Falle." Goethe war von seinem Ergebnis so sehr gefesselt, daß er sofort Schiller, mit dem er sich schon im Vorjahre (am 21. Febr. 1797) über die Farbenlehre unterhalten hatte, Mitteilung von seinen Beobachtungen machte, denn

[3]) W. A. 2. Abt. V, Teil 2, S. 29 fg.

Digitized by Google

sein Tagebuch notiert zum 19. November: „Abends zu Schiller: über den Gildermeisterschen Fall etc." Am folgenden Tage schreibt er an seinen Freund Heinrich Meyer nach Weimar: „Zufälligerweise findet sich hier ein junger Mensch, dessen Auge zu den Farben ein ganz besonderes Verhältnis hat, ich will es mit Sorgfalt zu entdecken und zu bestimmen suchen. Der Fall ist überhaupt und besonders in diesem Augenblick für mich sehr interessant[4])." Selbst den Herzog Karl August unterrichtete Goethe, denn dieser antwortet am 26. Nov. von Weimar aus: „Des Güldemeisters Augenconstitution ist wirklich eine seltsame Erscheinung. Ich erinnere mich dunckel gehört zu haben, dass Personen gewisse *Nuancen* in den Farben nicht unterscheiden konnten. Es wäre der Mühe werth, den Güldemeister ein Blatt Landschaft nach seiner Vorstellungs Art selbst *illuminiren* zu lassen, denn sonsten kan man sich seinen Sinn nicht recht dencken[5])." Über den Anteil Schillers, mit dem Goethe die gesamte Anlage der Farbenlehre durchgesprochen hatte, erfahren wir Näheres in den Tag- und Jahresheften von 1798[6]): „Er (Schiller) war es, der den Zweifel lös'te, der mich lange Zeit aufhielt: worauf denn eigentlich das wunderliche Schwanken beruhe, dass gewisse Menschen die Farben verwechseln, wobei man auf die Vermutung kam, dass sie einige Farben sehen, andere nicht sehen, da er (Schiller) dann zuletzt entschied, dass ihnen die Kenntnis des Blauen fehle. Ein junger Gildemeister, der eben in Jena studierte, war in solchem Falle und bot sich freundlich zu allem Hin- und Wiederversuchen, woraus sich denn zuletzt für uns jenes Resultat ergab."

Im Jahre 1799 weilte Goethe wiederum in Jena (vom 7.—28. Februar) und setzte am 12., 13. und 14. die Versuche mit Gildemeister fort, die nochmals protokollarisch festgelegt wurden. Unter den technischen Einzelheiten der Niederschrift fällt besonders eine metaphysische Bemerkung auf: „Nach allem diesen könnte man das sonderbare Paradox aufstellen, dass er (Gildemeister) im Verhältnis gegen die Farben ein Sonntagskind sey und nicht sowohl ihre Körper als ihre Geister, nicht sowohl ihr Seyn als ihr Werden erkenne[7])." Auch von den neuerlichen Experimenten wurde Schiller sofort in Kenntnis

[4]) W. A. 4. Abt. XIII, S. 314.
[5]) Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs Carl August mit Goethe, hg. von Hans Wahl, Berlin, Bd. I (1915) S. 267.
[6]) W. A. 1. Abt XXXV, S. 80.
[7]) W. A. 2. Abt. Bd. 5 2. Teil, S. 33,

Digitized by Google

gesetzt, denn Goethes Tagebuch verzeichnet zum 13. Februar: „Mittags aß Herr Hofrat Schiller mit mir. Verschiedenes über die Farbenlehre bezüglich auf Gildemeister etc." Heinrich Meyer erhielt ebenfalls einen Brief (am 12. Febr.) nach Weimar: „Heute früh hatte ich wieder eine Session mit dem jungen Güldemeister, der die Farben so wunderlich sieht, und machte diesmal die Versuche mit drey Tassen, in welche Karmin, Gummigatt und Berlinerblau eingerieben waren. Die Resultate sind zwar immer dieselben, doch kamen, bey veränderten Umständen, einige neue Aussichten. Dieser ausserordentliche Fall muss uns, durch seine innere Consequenz, über das Gewöhnliche noch schöne Aufschlüsse geben[8])." Auch der Graf Reinhard, den Goethe in Karlsbad 1807 kennengelernt hatte, wurde in die optischen Arbeiten eingeweiht; er interessierte sich besonders für das Problem der Farbenblindheit, wie aus einem Brief an Goethe aus Köln vom 24. Dezember dieses Jahres zu ersehen ist[9]). Das Gesamtergebnis dieser Bemühungen wurde dann unter dem von Goethe neugebildeten Namen der Akyanoblepsie in das Corpus der Farbenlehre (1810) aufgenommen, aus der wir die für uns wichtigsten Abschnitte bereits mitgeteilt haben. Aus der sog. Konfession des Verfassers im 2. Teil der Farbenlehre ist noch zu ersehen, daß sich Goethe schon in Italien in Hinblick auf die Malerei mit dem Kolorit des Blaus beschäftigte, von dem er behauptete, daß es wegen seiner unmittelbaren Verwandtschaft mit dem Schwarzen eigentlich überhaupt keine Farbe sei. Er veranlaßte die in Rom lebende Malerin Angelika Kaufmann, eine Landschaft ohne Blau zu malen, und sie schuf „ein sehr hübsches, harmonisches Bild, etwa in der Art wie ein Akyanobleps die Welt sehen würde", allerdings in einem Schwarz, das nach dem Blauen hinzog[10]). In der Farbenlehre enthält Tafel 1, Figur 11, eine derartige Landschaft ohne Blau.

Goethes Farbenlehre als Ganzes und besonders sein Angriff gegen Newtons Lehre von der verschiedenen Brechbarkeit des Lichtes hat seiner Zeit und später den lebhaftesten Widerspruch der Physiker hervorgerufen, besonders scharf formuliert von E. du Bois-Reymond in seiner anmaßenden Berliner Rektoratsrede „Goethe und kein Ende" (1883): „Goethes Farbenlehre ist längst gerichtet! ... Der Begriff der mechanischen Causalität war es, der Goethe abging[11])." Die weniger

[8]) W. A. 4. Abt. XIV, S. 20.
[9]) Jahrb. der Goethe-Gesellschaft Bd. 16 (1930) S. 125; vgl. S. 133, 134.
[10]) W. A. 2. Abt. Bd. IV, S. 290.
[11]) S. 25, 29.

Digitized by Google

positivistisch eingestellte neuere Physik hat gerechter und tieferblickend geurteilt, wenn auch Goethe im Kampf gegen die Theorie Newtons unterlegen ist, da diese durch die Entdeckung der Spektralanalyse gestützt wurde. Betreffs der pathologischen Farben wird Goethes Verdienst allgemein anerkannt, weil er als einer der ersten die Anomalie der Farbenblindheit beschrieben und erkannt hat (allerdings faßt man die Blaublindheit heute meistens als Rotblindheit auf[12]).

Nach der anfangs mitgeteilten Tagebuchnotiz sah Goethe sein Versuchsobjekt, den Akyanobleps, im Jahre 1811 in Weimar in einer Gesellschaft wieder. Er war inzwischen Dr. jur. und Advokat in Bremen geworden. Nach der Übersiedlung seiner Mutter nach Weimar besuchte er Goethe zweimal, dessen Tagebuch vom 27. Januar 1819 berichtet: „Um 12 Uhr Herr Gildemeister, von Frankfurt a. d. Oder kommend", und zum 19. Juni 1825: „Senator Gildemeister von Bremen." In der Tat hatte der Farbenblinde die höchste hanseatische Würde erklommen. Nachdem er schon 1813—14 den Senator Johann Smidt ins Hauptquartier der Verbündeten bis nach Paris als Sekretär begleitet hatte, war er 1816 in den Senat gewählt worden. Er war nach von Bippens Urteil[13]) ein Mann von klarem Urteil, von vielseitiger Bildung, mit fremden Sprachen und Literaturen genau vertraut.

Nach dem Tode seiner ersten Frau ging er eine zweite Ehe mit deren jüngeren Schwester Verena Thibeta Stolz ein, der Tochter des schweizerischen, seit 1781 in Bremen an St. Martini wirkenden rationalistischen Predigers Joh. Jak. Stolz. Dieser Ehe entstammte Otto Gildemeister, der Bürgermeister, Übersetzer und Essayist, in dem die Erbanlagen der Großmutter aus dem Weimarer Goethekreise und der Mutter aus der Schweizer Theologenfamilie eine besonders glückliche Verbindung geschaffen haben.

---

[12]) Vgl. S. Kalischer, in der Hempelschen Goethe-Ausgabe Bd. 35 S. 547 fg. und Bd. 36 S. 624 [1877]. — Walter König, Goethes optische Studien, Frankf. a. M. 1899 S. 29 Anm. 42. — Jacob Stilling, Über Goethes Farbenlehre, in den Straßburger Goethe-Vorträgen, Straßburg 1899, S. 153, 163. — E. Raehlmann, Goethes Farbenlehre, im Jahrb. d. G.-G. III (1916), 36. — Elisabeth Enke, Goethes Bedeutung für die modernen Naturwissenschaften, Neue Jahrbücher 1932 S. 391. — A. Tschermak-Seysnegg, Goethes Farbenlehre in ihrer Bedeutung für die physiologische Optik der Gegenwart, in der Goethe-Nummer der „Forschungen und Fortschritte" Jg. VIII (1932) S. 88.

[13]) Bremische Biographie des 19. Jahrh. S. 172.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bremische Weihnachtsblätter

Herausgegeben von der Historischen Gesellschaft zu Bremen

Heft 6

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Bremen und Hamburg

Von

Heinrich Reincke

Weihnachten 1936

Digitized by Google

Digitized by Google

Bremen und Hamburg

Von

Heinrich Reincke

1936

Arthur Geist
(vorm. G. Winters Buchhandlung Fr. Quelle Nachf.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Gegenstand, dem meine Ausführungen gelten[1]), läßt an sich eine unterschiedliche Behandlung zu. Es ist möglich, eine Unmenge von Wissenschaftsstoff zu einem logisch zwingenden Gebäude zusammenzufassen und dann das Thema Bremen-Hamburg als Anlaß zu allgemeineren Erörterungen und neuen geschichtlichen oder geopolitischen Erkenntnissen zu benutzen. Mein Ehrgeiz geht nicht so weit, und die Absicht, die ich verfolge, ist viel bescheidener. Ich will im Grunde nichts weiter, als Klarheit gewinnen über die ganz banale Tatsache, daß, warum und in welch mannigfaltigen Formen Gemeinwesen aneinander gekettet sein können, und wie sich in dieser Verkettung ihre Eigenart herausgestaltet. Der Fall Bremen-Hamburg soll uns als Beispiel für eine dieser Möglichkeiten in seiner ganzen Lebensfülle vor Augen stehen, jedoch zunächst im Rahmen einer allgemeineren Betrachtung, die alle verschiedenen Möglichkeiten solcher Verkettung umreißt. —

In unseren Atlanten ist es seit langem der Brauch, Ortschaften jeder Art je nach ihrer Bedeutung und Einwohnerzahl auf den Karten durch größere oder kleinere Kreise zu kennzeichnen. Wenn wir auf einem derartigen Kartenbilde die politischen Grenzen und die physikalischen Zeichen auslöschen, so bleibt für das Auge allein eine Anhäufung von Punkten — hier dichter, dort spärlicher gesäet — das Bild der Ortschaftsdichtigkeit und der Ortsgrößenordnung eines bestimmten Gebietes, ein Bild, das sich dem Eindruck des gestirnten Himmels vergleichen läßt. Und wie am nächtlichen Himmel aus dem zunächst unübersehbaren Gewimmel sich hier und da einzelne Systeme und Gruppen, teils mit erkennbarem Haupt und teils ohne solches, herauslösen, die wie durch geheime Linien zusammengehalten werden und die wir zu „Sternbildern" ausdeuten und als solche auch benennen, genau ebenso zeigt ein Kartenbild der eben beschriebenen Art dem aufmerksamen Betrachter hier deutlicher, dort schwächer eine Bezogenheit von Siedlungspunkten, einzelner oder mehrerer,

---

[1]) Sie geben in ihrem Kern einen Vortrag wieder, den der Verfasser, Herr Prof. Dr. Reincke, Direktor des hamburgischen Staatsarchivs, zu unserer Dankverpflichtung am 13. November 1935 in der Historischen Gesellschaft zu Bremen gehalten hat. D. Herausgeber.

D. E. Staatsbibl. Bremen 26 Feb 1937 n

Digitized by Google

eine offensichtliche Gruppenbildung und Vergesellschaftung, eine Systembildung, die als solche nicht ohne Sinn sein kann, deren Eigenart aber, wie schon das Kartenbild zeigt, in den einzelnen vorkommenden Fällen durchaus verschieden sein muß. Wenn ich recht sehe, gibt es vier derartige Typen von charakteristischem Gepräge, wobei selbstverständlich die Möglichkeit bleibt, daß gelegentlich auch Mischformen verwirklicht worden sind.

Eine dieser Formen der Vergesellschaftung von Städten hat uns vor Jahren unser zu früh dahingegangener Bremer Freund Rudolf Häpke mit großer Eindringlichkeit und Anschaulichkeit hingestellt[1]). Er hat für ein solches Siedlungs-Sternbild, wenn ich es so nennen darf, das Wort geprägt von der „ökonomischen Landschaft". Damit meint er, daß innerhalb eines landschaftlich begrenzten Gebietes Städte und Ortschaften in bewußter Arbeitsteilung an einer gemeinsamen Aufgabe wirtschaftlicher Art zusammenarbeiten. Häpke hat das vor allem an niederländischen Beispielen darzulegen versucht. Noch näher hätte ihm, dem Bremer, gelegen, seine These an dem heimatlichen Unterweser-Gebiet zu exemplifizieren. Denn wie anders als in seinem Sinne läßt sich die Aufgabenteilung zwischen der beherrschenden Handelsstadt Bremen, dem Hafenplatz Bremerhaven, den Werftorten Brake und Elsfleth, und dem Industriezentrum Delmenhorst erfassen: ein Sonnensystem, in dem Bremen als der lebenspendende Mittelpunkt, die anderen als abhängige Planeten oder Trabanten erscheinen. Es ist eine reizvolle Beschäftigung, sich derartige Sonnensysteme zu vergegenwärtigen, in Vergangenheit und Gegenwart, in der Heimat und in Übersee. Planvolle Zusammenfassung zu gemeinsamer Bewältigung einer bewußt erkannten Gesamtaufgabe macht das Wesen einer echten ökonomischen Landschaft aus. Das großartigste Beispiel aus der Vergangenheit wird für uns stets die alte deutsche Hanse bilden, und in der Gegenwart etwa das Ruhrgebiet.

Völlig im Gegensatze hierzu erscheint eine andere, geschichtlich wie volkswirtschaftlich gleich merkwürdige Form der Vergesellschaftung. Nicht als gehorsam dienende Trabanten stehen da die kleineren Gemeinwesen neben ihrer beherrschenden Sonne bescheiden

[1]) Rud. Häpke, Die ökonomische Landschaft und die Gruppenstadt in der älteren Wirtschaftsgeschichte, in: Gedächtnisschrift v. Below 1928.

Digitized by Google

im Schatten, sondern aufdringlich als lästige Parasiten und Blutsauger. Vor allem unser deutsches Vaterland in den Zeiten seiner Zerrissenheit und Ohnmacht bot zahlreiche Beispiele solcher parasitärer Gründungen. Mir, dem Hamburger, liegen da die Beispiele Altonas, Harburgs und Wandsbeks am nächsten, der Nürnberger denkt an Fürth, der Frankfurter an Sachsenhausen, Höchst, Hanau, Offenbach, der Kölner an Mülheim am Rhein, der Straßburger an Kehl, der Ulmer an Neu-Ulm, der Bremerhavener an Lehe usw. Das Leben solcher Parasiten ist auch abgestimmt auf das Leben des Hauptortes, aber nicht in planvoller Zusammenarbeit, sondern in planvoller Ausnutzung. Voraussetzung ihres Entstehens ist territoriale Zersplitterung und Desorganisation, weshalb auch das alte Griechenland und das Italien der Renaissance neben dem Deutschland des 17. und 18. Jahrhunderts die charakteristischen Beispiele liefern. Herrscht in Hamburg Zunftzwang, so führt Altona Gewerbefreiheit ein; hat Hamburg Stapelzwang, so versucht es Harburg mit der freien Durchfuhr; verlangt Hamburg vor jeder Eheschließung förmliches Aufgebot, so kopuliert der Pastor in Wandsbek gerade ohne ein solches. Oder: verschließt Nürnberg den Juden die Tore, nun so tut Fürth sie weit auf; wird Köln zur Hochburg des Katholizismus, so zieht Mülheim Dissidenten aller Art an sich usw. usw. Der Parasit versucht aus dem Körper des Nachbarn Kraft zu saugen, indem er scheinbar noch günstigere, jedenfalls aber andere Lebensbedingungen bietet. Auf jedes politische oder wirtschaftliche Beispiel des Hauptortes erwidert der Parasit mit dem Gegenexperiment. Es ist nicht zu verkennen, daß der Parasit auf diese Weise oftmals auch auf den Hauptort und dessen Entwicklung günstig einwirken kann. Dann nämlich, wenn sein „Gegenbeispiel" durchschlagenden Erfolg hat. Denn in solchem Fall pflegt der Hauptort von dem Parasiten seinerseits unbedenklich zu lernen. Die Geschichte Hamburgs bietet dafür Beispiele genug. Der parasitäre Ort gilt selbstverständlich als nicht ebenbürtig, es besteht kein commercium und connubium; Hamburgs Senat hat dem Nachbarort Altona 100 Jahre lang konsequent den Namen einer „Stadt" versagt. Über den unbedeutenden Trabanten macht man sich mit harmlosem Spotte lustig — es sind selbstverständlich die Hamburger, die all die kleinen Geschichten von Buxtehude erfunden haben, vom Hunde, der mit dem Schwanz bellt, vom Wettlaufen zwischen Voß und Swinegel usw. Den Parasiten,

Digitized by Google

nun den behandelt man eben wie einen Parasiten, und der Volkswitz weiß genau, daß der Altonaer, selbst wenn St. Petrus sich für ihn verwendet, nicht in den Himmel kommen kann!

Als dritte Form der Beziehungen ist zu nennen die Todfeindschaft der Gleichwertigen. Schon aus dem Altertum klingt uns das: Mantua vae miserae nimium vicina Cremonae entgegen, und Italien bleibt auch weiterhin das klassische Land solcher Erbfeindschaften. Andere uns allen geläufige Beispiele sind etwa Lübeck und Schleswig aus dem Hochmittelalter, später Brügge und Antwerpen, dann Cadix und Sevilla in der beginnenden Neuzeit, und, wenn wir auf die Gegenwart schauen, Danzig und Gdingen. Als Christian IV. von Dänemark seine „Glückstadt" an der Elbe gründete, da sollte dieser Ort nach einem zeitgenössischen Manifest sein „Der Hamburger Tod". Das ist nun freilich nicht so ganz gelungen; aber dieses Wort beleuchtet ausgezeichnet den Unterschied gegen die parasitären Gründungen!

Als vierter und letzter Typus bleiben die geschwisterlich miteinander verbundenen Orte, gleichstrebend, ohne gegenseitige Existenzbedrohung. Ich denke da etwa an: Rotterdam und Antwerpen, Leipzig und Halle, Galats und Brajla, Plymouth und Portsmouth, Düsseldorf und Köln, Riga und Reval. Wesentlich für derartige Verschwisterung ist das Zusammentreffen gemeinsamer Funktionen mit Sonderaufgaben, die gleichwertige Verflechtung in gleiche größere Zusammenhänge bei getrenntem Lebensraum: gleiches oder verwandtes Wirkungsfeld bei verschiedenem Wurzelfeld.

Ich brauche an dieser Stelle nicht zu betonen, daß der Fall Bremen-Hamburg stets ein Fall der Verschwisterung gewesen ist und bleiben wird. Weder diese noch jene Stadt ist je für die andere Trabant oder Parasit gewesen. Auch Feindschaft haben sie sich nicht geschworen, und der Schluß: Wenn Hamburg von der Erde verschwände, so wäre jeder Bremer um ebensoviel reicher, ist ebenso absurd wie der umgekehrte!

Bremen und Hamburg, die Schwesterstädte, die Schwestern! So klang es 1846 in jener Jubelfeier zu Ehren von Bürgermeister Smidt, als Hamburgs Abgesandter, Syndikus Karl Sieveking, von der „Solidarität der eng verbundenen Schwesterstädte" redete und seine Worte ausklingen ließ in ein Hoch „auf den Mut, die Freiheit und

Digitized by Google

das Glück dieser im Wetteifer mit Hamburg aufblühenden Stadt[1])." Und so haben sie sich auch in bangen Stunden, wo es um Leben und Sterben ging, stets schwesterlich beigestanden: Die Hamburger den Bremern 1547 im schmalkaldischen Kriege während der zweimaligen Belagerung durch die Kaiserlichen[2]), die Bremer den Hamburgern z. B. im großen Brande von 1842[3]). Manch gemeinsame Waffentat ist zu nennen im Kampf gegen Seeräuber und bei der Befriedung der Nordsee, ihrer Küsten und Ströme in der Hansezeit. Und von dem gleichen Geiste beseelt war ihr politisches Zusammenwirken in den Stürmen der Franzosenzeit bis zum hanseatischen Direktorium von 1813 und der hanseatischen Legion wider Napoleon. Das bleibt unvergessen!

Man lernte dies und jenes voneinander und übernahm es in das eigene Leben, ohne daß viel Aufhebens davon gemacht wurde. So haben die Bremer im Anfang des 14. Jahrhunderts für ihre „menen ordele" erhebliche Anleihen bei dem Hamburgischen Stadtrecht gemacht und das Hamburgische Schiffrecht sogar als Ganzes „rezipiert", wie man solche Vorgänge gemeinhin zu bezeichnen pflegt. Dafür haben die Hamburger zur selben Zeit die Bremer Methode des Bierbrauens nachgemacht und dabei unter Zuhilfenahme des aroma-

---

[1]) Heinrich Sieveking, Karl Sieveking 1787 bis 1847, Lebensbild eines hamburgischen Diplomaten aus dem Zeitalter der Romantik, Bd. III S. 739 f.

[2]) Vgl. Hamburgische Kämmereirechnungen vom Jahre 1547 (Ausgabe von Karl Koppmann Bd. VI S. 256, 257, 286, 287 f): Ad expeditionem factam ob Bremenses ab obsidione domini Erici ducis Brunswicensis et Christopheri de Wrisberge caesareorum supremorum ducum et commissariorum liberandos, pro sumptu et stipendio aurigarum et equorum proque aliis rebus necessariis ad sex tormenta bellica maiuscula cum exercitu mittenda insumpta sunt 2216 ℔ 6 ß 6 ₰. Septem navibus appellatis boyerde ad Bremensium urgentes preces, cum obsidione premerentur, expeditis et in amne Visurgi collocatis, ut hostes commeatu intercluderentur vicinaeque gentes cohiberentur, pro stipendio et sumptu nautarum, militum et navium diversisque aliis rebus necessariis impensa sunt 8471 ℔ 2 ß 6 ₰. Die Gesamtausgaben für den Feldzug einschließlich der Schlacht bei Drakenburg beliefen sich auf mehr als 100 000 Pfund. Außerdem kaufte Hamburg für Bremen 150 Wispel Roggen, die der belagerten und hungernden Stadt zugeführt wurden.

[3]) 265 Mann Bremischer Infanterie übernahmen seit dem 9. Mai die Brandwache auf den Trümmern der Altstadt und blieben dort länger als 5 Wochen. Jede Entschädigung für diesen Freundesdienst wurde abgelehnt. Während der ganzen Zeit bezogen die Bremer Bürger persönlich die Wälle ihrer Stadt. Vgl. Jul. Faulwasser, Der Große Brand und der Wiederaufbau von Hamburg (1892) S. 24 f.

Digitized by Google

tischen Hamburger Fleetwassers ein Erzeugnis herausgebracht, das schnell Weltruf erlangte und dem verwöhnten italienischen Kardinal, dem man es vorsetzte, den Ausruf entlockte: Quam libenter esses vinum! —

Freilich auch unter Schwestern geht es nicht immer ganz ungetrübt und ohne Eifersüchteleien zu. Die Frage des Vorrangs, des Vortritts, des höheren Alters ist Jahrhunderte lang und von verschiedenen Grundlagen aus erörtert worden, vor allem von Bremischer Seite mit unerhörter und zumeist schließlich auch erfolgreicher Hartnäckigkeit. Auf kirchlichem Boden zuerst ist die Frage ausgetragen worden: Bremen stützte sich auf seine Eigenschaft als Erzbischofssitz, Hamburg darauf, daß es schon vor Bremen Erzsitz gewesen sei. Die Streitigkeiten hierüber füllen zahlreiche Seiten unserer Urkundenbücher und Regestenwerke und haben auf Bremischer Seite sogar poetische Formen angenommen:

Hoc est Hamburgensium semper rebellare,
Qui sedi Bremensium se volunt aequare,

auf deutsch etwa:

Hamburgs Art bleibt ewiglich die von Erzrebellen;
Diese Leute wagen's, sich Bremen gleichzustellen.

oder

Hamburgenses sunt sicut enses semper acuti:
Proelia poscunt nec bene noscunt ensibus uti!

zu deutsch:

Hamburger Pfaffen sind wie die Waffen scharf und geschliffen:
Mutvoll sie rasen, bis sie das Hasen- Banner ergriffen.

Sonderliche Hochachtung spricht nicht aus diesen Versen[1]). Ihr rechtliches Ende haben die Streitigkeiten im Jahre 1223 gefunden: Bremen allein ist Erzbischofssitz, das Hamburgische Domkapitel rangiert hinter dem Bremischen, erhält aber weitgehende Selbständigkeit.

Die kirchlich entschiedene Frage erneuerte sich auf hansischem Boden im 14. Jahrhundert: auf den Hansetagen beanspruchte Bremen

[1]) Lappenberg, Geschichtsquellen des Erzstifts und der Stadt Bremen (1841) S. 29 Vers 111 f.; Koppmann, Mitteilungen des Vereins für hamburgische Geschichte II 2 S. 78.

Digitized by Google

den Vortritt — wieder unter Berufung auf die erzstiftische Würde[1]). Jeder Bremer Geschichtsfreund kennt die Geschichte aus der Chronik von Rynesberch und Schene, wo sie in der späteren Fassung sogar zum Vorranganspruch der Bremer gegen Lübeck gesteigert wird[2]). Letzteres war nun freilich eine Vermessenheit, die nur auf geduldigem Pergament, nicht aber in der rauhen Wirklichkeit ausgesprochen werden durfte. Dagegen der Fall Bremen-Hamburg lag doch ernster. Lübeck hatte in vornehmer Überlegenheit die rechte Lösung gefunden: Rechts neben dem Vertreter Lübecks als der führenden Hansestadt kam Köln zu sitzen, dessen Vorrang niemand bestritt, dann schloß sich rechts von Köln Bremen, links von Lübeck Hamburg an. Doch das war den Bremern nicht recht; sie sagten: man könne zweifeln, ob der zweite Platz rechts besser sei als der erste links, und verlangten, daß entweder Hamburg rechts an die dritte, oder Bremen links an die erste Stelle rücke. Erfolg hat dieser Einspruch nicht gehabt, Lübecks salomonische Entscheidung hat sich durchgesetzt. Dagegen wußte sich der Bremer Rat mit nicht unbedenklichen Mitteln, gleich dem von Köln und Lübeck ein Vorrecht zu verschaffen, an dem Hamburg zugestandenermaßen nicht teilhatte: nämlich Gold und Bunt zu tragen[3]). Der ganze formelle Streit wurde von Bremischer Seite umso wichtiger genommen, als sich nicht verhehlen ließ, daß in der Welt der Tatsächlichkeiten Hamburg Bremen ebenso überflügelt hatte, wie Lübeck Hamburg[4]).

„Querelles Allemandes" werden wir sagen. Und doch wirkten

---

[1]) Vgl. zum Folgenden Walther Stein, Hansische Geschichtsblätter 1906 S. 146 ff.

[2]) S. 119 u. 75 der Ausgabe von Lappenberg. Otto Beneke in seinen Hamburgischen Geschichten und Denkwürdigkeiten (S. 1 ff.) hat die Geschichte in seiner Art wiedererzählt und mit einem Schluß (aus Eigenem!) versehen, der Hamburg über beide Schwesterstädte erhebt.

[3]) Vgl. Walter Stein a. a. O. 148 f. Übersehen hat man bisher die Tatsache, daß außer Köln auch Lübeck in aller Form den Anspruch auf Gold und Bunt als Ratstracht erhob, u. zw. bereits im Jahre 1366 (UB. der Stadt Lübeck Bd. III S. 633 f.). Vielleicht deshalb hat die Bremer Chronik ein Gleiches für Bremen schon für die Jahre 1361 und 1365 behauptet (Lappenberg a. a. O. S. 110 u. 113).

[4]) An Wehrkraft und finanzieller Leistungsfähigkeit wurden Lübeck, Hamburg und Bremen im hansischen Zeitalter bewertet wie 4 zu 3 zu 2. Man vergleiche die verdienstvollen Zusammenstellungen von Ernst Grohne in seiner Arbeit „Hamburgs Hinterland" (1922) S. 17 f. (Nr. 6 der Mitteilungen aus dem Museum für hamburgische Geschichte).

Digitized by Google

sie bis in unsere Tage nach. Denn im Regensburger Reichstage des Alten Reichs, im Deutschen Bundestage zu Frankfurt und noch im Bundesrate des Bismarckschen zweiten Reichs saß Bremen über Hamburg, und die amtliche Reihenfolge der Hansestädte blieb bis zum Zusammenbruch von 1918/19: Lübeck, Bremen, Hamburg[1]).

Das alles liegt ja freilich ganz an der Oberfläche, gibt uns aber doch einen Eindruck von dem durch ein Jahrtausend hindurchgehenden Wettstreit. Wir begegnen diesem Kampf um die Palme immer wieder. Dem Gymnasium Illustre der Bremer von 1610 setzt Hamburg 1613 sein Gymnasium Academicum entgegen, mit dem Erfolge, daß dieses für die lutherischen Lande in den Zeiten des Großen Krieges die gleiche Bedeutung gewann, wie jenes für die kalvinistischen. Hapag und Lloyd, Blohm & Voss und AG. Weser sind in jüngster Vergangenheit die bekanntesten Beispiele des Wettbewerbes zur See; im Strom- und Hafenbau stehen den großen Hamburger Technikern Woltman, Dalmann und Bubendey ein Frantzius und seine Nachfolger ebenbürtig gegenüber. Als das Handels-U-Boot „Deutschland" glücklich New York erreicht hatte und ganz Deutschland jubelte, sagte, wie man mir erzählt, eine alte echte Bremerin zu ihrer Freundin: „Und weißt du, was das Schönste dabei ist? Daß es nicht die Hamburger gewesen sind!" Wie die Bremer Schröderbank sich in Hamburg gegenüber der Börse niederließ und die Bremischen Streifen hißte, sah man darin in Hamburg die Aufrichtung eines Zwing-Uri oder eines Geßlerhuts.

Das Gerede sagt, Hauptkennzeichen eines Hamburgers sei: kann die Bremer nicht leiden! Dahinter steckt das unbestimmte Gefühl einer inneren Verschiedenheit. Und diese Verschiedenheit ist tatsächlich da. Wir können sie aus der Geschichte ablesen. Es ist auffallend, wie oft in Entscheidungsstunden der Entschluß hier und dort ein verschiedener war[2]). Man beachte etwa:

---

[1]) Mitgewirkt hat bei der Rangordnung auch, daß Hamburg erst 1768 endgültig in das Städtekollegium des Reichstags eintrat, während Bremen dort seit 1666 Sitz hatte und Lübeck schon 1226 zur Reichsstadt erklärt worden war. Doch hatte schon der Augsburger Reichstag von 1510 Hamburg für reichsunmittelbar erklärt und das Reichskammergericht im Jahre 1618 im gleichen Sinne sein Urteil gesprochen.

[2]) Vgl. auch H. Reincke: Hamburg, Bremen, Lübeck, eine vergleichende Charakterskizze, in Mitteilungen des Vereins f. hamburg. Gesch. Bd. XIII (1920) S. 237 ff.

Digitized by Google

In der alten Kaiserzeit war Bremen durchweg ebenso entschieden kaiserlich-staufisch, wie Hamburg welfisch war. Solange es eine deutsche Hanse gab, war Hamburg hansisch, Bremen hat fast ein Jahrhundert lang außerhalb der Hanse auf eigenen Füßen gestanden; umgekehrt hat im endenden 16. Jahrhundert Bremen das zermorschende hansische System gestützt, Hamburg sich von ihm abgewandt. Im Zeitalter Luthers haben die Bremer als die „Erstlinge der Niedersachsen" sich der reformatorischen Bewegung in die Arme geworfen, während Hamburg zögerte; weiterhin aber wurde Hamburg das „Zion des Nordens" für das strengste Luthertum, Bremen ein wichtiger Sitz des Kalvinismus: Die aus Hamburg verstoßenen kryptokalvinischen Geistlichen wandten sich nach Bremen, die aus Bremen entwichenen lutherischen Ratsherren nach Hamburg. Der kirchliche Gegensatz ist bis zum heutigen Tage deutlich wahrnehmbar! Nach dem Niedergang Antwerpens im endenden 16. Jahrhundert hat Hamburg nach scharfem Kampf mit der Hanse und mit anderen Wettbewerbern (Emden, Stade) die Erbschaft des großen internationalen Weltmarkts an der Schelde angetreten, hat den Fremden (Niederländern und Wallonen, Oberdeutschen und Italienern, Engländern und Juden) die Tore geöffnet und sich dabei zeitweise vom niederdeutschen Mutterboden fast völlig gelöst; Bremen hat aus der Verlagerung der Verhältnisse gleichfalls seinen Nutzen gezogen, aber ohne nach den Fremden zu haschen oder seine deutsche Eigenart preiszugeben. Noch in den Zeiten nach den Befreiungskriegen blieb die Bevölkerungspolitik beider Städte gegensätzlich: Bürgermeister Smidt wußte unter Aufbietung seines vollen persönlichen Einflusses am Bundestage in Frankfurt wie daheim die Juden von Bremen fernzuhalten; in Hamburg beginnt eben damals die Verkehrs- und Heiratsschranke zwischen den alten Familien und der jüdischen Handelsaristokratie der Haller, Behrens, Hertz, Oppenheim, Popert usw. zu fallen, ein Schritt, dessen Folgen vielen erst heute zum Bewußtsein gelangt sind. Nehmen wir die allgemeine deutsche Handelspolitik des 19. Jahrhunderts, so haben die Gedanken und Bestrebungen des Bremers Duckwitz nirgendwo solche Gegnerschaft gefunden wie an der Elbe.

Wollen wir diese Erscheinungen der Geschichte kurz auf einen Generalnenner bringen, so werden wir sagen: Bremen fühlt sich dem eigenen Volkstum stärker verbunden, blutmäßig wie politisch —

Digitized by Google

Hamburg ist weltläufiger; Bremen wurzelt tiefer — Hamburg greift weiter aus. Ein gleiches Verhalten zeigt sich auch auf wirtschaftlichem Gebiet, in Handel und Schiffahrt: Bremen wirft sich mit ungeheurer Stoßkraft aus der Tiefe auf bestimmte Aufgaben (Auswanderung), bestimmte Waren (Baumwolle), bestimmte Länder (Nordamerika) — Hamburg breitet sich gelassen über die ganze Welt aus: „Wo Handel ist, dahin hat der Hamburger seinen Fuß zu setzen gewußt", so sagt schon eine Denkschrift des Jahres 1806, und über dem Portal des Kontorhauses der Hamburg-Amerika-Linie prangten bekanntlich die Worte: „Mein Feld ist die Welt."

Auch das innere politische Gemeinschaftsleben zeigt die gleichen Eigentümlichkeiten. Bürgerliche Unruhen haben beide Städte gekannt. Aber wie dramatisch-explosiv spitzt sich das alles in Bremen zu: im 14. Jahrhundert mit seinen wiederholten Umwälzungen, dann 1428, 1530 und wieder nach dem Zusammenbruche von 1918, und wieviel Blut ist dabei geflossen. Wie ruhig und geschäftsmäßig spielt sich dem gegenüber alles in Hamburg ab, im Verhandlungswege wird der Ausgleich gesucht. Rezesse, d. h. Vergleiche zwischen Rat und Bürgern, beenden alle Verfassungskonflikte; sie bilden die Grundlagen der Verfassung, nicht herrscherlicher Wille. Dramatische Szenen fehlen fast ganz. Als Lettow-Vorbeck 1919 Hamburg von der Herrschaft der Unterwelt befreit, da soll er auf Wunsch des Bürgermeisters seine Truppen nicht mit Fanfaren, sondern „in Moll" einmarschieren lassen. Ein älteres Gegenstück: als 1528 Lutheraner und Altkirchliche in Waffen einander gegenüberstehen, da genügt ein gewaltiges nächtliches Gewitter zur Abkühlung der Gemüter, und im Wege öffentlicher Disputation und eines Wahrspruchs werden die Differenzen gelöst. Als Drama wickeln sich in Bremen die Dinge ab, als Epos in Hamburg.

So ist auch die Bremische Geschichte reicher an überragenden Einzelpersönlichkeiten, die ganzen Epochen den Stempel aufdrücken, deren Wirken über die Jahrhunderte reicht bis in die Gegenwart. Den beiden Daniel v. Büren, einem Johann Smidt, um nur die bedeutendsten zu nennen, kann Hamburg gleichwertige Persönlichkeiten nicht entgegenstellen. Die größte Umwälzung Hamburgs am Ende des 16. Jahrhunderts bleibt anonym; es ist, als wenn eine Schar blinder Erfolgshascher unwissend, und doch nicht schuldlos, ihrer Stadt auf 300 Jahre jenes für das gesamte Vaterland so unheilvolle, allen

Digitized by Google

Hansegeist preisgebende internationale Gesicht aufgeprägt hätten. Wo in Hamburg große Männer auftreten, da sind sie, auch wenn sie im Kampfe stehen, in erster Linie geruhsame meisterliche Ordner des Chaotischen: so in der Frühzeit Jordan v. Boitzenburg, im ausgehenden Mittelalter Hermann Langenbeck, um 1600 Sebastian v. Bergen, im 18. Jahrhundert Lucas v. Bostel und Jakob Schuback, so noch in der Zeit des Zollanschlusses Johannes Versmann. Etwas ungemein Besonnenes eignet allen Hamburgischen Staatsmännern, etwas Eruptives manchen der Bremischen!

Man hat diesen Gegensatz des Temperaments zu allen Zeiten empfunden. „Bremen, wes gedechtich, lat nicht mer in, den Du bist mechtich", so klingt den Bremern der alte Spruch, die Mahnung zum Maßhalten, die Warnung vor der Hybris entgegen. Die Hamburger aber setzten schon im 16. Jahrhundert auf ihre Banner und als Inschrift an ihre Tore: Da pacem, Domine, in diebus nostris! Der Reisige Roland ist der Schutzpatron Bremens, die Jungfrau Maria Patronin Hamburgs, bis sie von der durch und durch kommerziellen Hammonia abgelöst wurde[1]). Sehr hübsch — nur freilich nicht in Form eines Kompliments für Bremen — hat im Jahre 1815 ein sehr kluger Hamburger den Gegensatz herausgestellt, als es sich um die Frage der Bürgerbewaffnung wider den aus Elba zurückgekehrten Napoleon handelte[2]): „Der Bremische Senat geht freilich pfiffiger zu Werk als der unsrige: er ist immer derjenige, der zuerst und am lautesten seine Stimme erhebt und sich dadurch den Anschein eines bewunderungswürdigen Eifers für die gemeine Sache zu geben weiß. Allein geleistet wird dort am Ende immer weniger als hier... Bei uns hat man weniger gelärmt, aber die Sache ist im besten Gange..." Es kommt dabei — dieses zur Beruhigung ängstlicher Bremischer Gemüter! — nicht darauf an, ob diese boshafte Schilderung Smidtscher Methoden völlig, zur Hälfte oder gar nicht stimmt. Es handelt sich hier im Zusammenhang nur darum, daß der Schreiber dieser Zeilen die Temperamente der beiden Städte richtig erfaßt hat. Im übrigen steht seine Äußerung durchaus nicht allein da. Ferdinand Beneke, der feinsinnige hamburgische Oberaltensekretär, meinte gelegentlich:

---

[1]) Vgl. H. Reincke, Die Schutzpatrone der Stadt Hamburg, in Festschrift Hans Nirrnheim (1935) S. 1 ff.

[2]) Vgl. H. Reincke, Aus dem Briefwechsel von Karl und Diederich Gries 1796 bis 1819, Zeitschr. f. hamburg. Gesch. Bd. XXV S. 273.

Digitized by Google

„Bremen scheint in den meisten Dingen das anregende Prinzip zu sein, Lübeck das gemütliche, Hamburg aber die Kritik zu verwalten und demnach in der Ausführung vorzugehen[1])." Und während Syndikus Sieveking „das verschiedene Temperament der Städte, namentlich die vordringliche Rührigkeit Bremens" hervorhebt[2]), stellt Westphalen in der Vorrede seines unübertroffenen Werks über Hamburgs Verfassung und Verwaltung 1846 als den eigentlichen Kern echt hamburgischer Gesinnung heraus: „Beharrliche Ausdauer und unablässiges Bemühen[3])." Woher aber kommt nun diese gegensätzliche Eigenart? Woher kommt bei Bremen das Treibende, Stoßende, Dramatische, bei aller betonten Form, bei aller als steif verschrienen Zurückhaltung des echten Bremers? Woher bei Hamburg das Ruhige, Besonnene, Zuwartende, Epische, bei aller emsigen Betriebsamkeit, bei dem sprichwörtlichen Fleiß der Bewohner[4])?

Es sind zwei gleichwertige Faktoren, die da zusammenwirken: die Zusammensetzung der Bevölkerung und die geographischen Bedingtheiten, wir können auch sagen in bekannter Formulierung: Blut und Boden.

Mit Absicht beginne ich mit dem Boden, mit den geographischen Gegebenheiten und Bedingtheiten, unter denen die beiden Städte leben. Sie bringen eine innere Gesetzlichkeit in das Geschehen, der sich niemand entziehen kann.

Beide Städte liegen am Unterlauf eines großen Stromgebiets, aus dem ihnen mit der rinnenden Welle geistige und wirtschaftliche Güter zuströmen. Die Ausfuhr weiter Binnenräume wird in ihnen zusammengefaßt, um über See und Sand in ferne Länder verfrachtet zu werden. Seit wann diese von der Natur gegebene Möglichkeit nun auch tatsächlich ergriffen worden ist, und warum sie eben an diesen beiden Stellen, Bremen und Hamburg, und nicht etwa in Vegesack und Harburg Gestalt gewonnen hat, das interessiert hier nicht. An der Elbe ist die Flußlage erst im 12. Jahrhundert bedeutungsvoll geworden, in Bremen nicht viel früher.

[1]) Heinr. Sieveking, Karl Sieveking 1787 bis 1847, Bd. III S. 28.
[2]) A. a. O. Bd. II S. 181.
[3]) 2. Aufl. Bd. I S. XXII.
[4]) Noch dieser Tage ist mir aus dem Munde kundiger süddeutscher Unternehmer und Techniker der Ruhm und die Unerreichbarkeit hamburgischer Arbeitsintensität entgegengeklungen!

Digitized by Google

Beide Städte liegen ferner so, daß die Flutwelle sie erreicht und ihnen Fracht aus den atlantischen Räumen zuführt. Seit wann diese Lage als Aufgabe ergriffen worden ist, geht uns wiederum nichts an. Genug, daß es Zeiten gab, in denen Niederweser und Niederelbe ebenso wenig als Einfallstor der Fremde wie als Seepforte der Binnenländer wesentlich in die Erscheinung traten. Der Angelsachse Willehad ist sicher nicht auf dem Seewege an seinen Wirkungsplatz an der Weser gelangt, und die Verbindung der Erzbischofssitze mit ihren westfränkisch-flandrischen Unterstützungsklöstern wird gleichfalls vorwiegend zu Lande vor sich gegangen sein. Fraglos hat Bremen eher als Hamburg die Bedeutung eines Seehafenplatzes erlangt — an der Elbe besaß Stade den Altersvorrang.

Indessen dieser zeitliche Vorsprung Bremens ändert doch nichts an der Tatsache, daß an sich bei Hamburg die naturgegebene Ausstattung von allem Anfang an reichlicher war und dauernd reichlicher bleiben wird, mag auch der Mittellandkanal demnächst gewisse Verschiebungen mit sich bringen. Das kleinere Weserstromgebiet ist völkisch geschlossener: Niedersachsen, Friesen und Hessen haben im wesentlichen an ihm Anteil. Das Elbegebiet erfaßt dem gegenüber nicht nur in seinem Unterlauf das eigentliche Kerngebiet Niedersachsens, Holstein und Dithmarschen, Bremen—Verden (ich meine die Territorien) und Lüneburg zum größten Teil, sondern Ostfalen und Mecklenburg, es greift unmittelbar über die Saale nach Thüringen, über Obersachsen nach Böhmen, mittelbar durch die märkischen Wasserstraßen und das alte Urstromtal über Brandenburg bis nach Schlesien und Polen, bis nach Breslau und Warschau, also weit in fremdes Volkstum hinein. Zwischen Breslau und Hamburg läuft ein regelmäßiger ununterbrochener Schiffahrtsverkehr. In Böhmen steht Hamburg seit einem halben Jahrtausend im Wettbewerb mit den Häfen der Adria, einst Venedig, jetzt Triest. Das alles ist nicht gewollt, sondern durch die schenkende Hand der Natur gegeben.

Die deutschen Ströme sind aber nicht nur Verbindungsstraßen, sondern in einem anderswo kaum gekannten Umfange Trennungslinien, so daß Uferstädte als Übergangspunkte erscheinen. Das älteste Bremen ist nach der einleuchtenden Vermutung Alwin Lonkes als Fährstelle entstanden zwischen — (ich werde mich hüten zu sagen: dem Raume Westfalen und dem Raume Niedersachsen; ich halte derartige zweckgeborene Behauptungen für nichts anderes als einen

Digitized by Google

höchst unzeitgemäßen Provinzial-Imperialismus!), aber doch zwischen deutlich unterschiedenen Abschnitten der niederdeutschen Ebene.

Aber selbst wenn der westfälische Provinzial-Imperialismus verflossener Tage Recht hätte, so würde doch die trennende Bedeutung des Stroms, die verbindende der Stadt hier an der Weser nichts sein im Vergleich mit der Bedeutung des Elbabschnitts. In Hamburg, wie weiter oberhalb in Magdeburg, begegnen sich Westelbien und Ostelbien, das deutsche Mutterland und der deutsche Kolonialboden. In der Auseinandersetzung zwischen Alt- und Neudeutschland oder, besser gesagt, in der immer engeren Zusammenfügung der durch geschichtliches Schicksal zeitweise voneinander getrennten Glieder des Westens und des Ostens liegt eine Aufgabe Hamburgs seit den frühesten Zeiten, von den Anfängen der Wendenmission an über Lessing bis zu der modernen Tatsache, daß Hamburg (neben anderem) die größte Stadt der Mecklenburger ist — es gibt in Hamburg mehr geborene Obotriten als in Rostock und Schwerin! Von dieser Seite aus gesehen, liegt Bremen in ruhigem Hinterland wohl eingebettet!

Aber damit ist die reiche Morgengabe, die der Niederelbe und ihrer großen Hafenstadt in die Wiege gelegt ist, noch keineswegs erschöpft. Hamburg hat in hervorragendem Maße teil an der großen historischen Sendung der zimbrischen Halbinsel. Wer im Flugzeug die Strecke Hamburg-Kopenhagen durchmißt — ein wahrhaft beglückender Aspekt! —, der schaut mit einem Blick links und rechts Nordsee- und Ostseeraum, unter und vor sich Mitteleuropa und Skandinavien, der faßt ins Auge die ganzen unerhört reichen geopolitischen Möglichkeiten, wie Holsteins, so Hamburgs. Es gibt auf der Welt wenig Punkte mit ähnlicher Mitgift, und sie sind im Gegensatze zu Hamburg vorzugsweise militärisch-strategisch gewertet worden, weniger wirtschaftlich ausgebaut: ich nenne Panama, Suez, Singapur, auch Aden, Malta und Gibraltar. Mit Ausnahme Panamas sind sie alle in englischer Hand: in London weiß man, warum, und gerade in der politischen Gegenwart sieht das selbst der blutigste Laie. Übrigens hat England auch an dem geopolitischen Knotenpunkt im Elbmündungsgebiet fast ein Jahrhundert lang seinen Stützpunkt besessen, Helgoland, dessen Bedeutung für England schon im endenden 17. Jahrhundert einigen Einsichtigen klar geworden war[1]).

[1]) Vgl. Arnold Oskar Meyer in Ztschr. f. schlesw.-holst. Gesch. Bd. 54 S. 291 ff.

Digitized by Google

Doch zurück zum Thema! Mitteleuropa — Skandinavien: zum ersten Male geschichtlich gestellt wurde diese Aufgabe in der „Nordischen Mission", wie sie unter Ludwig dem Frommen aufgerichtet und durch mehr als drei Jahrhunderte festgehalten wurde. Die nordische Mission wurde Hamburg zuteil und blieb im Wesen wie dem Namen nach auch dann bei Hamburg, als das Erzstift seinen Schwerpunkt nach Bremen verlegte. Nur als Archiepiscopus Hamburgensis hatte der Bremer den Anspruch auf den Norden, und in allen Urkunden, die diesen Anspruch hochhalten, erscheint er als Hamburgensis. Aus dem Titel des Erzbischofs verschwindet der Name Hamburgs in dem gleichen Augenblick, als die Mission endgültig verloren geht. Adalbero und Hartwig I. nennen sich noch vorzugsweise nach Hamburg (Mitte des 12. Jahrhunderts), Hartwig II. nur noch nach Bremen. Eine nordische Mission kann nie im Ernste von Bremen aus betrieben werden, nur von Hamburg! Das gilt nicht nur kirchlich, ebenso politisch, wirtschaftlich, kulturell. Selbstverständlich konnte Bremen im Handelsverkehr mit Bergen große Bedeutung erlangen, gleiche wie Hamburg oder gar noch größere zu Zeiten — trotzdem hat Hamburg für Norwegen im ganzen mehr bedeutet: noch vor zwei Menschenaltern besorgte der Norweger seine Einkäufe in Kultur- und Luxusgütern überwiegend (wenn nicht in London) in Hamburg. Die Island- und Grönlandfahrt der Hamburger übertraf die der Bremer um ein Vielfaches. Und nun gar Dänemark! Hamburg ist nicht nur die eigentliche Hauptstadt Schleswig-Holsteins, sondern für Jahrhunderte wirtschaftlich die Hauptstadt Gesamt-Dänemarks. Im nördlichsten Jütland noch galt Hamburg schlechthin als „die Stadt", und man sagt dort noch heute im Sprichwort: „Es ist nicht gut für ein jütisches Schwein, zu wissen, wie teuer der Speck in Hamburg ist"[1]). Erst der Eiderkanal von 1784 hat Kopenhagen zu einem ernstlichen Rivalen Hamburgs gemacht. Auf kulturellem Gebiete liegen die Dinge nicht anders. Die Wiederentdeckung des Nordischen und die erneute fruchtbare Verknüpfung deutschen und skandinavischen Wesens seit dem Ende des 18. Jahrhunderts spielt sich zwischen Kopenhagen und Hamburg ab. Der Name Klopstocks, der durch seine Wirksamkeit beiden Städten angehört, sagt da genug. Auch an Philipp Otto Runge,

[1]) Det er int godt for ä Sviin a veed hva ä Flesk koster i Hamborre, vgl. Heinr. Handelmann, Ortsnamen in Reim und Spruch aus Schleswig-Holstein 1866 Nr. 74 S. 24.

Digitized by Google

den Schüler der Kopenhagener Akademie darf erinnert werden. Die Baumeister des dänischen Klassizismus, ein Arens, Hansen, Bundsen haben Jahrzehnte hindurch die Hamburgische Architektur beherrscht. Und war nicht der große Bernstorff Gutsherr an der Oberalster, der allmächtige Finanzminister Schimmelmann Gutsherr zu Wandsbek und Ahrensburg, und Struensee früherer Stadtphysikus von Altona? Der Hamburger Basedow wurde Leiter der dänischen Ritterakademie zu Sorö. Hamburger Goldschmiede arbeiteten für den dänischen König, dänische Organisten saßen an den Orgelstühlen der Hansestadt. Doch ich breche ab, um nicht den Rahmen zu sprengen, und gebe nur noch zu bedenken, daß auch heute Deutsch-Nordische Gesellschaften oder Kontore niemals Bremen, wohl aber Hamburg zu ihrem Sitze wählen konnten. —

Und nun: Ostseeraum — Nordseeraum, die beiden großen nordeuropäischen Binnenmeere als Klammern für das um sie herum gelagerte Land gedacht: baltischer Kreis — atlantischer Kreis! Bremen hat nur an der Nordsee teil, mag auch die Stadt zu Zeiten in der Schiffahrt durch den Sund eine beträchtliche Rolle gespielt haben[1]). Hamburg gehört beiden Kreisen an. Die Strecke von Lübeck nach Hamburg, von der Trave zur Elbe und umgekehrt, war zu Wasser wie zu Lande die Herzschlagader des gesamten hansischen Verkehrs. Alles hätte man der Hanse nehmen können, ohne ihr Leben zu gefährden, nur dieses eine nicht, die Verbindung zwischen Nordsee und Ostsee. Denn auf ihr beruhte die ganze wirtschaftliche und politische Vorherrschaft des Deutschtums in Nordeuropa. Die Hanse ist vergangen. Aber die Funktion Hamburgs ist geblieben[2]), und sie ist unter völlig veränderten Vorzeichen wieder verstärkt worden durch den Bau des Nord-Ostsee-Kanals. Durch diese künstliche Wasserstraße wurde Hamburg unmittelbarer Ostseehafen, und zwar einer der bedeutendsten, wenn nicht d e r bedeutendste. — Auf kulturellem Ge-

[1]) Vgl. Dietrich Schäfer, Die Sundzoll-Listen, Hans. Geschichtsblätter 1908 S. 1 ff., über Bremen insbesondere S. 10 f. Im 17. Jahrhundert liegen die bremischen Zahlen erheblich über den hamburgischen: 3006 Durchfahrten gegen 1901! S. vor allem jetzt auch L. Beutin, Die bremische Ostseefahrt in den neueren Jahrhunderten, Br. Jb. 1935, S. 358 ff.

[2]) Die Zoll- und Arrestfreiheit zwischen Hamburg und Lübeck ist erst im 19. Jahrhundert beseitigt worden. Noch Lappenberg konnte 1838 den Auftrag erhalten, zur Verteidigung der alten Freiheiten die Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts zu veröffentlichen.

Digitized by Google

biet ist bekannt, daß Shakespeare und später die englische Aufklärung über Hamburg nach Deutschland gewandert ist[1]), weniger bekannt, daß die Städte Livlands und Estlands, Riga, Reval, Dorpat, Hapsal, Hasenpoth im Mittelalter nach hamburgischem Recht lebten[2]), und daß bedeutende Werke hamburgischer Meister des Mittelalters in Vadstena in Schweden und in Nykyrko in Finnland zu finden sind[3]). Der große hamburgische Historiker Albert Krantz umfaßte aus persönlicher Kenntnis den gesamten hansischen Bereich von Brügge und Antwerpen, ja von Paris, bis nach Königsberg und Riga[4]).

Ich halte ein: Der Sachverhalt ist klar.

Wir sehen, auf Grund der geographischen Gegebenheiten, im Falle Hamburgs: ein höchst verwickeltes, beinahe unübersehbares Liniengewirr, ein Netz von Aufgaben, von Möglichkeiten, wo es eins mit dem anderen zu vereinigen gilt; wo ein wohlausgewogenes Gleichgewicht herzustellen ist; wo nur gewiegteste, besonnenste Steuermannskunst gelassen den rechten Kurs halten kann. Wir sehen in Bremen auf Grund des geophysischen Tatbestandes: wenige, besser gesagt: im Verhältnis zu der Schwesterstadt wenigere, aber eindeutig bestimmte Linien, auf die sich die ganze gesammelte Kraft konzentrieren kann. Das bedeutet also: Die zeitlosen Gegebenheiten der Lage und die Ausprägung des Temperaments der beiden Städte in der Zeit gelangen völlig zur Deckung.

Schließlich kein Wunder! sagt uns der natürliche Menschenverstand. Und — so würde die verflossene Milieu-Theorie hinzusetzen — ein Beleg dafür, daß die Umwelt den Menschen schafft! Wie ist das nun? Zunächst: Und wenn man den Wolf in den schönsten Mühlenstall sperrt, er wird doch nicht lernen, Mehlsäcke zu schleppen, Disteln zu fressen und IA zu sagen. Das wäre contra naturam sui generis, wie die klugen alten römischen Juristen sagten. Die Erbanlage wird nicht durch das Milieu bestimmt. Aber wohl kann die

[1]) Vgl. H. Reincke, Hamburgs Anteil am deutschen Geistesleben der Vergangenheit, in „Hamburg in seiner wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung für Deutschland" 1925 (Festschrift für die deutsche Lehrerversammlung) S. 58, 68 ff.

[2]) Vgl. J. G. L. Napiersky, Die Quellen des Rigischen Stadtrechts 1876.

[3]) Kurt Habicht, Hanseatische Malerei und Plastik in Skandinavien (1926) S. 4 ff, 15 ff.; Bella Martens, Meister Francke 1929.

[4]) Vgl. H. Reincke, Albert Krantz als Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber, in Festschrift von Melle (1933) S. 111 ff.

Digitized by Google

gleiche Erbanlage individuell verschieden trainiert werden. In diesem Sinne kann die Eigenart eines Ortes wieder und immer wieder die Ausbildung bestimmter Eigenschaften bei jedem einzelnen Bürger oder Einwohner begünstigen und herbeiführen.

Wichtiger und bisher nie genügend beachtet ist eine zweite Tatsache. Alle Städte der Gegenwart wie der Vergangenheit leben nur durch Einwanderung[1]). Die Stadt frißt Menschen, frißt ganze Geschlechter. Nur während weniger Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, als nämlich durch die Hygiene (Trinkwasserversorgung, geregelte Abwässerung, zunehmende Körper- und Wohnungspflege) die Sterblichkeit auf weniger als die Hälfte sank und trotzdem die Geburtenziffer hochblieb oder gar noch stieg — nur während dieser kurzen Frist von etwa 1830 bis 1900 haben die Städte sich bevölkerungsmäßig aus Eigenem erhalten können. Nachher war die Geburtlichkeit zu gering, vorher die Sterblichkeit zu hoch. Der Normalzustand der historischen deutschen Stadt ist, daß sie vom Lande lebt, ganz zu geschweigen von den Pestzeiten, in denen öfters 10, 20, ja 25 und 30 vom Hundert der Bevölkerung dahingerafft wurden, im Schwarzen Tode des Jahres 1350 bis zu 70 oder 80 vom Hundert[2]). Die Einwanderer beherrschen das Leben der Stadt, nicht die Eingeborenen. Wo ist das Bremer, Hamburger, Lübecker Patriziat des Mittelalters geblieben? Es ist ausgestorben. Wo standen die Wiegen der bedeutendsten Ratsglieder und Kaufleute der jüngeren Vergangenheit, wo die der Gegenwart? Ganz überwiegend auswärts!

Der Genius loci zieht die ihm art- und wesensgemäßen Einwanderer zu sich heran. Die Aufgabe des Orts bestimmt den Kreis derjenigen, die es wagen, sich als Neubürger in das Gemeinwesen einzuordnen[3]). Es ist dasselbe wie bei der Berufswahl. Ein geborener

---

[1]) Schon seit 16 Jahren habe ich diese These in Vorträgen immer wieder vertreten (vgl. u. a. Mitteilungen des Vereins f. hamburg. Gesch, Bd. XIV 1920 S. 6). Ich hoffe nächstens in der Festschrift zum 150jährigen Bestehen des Hamburger Adreßbuchs durchschlagendes Beweismaterial vorlegen zu können.

[2]) In Hamburg starben nach meinen Feststellungen in den Jahren 1349 bis 1351 von 22 Ratsherren 18 oder 80 v. H., in Bremen von 60 anscheinend 42 oder 70 v. H.

[3]) Diesen Gedanken habe ich zum ersten Male 1925 in meiner (ungedruckten) Hamburger Probevorlesung über geographische Gegebenheiten und geschichtliches Werden ausgeführt: „Wo Volkstum und Boden einander kongenial sind, da ist diese Übereinstimmung zumeist zustandegekommen

Digitized by Google

Schneider wird nicht Offizier, und ein geborener Offizier wird nicht Schneidermeister: die bekannte Anekdote vom Feldmarschall Derfflinger ist Sage! So hat Bremen zu allen Zeiten die ihm gemäßen Menschen an sich herangeholt: die energiegeladenen Einzelgänger, die Willensmenschen, die in bestimmten Bahnen vorwärtsstürmen, ohne nach rechts und links zu schauen, starke Einzelpersönlichkeiten mit Freiheitsdrang, so Hamburg die gewandteren, in vielen Sätteln gerechten Naturen, die weitgreifenden, die warten gelernt haben, die keine Frucht pflücken, ehe sie reif ist.

Und nun hat — das ist das Merkwürdige! — das Schicksal oder die Vorsehung beiden Städten die geeigneten Remontedepots (so möchte ich sagen!) unmittelbar vor die Tore gelegt: Bremen eine Bevölkerung von stark friesischem Charakter, Hamburg Niedersachsen mit fühlbarem holländischen Akzent und (seit etwa 100 Jahren) auch mit gewissem ostelbischen Einschlag (Mecklenburg!). Die Nachbarschaft dieses ländlichen Schlages zu den mit diesen bestimmten Aufgaben betrauten Städten steht nicht im Verhältnis von Ursache und Wirkung: ehe Hamburg und Bremen waren, ehe die Aufgaben beider Orte entdeckt sein konnten, standen Friesland als friesisch, die Länder Holstein und Lüneburg als niedersächsisch, die Elbmarschen als sächsisch-holländisch da. So ist es doch wohl etwas Schicksalhaftes um diese Nachbarschaft!

Doch damit es nicht scheint, als hätte ich meiner These zuliebe die Charaktereigenschaften der in Betracht kommenden Gebiete etwas zurechtgebogen, so will ich an dieser Stelle nachträglich zitieren, was andere gesagt haben. Otto Lauffer hat in seinem Werke: Land und Leute in Niederdeutschland Äußerungen über die Eigenart der einzelnen Gauvölker Niedersachsens gesammelt[1]). Vieles ist allen Niederdeutschen gemeinsam: das Vorwiegen des Verstandesmäßigen gegenüber den Kräften des Gemütes, die Wortkargheit, das Festhalten am Alten.

---

durch künstliche planmäßige Assimilierung des Bodens an das Volkstum oder durch die Anziehungskraft, die eine bestimmte Landschaft auf ein ihr kongeniales Volkstum ausübt. Das Irrationale der Persönlichkeit ergreift die in der geographischen Lage gegebenen Möglichkeiten, der Charakter der Rasse aber bleibt unverändert."

[1]) Bd. I (1933) S. 105 ff. Leider stammen die meisten dieser Charakterisierungen erst aus dem 19. Jahrhundert, die im Texte angeführten finden sich auf S. 130 ff., 136 ff.

Digitized by Google

Nun das Besondere. Was eignet dem Niederdeutschen der Küstenländer, dem Friesen, Oldenburger, Wurster usw.? Die Quellen sagen: Festigkeit, Steifheit, Eigensinn, Hang zur Ungebundenheit, aufrührerischer Sinn, große Freigebigkeit. Wir können hinzufügen aus dem alten Albert Krantz, der vor mehr als 400 Jahren als Erster das Friesentum der deutschen Nordseeküsten mit kritischen Augen ansah: Großsprecherei, leidenschaftliche Freiheitsliebe, Pochen auf das eigene Recht, doch wenig durchhaltender Gemeinsinn[1]).

Was eignet dem Niedersachsen der Geest und Marsch? Bedächtigkeit im Handeln, die Mittel und Zweck, Anfang und Ausgang mit gemessener Ruhe abwägt, Stetigkeit, Maß und Ziel, Gelassenheit. „Gut Ding will Weile haben" — „Und süüt dat uut ook noch so slecht, dat treckt sick allens wedder trecht": Das ist niedersächsisch gedacht, und man soll diese Bedachtsamkeit (denn das ist es, nicht tatenloser Fatalismus!) nicht gering schätzen; denn immerhin, mit diesen Grundsätzen hat sich das Sachsen- und Angelsachsentum die halbe Welt erobert. Dem stelle ich gegenüber: „Navigare necesse est, vivere non": Das ist friesisch gedacht. Bremen seiner inneren Wesensart nach friesisch, Hamburg niedersächsisch, so lautet daher auch meine letzte These in dieser vergleichenden Gegenüberstellung.

Nun fragen neugierige Gemüter vielleicht noch zum Schluß: Welches von beiden ist denn nun das Wertvollere? Das erinnert an die berühmten Fragen: Wer ist größer, Schiller oder Goethe, Caesar oder Alexander der Große? Bremen und Hamburg sind Schwestern. Fragt man eine Mutter, welche ihrer Töchter ihr die liebste sei, so wird sie antworten: Beide sind mir gleich lieb, beide stehen in ihrer

---

[1]) Man vgl. etwa die Stellen Saxonia X 14, 17, XI 6, 8, XIII 23, 27, 29; Wandalia X 32; Metropolis XI 11, XII 25. Hier eine Blütenlese: superbum genus hominum et quod sibi multum arrogat de libertate, male parens, domestico semper bello dissidens, fluxa fide populus, non diu pro sua consuetudine in sententia permanens. Es wird gesprochen von der libertas fabulosa, impotens superbia, hereditaria divisio, ferocia, conspiratio der Friesen, sie erscheinen als genus hominum incivile, quod rarius aliis miscentur nationibus, und zusammenfassend: est populus ille palustris, ut vastus corpore, ita animo stolidus, sed ad arma non satis sibi constans, ne uno quidem proelio pro ea, quam inflatis praedicant buccis, libertate pugnantes (das bezieht sich auf West- und Ostfriesen!). Sicher hat nicht die Liebe, sondern der Haß dieses Bild gezeichnet. Trotzdem lassen sich in ihm die Erbzüge des Friesentums bei aller Verzerrung wiedererkennen.

Digitized by Google

Art recht an ihrem Fleck, sie sind beide feine Mädel, sie sind mir gleich wert.

Ich meine, die gleiche Antwort ist auch allein der rechte Ausklang für unsere Betrachtung. Nicht: Hamburg oder Bremen, Bremen oder Hamburg,

sondern

Bremen und Hamburg, Hamburg und Bremen!

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MAY 10 38

Bremische Weihnachtsblätter

Herausgegeben von der Historischen Gesellschaft zu Bremen

Heft 7

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Heimatliche Altertümer geschichtlicher Zeit

Die Ernte der letzten Jahre an bremischen Boden- und Weserfunden

von

Gerd Dettmann

Weihnachten 1937

Digitized by Google

Digitized by Google

Heimatliche Altertümer geschichtlicher Zeit

Die Ernte der letzten Jahre
an bremischen Boden- und Weserfunden

von

Gerd Dettmann

1937

Arthur Geist
(vorm. G. Winters Buchhandlung Fr. Quelle Nachf.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Zu allen Zeiten ist die Weser der Lebensnerv bremischen Lebens gewesen und bis heute geblieben. Dies gilt nicht nur für Handel und Wandel der Stadt, sondern im besonderen auch für ein Gebiet, das man nicht ohne weiteres mit diesem Gedanken in Verbindung bringen würde, nämlich für das Gebiet der sachlichen Altertümerforschung. Auch hier ist die Weser zusammen mit dem bremischen Boden seit der Zeit, als man sich mit diesen Dingen zu beschäftigen begann, eine Quelle wissenschaftlich und heimatgeschichtlich bemerkenswerter Funde gewesen, und wird es hoffentlich auch bleiben. In der Jahresschrift des Focke-Museums 1929 veröffentlichte E. Grohne die reiche und mannigfaltige Sammlung der bremischen Weser- und Bodenfunde, die bis zu diesem Zeitpunkt in das Focke-Museum gelangt waren. Heute soll ein Überblick gegeben werden über die wichtigsten Funde, die seit dem Erscheinen jener Arbeit in das Focke-Museum kamen. Es sind also nur die Funde eines kurzen Zeitraumes von wenigen Jahren zu behandeln. Doch, sei es, daß jene Publikation allgemein den Blick und das Verständnis für derartige heimatliche Altertümer stärkte, sei es, daß die in jeder Hinsicht vom Focke-Museum unternommenen Bemühungen, Boden- und Baggerarbeiter auf die Möglichkeiten wichtiger Funde hinzuweisen, von besonderem Erfolg begleitet gewesen sind, die Ernte der letzten Jahre an Boden- und Baggerfunden hat jedenfalls das Museum um eine überraschend stattliche Reihe geschichtlich und kulturgeschichtlich, ja auch kunsthistorisch bedeutsamer Stücke bereichert.

Entsprechend der Bestimmung der Historischen Gesellschaft, als deren Weihnachtsblatt diese Arbeit erscheint, ist der Rahmen dieser Abhandlung auf die Altertümer aus den geschichtlichen Epochen begrenzt. Es wird hier deshalb nicht von den zahlreichen, zum Teil auch schon an anderer Stelle veröffentlichten Funden aus vorgeschichtlicher Zeit gesprochen, sondern es sollen nur solche Dinge behandelt werden, die der Zeit des Mittelalters und der nachmittelalterlichen Epoche entstammen und auch nicht irgendwie zu der an anderer Stelle gewürdigten Wurtenforschung gehören. (Vgl. auch die gleichzeitig mit dieser Arbeit erscheinende Jahresschrift 1938 des Focke-Museums.) Wer also über diese Dinge, die ja freilich im Aufgabengebiet des Focke-Museums einen großen Raum einnehmen, etwas erfahren will, muß sich in anderen Sonderpublikationen aus dem Bereiche des Focke-Museums unterrichten. Es soll hier also im folgenden nicht von den systematisch durch Grabungsforschung erworbenen, sondern den zufällig gemachten Altertumsfunden der sogenannten historischen Zeit die Rede sein.

Man wird im allgemeinen annehmen, daß mit dem Fortschreiten der Zeit auch ihre Hinterlassenschaft größer würde, daß also Funde aus dem Mittelalter seltener, Funde aus neueren Epochen häufiger

Digitized by Google

wären. Doch das Seltsame ist der Fall, daß die Ernte an Boden- und Weserfunden aus den mittelalterlichen Epochen — wenigstens soweit es sich um wichtigere Dinge handelt — viel zahlreicher ist, als etwa aus der Renaissance- oder Barockepoche, und zwar nicht nur deshalb, weil wir etwa die Dinge der älteren Zeit für aufhebenswerter hielten. Abgesehen vielleicht von Scherben und Münzen hat das Museum im Laufe der Jahre tatsächlich viel mehr Funde aus mittelalterlicher als aus späterer Zeit erhalten. Auch in den letzten Jahren sind wieder besonders zahlreich kleine mittelalterliche Dinge gefunden worden, von denen hier zuerst die kleinsten, aber historisch wohl interessantesten, die in Blei gegossenen Pilgerzeichen genannt seien, deren Sammlung nun allmählich zu einer kleinen Berühmtheit des Focke-Museums angewachsen ist. (Über die in Verbindung hiermit zu nennenden Funde von Bleimarken vgl. E. Grohne in Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1935, S. 26 ff.)

Es erübrigt sich, hier näher auf die Bedeutung dieser kleinen Bildchen einzugehen, die als Erinnerungszeichen oder Amulett aus den Wallfahrtsstätten mitgebracht wurden und meist wohl an kleinen Ösen befestigt am Pilgerhute getragen sind, sondern es sei hier an die oben genannte erste Publikation von 1929, auch an eine ebenfalls Pilgerzeichen behandelnde Arbeit von Johannes Warncke in Nordelbingen, Jahrgang 1930/31 erinnert. Abbildung 1 gibt einen Überblick über die wichtigsten Neuberecherungen des Focke-Museums an kleinen Pilgerzeichen, die wie auch die früher gefundenen sämtlich aus dem Bett der Weser stammen und in der Gegend der Martinikirche, in deren Nähe einst die bremische Pilgerherberge lag, gefunden sind. Auch die sonst bekannten Pilgerzeichen sind überwiegend in Flüssen, in der Seine, Sambre und Themse, vereinzelt auch in deutschen Flüssen gefunden. Die bremischen Funde gehören fast ausnahmslos, soweit ihr recht schlechter Erhaltungszustand Rückschlüsse erlaubt, dem späten Mittelalter des 14. und 15. Jahrhunderts an, einer Zeit, die mit der Hauptblüte der Wallfahrten zusammenfällt. Die Herkunft der Zeichen ist entsprechend ihrer Bedeutung als Erinnerungszeichen an eine bis zum Zielort vollendete Wallfahrt auch auswärts zu suchen, nur in seltenen Fällen darf man wohl mit engerer heimischer Herkunft rechnen. Bremen selbst kommt nur dann in Frage, falls eine Unterschrift oder ein sehr zahlreiches Vorkommen auf eine Verteilung in Bremen selbst deuten sollte. Im folgenden seien nun die einzelnen Funde nach der Nummernfolge beschrieben und gedeutet, die sie auf der Abbildung 1 tragen.

1. Kruzifix mit abgebrochenem Kopf; Schurz und Arme sind in flachem Relief, Leib und Füße als schmaler Grat vorragend dargestellt. Das Kreuz endigt in siebenteilige Blüten, jede Blüte besteht aus einer runden Scheibe, besetzt mit nuppenartigen Blättern, die von scharfen Linien getrennt sind. Diese Form der Kreuzenden wie auch die ganze Behandlung des Korpus, der nicht rundplastisch, sondern zweidimensional gestaltet ist, heben dieses Kruzifix fast von allen bisher in Bre-

Digitized by Google

men gefundenen heraus. Der zipfelig flatternde Schurz läßt das in seiner Kreuzform und Haltung ältere Motiv als spätgotische Nachschöpfung des 15. oder 16. Jahrhunderts nach einem älteren Vorbild erscheinen. Da das kleine Bildchen seiner besonderen Form wegen stilistisch wenig Vergleichsmöglichkeiten bietet, ist eine örtliche Herkunftsbezeichnung schwer. Die Höhe des Stückes beträgt 5 cm.

2. Kruzifix mit langem Gewand. Der Körper ist in romanischer Gepflogenheit mit beiden Füßen stehend dargestellt; um den bärtigen Kopf liegt ein runder Nimbus, vor der Brust und auf dem Kopf ist ein kleines lateinisches Kreuz angebracht. Die Teile des großen Kreuzes sind bis auf einen schraffierten Rest über dem Kopf abgebrochen. Der mit langem Gewand bekleidete Gekreuzigte stellt eine Kruzifixform der älteren Zeit dar. Aus dem späteren Mißverstehen dieses langen Gewandes ist die Legende einer weiblichen Heiligen, der sogenannten Kümmernis oder St. Hulpe erwachsen (siehe hierzu E. Grohne a. o. O. S. 96). Unser Zeichen ist wohl im 15. Jahrhundert oder Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden und zweifellos auf die Heilige Kümmernis zu deuten, deren Kult in diesem Jahrhundert in Blüte stand. Die Höhe des Reliefs beträgt 5,2 cm.

3. Kruzifix oder Heilige Kümmernis der gleichen Form wie Nr. 2. Es fehlen hier nur die Haarsträhnen seitlich des Gesichtes und der derber geschnittene Kopf ist vom Nimbus wie von einer Haube umgeben. Das Stück gehört vermutlich dem 15. Jahrhundert an, und wird sicher früher als Nr. 2 entstanden sein. Die Höhe beträgt 5,1 cm. (Wegen der Kreuze vor der Brust vgl. W. Josephi, Kataloge d. Germ. Museums, Die Werke plastischer Kunst 1910, Abb. S. 285 Christus oder Hlg. Kümmernis.)

4. Kruzifix, stark verbogen; der Kopf ist zur Seite gelegt, der Körper fast wie bei Nr. 1 gratig geformt. Das Kreuz trägt oben eine Inschrifttafel und endet in Lilienform. Der charakteristische Kopf mit dem grob gezeichneten Auge wirkt altertümlicher als die Form des Kreuzes, die wohl dem 14. Jahrhundert angehört. Das Herkunftsland des Stückes ist Frankreich, für das die Form des Lilienkreuzes bezeichnend ist. Die nähere Angabe, in welchem Ort Frankreichs dieses Zeichen verteilt wurde, ist unbekannt. Die Höhe des Fundes beträgt 5,4 cm.

5. Kruzifix in der Form des Astholzes mit Inschrifttafel. Die Entstehungszeit dieses Zeichens wird am Ende des 15. oder im 16. Jahrhundert liegen. Die Höhe beträgt 4,6 cm.

6. Maria und eine Heilige unter Baldachinen. Dieses gotische Pilgerzeichen zeigt zwei freilich nur zum Teil erhaltene spitze Baldachinbögen, die mit Krabben besetzt sind; unter dem linken Bogen eine stehende Maria mit Kind, unter dem rechten Bogen die Figur einer weiblichen Heiligen. Beide Frauengestalten tragen Kronen. Unten ist die gotische Inschrift: „verden" zu lesen. Reste der Ösen zum Befestigen ebenfalls erhalten. Nach dem Stil der Figuren ist dieses Zeichen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden. Wen die

Digitized by Google

rechts stehende Heilige darstellt, ist wegen Fehlens der Attribute nicht zu erkennen, vielleicht ist es Barbara, die in Verden genannt wird. Die Inschrift Verden zeigt uns nämlich, wo dieses Zeichen ausgeteilt wurde, es war die alte Bischofsstadt an der Aller, die im Mittelalter ein berühmter Wallfahrtsort war, der von weither besucht wurde. J. Warncke (a. o. O. S. 163) erwähnt Verden auch unter den Wallfahrtsorten, die in den alten Lübecker Testamenten des Mittelalters genannt werden. Dieses Zeichen, das also die Pilger aus Verden mitbrachten, wird auch in Verden selbst hergestellt sein, ist also ein heimatgeschichtlich besonders wichtiger Fund. Die Höhe des Zeichens beträgt 3,8 cm, die Breite 4,2 cm.

7. Pilgerzeichen der Madonna von Loreto. Dieses fast vollkommen erhaltene, dreiteilige, zart gearbeitete Relief von großer Schönheit, besteht aus drei einzelnen aneinandergelehnten Baldachinen in gotischer krabben- und fialengeschmückter Architektur. Unter dem mittleren Spitzbogen steht eine Muttergottes mit Kind, unter den seitlichen eckigen Baldachinen je eine leuchtertragende Engelfigur mit Flügeln, der mittleren Marienfigur zugewandt. Es fehlt eine Inschrift. Dieses Pilgerzeichen diente wohl als Andenken an die Wallfahrt nach Loreto in Italien. Einst trugen der Legende nach Engel das Haus der Maria aus Nazareth nach dem kleinen Orte Loreto und dieser Ort wurde ein berühmter Wallfahrtsort, später entstanden auch in anderen Ländern Verehrungsstätten der Madonna von Loreto. Das in der Weser gefundene Pilgerzeichen deutet in seiner dreiteiligen Architektur wohl symbolisch das Haus der Maria an. Ähnliche Pilgerzeichen aus Loreto befinden sich im Deutschen Museum Berlin (siehe Beschreibung der Bildwerke der christlichen Epochen der Kgl. Museen zu Berlin Bd. III. Teil II Taf. VI) und im Kunstgewerbe-Museum Köln. Dieses Pilgerzeichen, das in das 14. Jahrhundert zu setzen ist, scheint wegen seiner eleganten und zierlichen Formgebung vielleicht nicht in Italien, sondern fast eher in einem französischen Ort mit einer Loretostation entstanden und ausgegeben zu sein, so sehr erinnert es an gleichzeitige französische Elfenbeinarbeiten. Auch an den schweizerischen Wallfahrtsort Einsiedeln, wo ebenfalls eine Loretokapelle war, könnte man denken. (Vgl. das ähnliche bei Warncke a. o. O. Seite 171 Nr. 9 abgebildete Einsiedler-Pilgerzeichen.) Die Höhe dieses Zeichens beträgt 3,7 cm, die Breite 4,5 cm.

8. Pilgerzeichen mit der Anbetung der Dreikönige. Ein rundes zu ¾ erhaltenes mit 3 Ösen versehenes breites Band umschließt eine frei gearbeitete Reliefdarstellung der Anbetung der drei Könige. Man erkennt links Maria mit dem vornüber geneigten Kinde. Der Oberkörper der Maria ist mit dem fehlenden Stück des Randkreises abgebrochen. Rechts sehen wir die drei Könige, den vordersten wie immer auf den mittelalterlichen Dreikönigsbildern niederknieend und sein Geschenk überreichend, die beiden anderen Könige stehend. Dieses Bildchen ist eine plastische Übertragung der vielen spätgotischen naturalistischen Anbetungsgemälde, und das Pilgerzeichen wird im späten 15. Jahr-

Digitized by Google

hundert entstanden sein. Wir können auch mit einiger Sicherheit angeben, wo das Pilgerzeichen verteilt wurde. Die Heiligen Dreikönige wurden im Mittelalter besonders in Köln verehrt, dort, wo noch heute Stephan Lochners berühmter Dreikönigsaltar steht. Zu diesem Kult der drei Könige sind von ganz Deutschland Wallfahrten gegangen, wir wissen es auch, wieder aus den Lübecker Testamenten (vgl. dazu J. Warncke a. o. O. S. 179 ff. Dort sind auch andere Kölner Dreikönigs-Pilgerzeichen abgebildet). Der Durchmesser unseres Kölner Pilgerzeichens beträgt 3,7 cm.

9. Bruchstücke eines weiteren Kölner Pilgerzeichens. Dieses Zeichen erscheint im ersten Augenblick allzu bruchstückartig, um eine Deutung zuzulassen, und doch läßt sich auch dieses winzige Fragment historisch und örtlich festlegen. J. Warncke bildet a. o. O. ein kleines Relief auf einer Glocke des Ortes Breitenfelde bei Mölln ab. Dieses Relief, nach einem Pilgerzeichen ausgeformt, zeigt in der oberen Hälfte eine Anbetung der Könige, während wir darunter, durch einen Querstrich getrennt, ein Schiff mit fünf Gestalten erblicken. Dies ist die Darstellung der Heiligen Ursula, die nach der Legende mit 11 000 bekehrten Jungfrauen rheinabwärts fuhr und in Köln den Märtyrertod erlitt. Deshalb war Köln im Mittelalter außer durch die Verehrung der Dreikönige auch durch die Wallfahrt zum Kult der Heiligen Ursula berühmt. Ein Wallfahrtsandenken dieser Ursulafahrt ist nun unser kleines Fragment; wir sehen genau wie auf dem Unterteil des Breitenfelder Glockenzeichens die Andeutung eines geschwungen geformten Schiffes, in dessen Mitte ein gerader Mast sichtbar ist, vor dem sich fünf Köpfe — wie in Breitenfeld die Vertreter der 11 000-Zahl — aneinander drängen. Ob die Reste von Figuren, die noch rechts auf dem Bremer Zeichen zu erkennen sind, zur Darstellung der Dreikönige gehören, oder ob hier an irgendwelche Personen am Ufer, wie sie auf anderen Ursuladarstellungen vorkommen, gedacht werden muß, läßt sich schwer entscheiden. Freilich ist das Bremer Zeichen, verglichen mit dem Breitenfelder, nur eine ganz rohe Ausführung, aber wir müssen es in die gleiche Zeit um 1500 setzen. Die Breitenfelder Glocke ist 1511 entstanden, und das dabei benutzte Pilgerzeichen wird nicht allzulange vorher entstanden sein.

10. Bruchstück eines dritten Kölner Pilgerzeichens mit der Dreikönigsdarstellung. Erhalten ist von diesem Pilgerzeichen nur der Rumpf einer sitzenden Maria und des Kindes, vor ihnen kniet ein König, dem das Kind segnend oder spielend die Hand aufs Haupt legt. Rechts davon ist eine Öse erhalten. Auch dieses spätgotische Dreikönigszeichen gehört wohl wie die beiden vorhergenannten nach Köln. Die Höhe beträgt 2,2 cm.

11. Pilgerzeichen des Heiligen Jodokus. Dieses Pilgerzeichen zeigt die aufrechtstehende Reliefigur eines Pilgers mit langem Gewand, Pilgerstab, Pilgertasche und Buch, auf dem Kopf die muschelgeschmückte Pilgermütze, dahinter ein radial geriffelter Heiligenschein. Am unteren Rand befindet sich die gotische Inschrift: „io dok". Es ist also

Digitized by Google

die Darstellung des Heiligen Pilgers Jodokus. Die Verehrung dieses Heiligen, den sich die Jakobspilger nach Compostella als Patron erkoren, war besonders auch in den Niederlanden und Nordfrankreich üblich. Wir wissen wieder aus den Lübecker Testamenten (Jakob von Melle, De itiner-ibus . . . 1711 und J. Warncke a. o. O. S. 163), daß St. Joost in Frankreich unter den Wallfahrtsorten genannt wird. Besonders ist Jodokus aber im Jeverland verehrt worden, ja es gab hier in dem Hafenort St. Joost sogar einen besonderen Kultort und auch die Jodokustaler des Fräuleins Maria von Jever tragen seinen Namen. (Vgl. Karl Künstle, Ikonographie der christlichen Kunst Bd. II 1926 S. 332.) Ob unser Pilgerzeichen nun aus Frankreich oder einem weiter entfernt gelegenen Jodokuskultort stammt, ob auch in St. Joost im Jeverland Pilgerzeichen verteilt wurden, ist nicht bekannt. Jedenfalls hat dieses Stück wegen der möglichen Beziehung zu Jeverland auch einen besonderen heimatgeschichtlichen Wert. Die Entstehung dieser frei und weich gearbeiteten Figur werden wir wohl in den Anfang des 16. Jahrhunderts setzen müssen. Die Höhe des Stückes beträgt 4,5 cm.

12. Zweites Pilgerzeichen des Heiligen Jodokus. Es ist die gleiche Figur wie bei Nr. 11, aber aus einer anderen Form gegossen. Abweichend ist die Beigabe der Krone zu Füßen des Heiligen, der der Legende nach ein Königssohn war, und abweichend ist auch die gotische Unterschrift, die hier abgekürzt: „s'iok" lautet. Die Höhe dieser Figur, die leider ohne Kopf gefunden wurde, beträgt 4,8 cm. Übrigens befindet sich in den Sammlungen des Focke-Museums noch das Bruchstück eines dritten Jodokuszeichens.

13. Pilgerzeichen mit dem Bilde der Maria unter einem Baldachin aus Zweigwerk. Maria trägt einen weiten Mantel im faltenreichen Stil des 15. Jahrhunderts, über dem Kopf ein Kopftuch. Das gleiche Relief aber aus anderer Form und als Bruchstück ist schon länger in der Sammlung vertreten. Wir sehen also, daß es sich wie bei der Jodokusfigur und den Kümmernisbildern immer um den gleichen berühmten Wallfahrtsort handeln muß. Die Höhe des Zeichens beträgt 5,2 cm.

14. Pilgerzeichen mit der Darstellung eines heiligen Bischofs, sehr defekt. Von der Figur ist nur zu erkennen, daß es sich um einen sitzenden Bischof handelt. er ist durch die Kasel mit dem Gabelkreuz als solcher gekennzeichnet, an der rechten Seite des Zeichens sehen wir die Reste einer zu seinen Füßen knieenden Gestalt, vor den Füßen der Bischofsfigur scheint ein Wappen angebracht zu sein. Auf dem Sockel steht eine gotische Inschrift, die freilich sehr schlecht zu entziffern ist. Ich lese daraus folgende Buchstaben: „s fel? mart", und möchte sie deuten als Sanctus felicianus martyr. Vielleicht bedeuten die Reste des eben genannten Wappens zu Füßen des Bischofs auch die Märtyrerattribute des Felicianus, Zangen und Haken. Felicianus ist die einzige Deutung, auf den die Buchstaben fel, das Wort Märtyrer und das Bischofsornat passen würden (für St. Felix passen diese nicht). St. Felicianus war ein Bischof von Foligno; näheres über

Digitized by Google

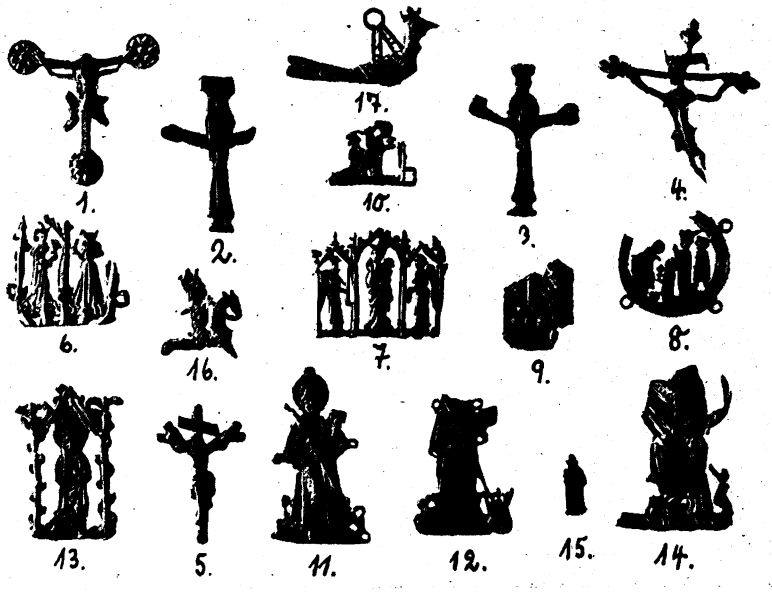


Abb. 1. Pilgerzeichen des Mittelalters.

Abb. 2. In der Weser gefundene Silbermünzen.

Abb. 3. Bleiabgüsse von Medaillen des 17. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Abb. 4. Glasierter Männerkopf aus Ton.

Abb. 5. Engelskopf aus Ton.

Abb. 6. Tongruppe der Maria mit Kind.

Abb. 7. Christusknabe aus Ton.

Digitized by Google

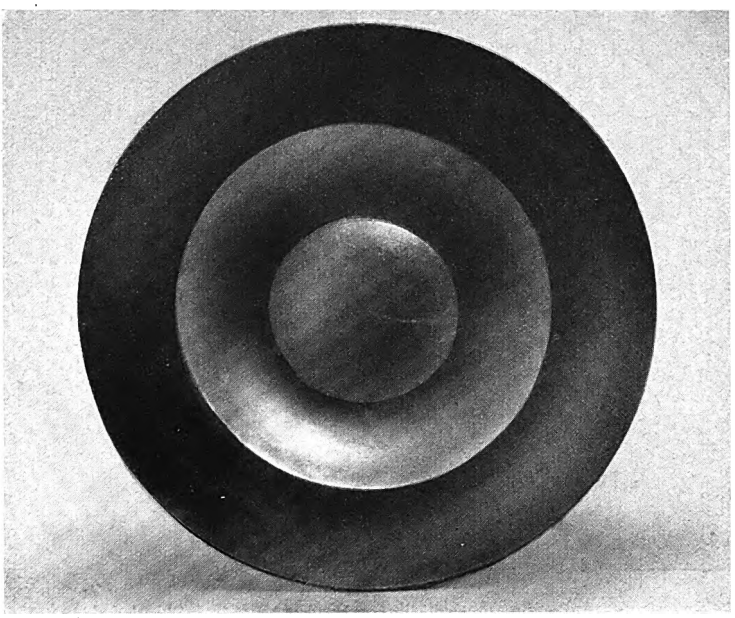


Abb. 8. Bremische Zinnschüssel der Renaissancezeit.

Abb. 9. Griff eines Landsknechtsschwertes des 16. Jahrhunderts.

Abb. 10. Spätgotisches Tonkrüglein mit Männergesicht.

Digitized by Google

Abb. 11. Bär aus Bronze als Krangriff, 16. Jahrhundert.

Abb. 12. Hund aus Bronze als Wasserspeier, 17. Jahrhundert.

Digitized by Google

Wallfahrten zu einem ihm geweihten Ort habe ich jedoch nicht in Erfahrung bringen können. Entstanden ist dieses Pilgerzeichen im Verhältnis zu den vorhin genannten ziemlich früh. Die steife feierliche Haltung und die harte Behandlung des Gewandes lassen eine Ansetzung in die Mitte des 14. Jahrhunderts geboten erscheinen. Die Höhe dieses Bruchstückes beträgt 5,5 cm.

15. Spätgotische Silber-Figur des Heiligen Jakobus mit Pilgerstab. Diese kleine nur 2,1 cm hohe Figur in Relief mit glatter Rückfläche ist kein Pilgerzeichen, ihre einstige Verwendung ist jedoch zweifelhaft. Entweder war sie Teil eines Buchbeschlages, oder sie ist auf der Metallfläche eines Altargeräts oder eines Reliquienbehälters befestigt gewesen oder sollte dort befestigt werden. Vielleicht ist dieses Figürchen auch eine Bremer Goldschmiedearbeit; soweit man bei der Kleinheit auf den Stil schließen darf, scheint es jedenfalls ein deutsches Figürchen zu sein.

16. Bruchstück eines bekrönten Reiters. Dieses Stück ist anders gewendet schon von E. Grohne in der Jahresschrift des Focke-Museums 1929 Seite 95/97 Nr. 13 veröffentlicht. Der dort gegebenen Deutung auf den Heiligen Thomas von Canterbury könnte man wegen der Form der Krone anstatt der von Thomas von Canterbury getragenen Bischofsmitra auch die Deutung auf einen reitenden König aus der Reihe der Dreikönige zur Seite stellen. (Vgl. hierzu die Pilgerzeichen als Glockenschmuck an den Glocken der Kirche in Hohenzieritz in Mecklenburg. Abgebildet in Kunst- u. Gesch.-Denkmäler d. Fr. Meckl.-Strel. I. Bd. I. Teil 1921 Seite 111.)

17. Pilgerzeichen einer gekrönten Taube. Die Taube schwebt, von einem doppelten durchbrochenen Band gehalten, das an einer Öse befestigt ist. Die Taube ist in gewölbtem Relief ausgeführt mit einer Musterung oder Fiederung in erhabenen Strichen. Die Füße sind abgebrochen, auf dem Kopf eine dreizackige Krone. Auch dieses Zeichen wird wohl ein Wallfahrtszeichen sein, vielleicht ein Teil einer größeren Darstellung; jedenfalls ist sie das Symbol des Heiligen Geistes. Die Länge des Fundstückes beträgt 5 cm.

Die hier abgebildeten und eben behandelten Pilgerzeichen sind die wichtigsten der in den letzten Jahren gemachten Funde. An weiteren hier nicht mehr abgebildeten Funden dieser Art nenne ich ein Pilgerzeichen aus Wilsnack i. Mark. Es zeigt die gleiche Form wie das von E. Grohne a. o. O. Seite 95 Nr. 16 abgebildete Zeichen, nämlich drei durch Stege verbundene runde Plättchen mit Darstellung der Marterung, Kreuzigung und Auferstehung Christi. Die Form geht zurück auf das Wilsnacker Hostienwunder, das dem kleinen märkischen Ort im späten Mittelalter den Ruf eines der bedeutendsten deutschen Wallfahrtsorte verschaffte. In der Weser sind bisher allein sechs vollständige Wilsnacker Pilgerzeichen der genannten Art und das Bruchstück eines siebenten gefunden, ein Beweis, wie stark auch über Bremen der Pilgerverkehr nach Wilsnack gegangen ist. (Näheres über diese Wilsnack-Wallfahrt siehe auch bei J. Warncke a. o. O.).

Digitized by Google

Doch nicht nur solche winzigen Altertümer, wie sie bisher genannt sind, hat uns der Boden oder die Weser geschenkt, sondern es sind auch größere Dinge ans Tageslicht gekommen. Der herrlichste Fund freilich, die bronzene Schwertscheide, die im Jahre 1930 bei Seehausen ausgebaggert wurde und die Sammlungen des Focke-Museums um ein einzigartiges Stück bereicherte, ist schon an anderer Stelle (E. Grohne in Zeitschrift Germania 1931 S. 71 ff.) veröffentlicht und gehört auch zeitlich nicht in den Rahmen dieser Arbeit. Dagegen müssen hier genannt werden zwei gotische eiserne Dolche des 14. Jahrhunderts, der eine im Bett der Ochtum, der andere am Waller See gefunden. Beide gehören dem gleichen Typ an, es sind sogenannte Antennendolche, eine Form, die schon in vorgeschichtlicher Zeit auch bei Schwertern vorkommt. Der Name ist von der Form der Griffenden abgeleitet, die mit zwei einander zugewandt gedrehten Spiralen verziert sind. Der eine Dolch aus Walle zeigt auch noch die Abwehrstange. Die Länge des aus der Ochtum stammenden Dolches beträgt 46 cm, die des Dolches aus dem Waller See 36 cm.

Die große Sammlung in oder um Bremen gefundener mittelalterlicher Schwerter ist in den letzten Jahren um mehrere Stücke, darunter um ein besonders kostbares Stück bereichert worden, das aus der Ochtum bei Strohm stammt und in seiner Art im Focke-Museum einzigartig ist (Abbildung 9). Zwar ist dieses neugefundene Schwert nicht so sehr durch hohes Alter wertvoll — es ist ein spätgotisches Landsknechtsschwert, und das Museum besitzt eine ganze Reihe schon romanischer Schwerter — wohl aber durch die schöne Verzierung. Das Schwert, das eine doppelt geschwungene Abwehrstange besitzt, zeigt einen mit Messing verkleideten Griff, und in die eine Seite dieser Messingplatte ist mit deutlich erhaltener Zeichnung das Bild einer Maria im Strahlennimbus eingraviert. Dieses Marienbild und auch die Schwertform zeigt den Stil vom Anfang des 16. Jahrhunderts. Einst mag ein frommer Landsknecht das Schwert geschwungen haben, und sicher ist es im Kampf verlorengegangen. Sein Träger wird an der Ochtum gefallen oder verwundet, und das Schwert in den Fluß geraten sein. Sonst würde man wohl den schönen verzierten Griff, falls die Klinge unbrauchbar geworden wäre, für eine neue Waffe benutzt haben. Die Länge des Schwertes — die Spitze ist heute abgerostet — beträgt 74 cm, die Höhe der Mariendarstellung 4,5 cm. (Ein ähnliches Schwert ist abgebildet bei Aug. Demmin, „Die Kriegswaffen" 1891 S. 735.)

Bisher war nur von Metallfunden die Rede, und zwar stammten sie meist aus der Weser, dasselbe gilt von den keramischen Funden; auch sie hat uns fast alle das Bett der Weser geschenkt. Groß ist die Beute an Gebrauchstongeschirren, vor allem an den mittelalterlichen derben unglasierten Töpfen, Krügen und Grapen mit oder ohne Standfüße aus schwarzem Ton. Das Focke-Museum kann sich auf diesem Gebiet allmählich einer gewissen Stärke rühmen, so zahlreich kamen auch in den letzten Jahren diese für die Forschung hochinteressanten Tonarbeiten zutage. Ein großer Teil dieser schlichten, nur selten mit

Digitized by Google

groben Linienornamenten verzierten Krüge und Schalen ist in den gotischen Räumen des Museums zu finden, ein anderer Teil steht in der urgeschichtlichen Sammlung im Zusammenhang mit den Funden zur Geschichte der Besiedlung unserer Heimatgegend. Da sie in Verbindung mit diesen Problemen eingehend veröffentlicht werden sollen, wird hier von einem näheren Eingehen auf diesen der Zahl nach bedeutenden Anteil aller Bodenfunde der letzten Jahre abgesehen. Es seien daher von keramischen Dingen nur einige figürliche Funde erwähnt, die also nicht zur Gebrauchskeramik gehören.

Ein sehr schöner bei der Martinikirche gemachter Fund ist eine kleine Tonmadonna (Abb. 6), bei der wir freilich den Verlust des Kopfes von Mutter und Kind schmerzlich betrauern müssen, gerade weil die Lieblichkeit des ganzen die edelste Ausbildung auch der Gesichter vermuten läßt. Die Madonna ist sitzend dargestellt, das Kind turnt auf ihrem Schoß munter umher. Die Mutter trägt ein weites faltenreiches Gewand, das am Hals mit einem dreifachen Saumkragen abschließt. Stilistisch gehört diese Madonna dem weichen Figurenstil des zweiten Viertels des 15. Jahrhunderts an, es ist auch der Stil der sogenannten „Schönen Madonnen", die in diesen Jahrzehnten aus allen Gauen Deutschlands bekannt sind. Auch die örtliche Herkunft dieser kleinen aus der Weser geborgenen Madonna läßt sich feststellen. Am deutschen Niederrhein oder in Holland sind aus der Zeit des 15. Jahrhunderts ähnliche Tonfiguren in großer Zahl gefunden. In „Skulpturen der Sammlung Schnütgen" 1912 Tafel 87 hat Friedrich Witte die verwandten Figuren des Kölner Schnütgen-Museums abgebildet und beschrieben. Auch unsere Bremer Figur ist also vielleicht von einem Pilger als Erinnerungsstück von einer Wallfahrt an den Niederrhein mitgebracht worden, denn bei der Fundstelle an der Martinikirche lag, wie schon erwähnt, in alter Zeit die Herberge der Pilger. Möglich bleibt natürlich auch, daß solche Figuren in größerer Zahl für kirchliche Zwecke vom Rhein nach Bremen gehandelt sind, denn wie wir weiter unten sehen, sind in Bremen noch weitere Funde aus dieser Gruppe der niederrheinischen Tonkleinplastik gemacht worden. Die Höhe der kleinen Tonmadonna beträgt 9,5 cm.

In diesen Kreis gehört auch der auf Abbildung 7 gezeigte Fund. Es ist die 9,5 cm hohe Figur eines Christusknaben aus dem gleichen hellen Ton. Diese Figur gehört einem volkstümlichen Vorstellungskreis christlicher Legenden an. Das Schnütgenmuseum in Köln besitzt ebenfalls Exemplare dieser kleinen Christusknaben, abgebildet bei Fr. Witte a. o. O. Tafel 87. Die Kölner Knabenfiguren tragen Vögel und Blumen, während unser Bremer Fund einen Korb trägt, aber es sind dort in Köln die gleichen lustigen pausbäckigen breiten Jungensgesichter mit den dicken Locken als Umrahmung des Gesichtes. Diese kleine Figur ist analog den Kölner Figuren in den Beginn des 16. Jahrhunderts, an das Ende der Gotik zu setzen und ist also auch wie die obengenannte Tonmadonna, rheinischen Ursprungs.

Digitized by Google

Der gleichen Gruppe gehört schließlich noch ein 3,5 cm hoher kleiner Engelskopf (Abb. 5) an, zu dem wiederum am Rhein die kunstgeschichtlichen Parallelen zu finden sind. Wie wir bei der Tonmadonna den Verlust der Köpfe schmerzlich empfinden, so müssen wir hier den Verlust der ganzen übrigen Figur beklagen. Dieser Kopf gehört dem Stil des 15. Jahrhunderts an, ist also älter wie der Christusknabe, aber ungefähr gleichzeitig mit der Tonmadonna.

Einen Fund ebenfalls keramischer Art aber ganz anderen Inhaltes und anderen Materials stellt ein aus der Weser geborgener, aus grünglasiertem hartgebrannten Ton bestehender Kopf eines älteren Mannes (Abb. 4) dar, dessen Höhe ca. 10 cm beträgt. Es ist eine sehr charakteristische derbe Bildhauerarbeit, nicht ohne künstlerisches Können; in großen Flächen sind die einzelnen Gesichtspartien behandelt und mit einem scharfen Gerät die Züge und Falten des Gesichtes in den Ton gegraben. Diese Figur ist vermutlich nicht kirchlicher Bedeutung, sondern entweder Teil einer Ofenverzierung oder Teil einer Backsteinbauplastik, für beide Deutungen würde die grüne Glasur passen. Der Ausdruck dieses Männerkopfes ist so sprechend lebendig, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, der Tonbildhauer habe sich einmal zum Scherz einen seiner Kollegen zum Modell genommen oder sich selbst ein schnell hingeworfenes Denkmal gesetzt.

War vorhin gesagt, daß hier nicht von der gotischen Gebrauchskeramik, die in so großer Zahl in Bremen gefunden wird, gesprochen werden soll, so kann in diesem Zusammenhang doch ein Stück nicht unerwähnt bleiben, das zu dem vorhin gezeigten in einiger Beziehung steht. Das ist ein kleiner Tonkrug aus braunem Steinzeug, der an der Vorderseite mit der rohen Darstellung eines menschlichen Gesichtes versehen ist (Abb. 10). Dieser Topf steht z. Z. in der vergleichenden Abteilung der urgeschichtlichen Sammlung des Focke-Museums, weil seine Form aus einer alten vorgeschichtlichen Tradition erwachsen ist, die über das Mittelalter bis in die Renaissancezeit weitergelebt hat, der Tradition der vorgeschichtlichen Gesichtsurne. Dieses kleine Gefäß stammt aus dem 15. Jahrhundert, liegt also noch vor den später für die Renaissancekeramik typischen sogenannten Bartmännerkrügen. Im Zusammenhang unserer keramischen Bodenfunde verdient aber dieser Krug vor allem deshalb genannt zu werden, weil er ebenso wie die obengenannten hellen Tonfiguren der Madonna und des Christusknaben wieder zeigen, wie eng in alter Zeit die Beziehungen Bremens zum Rhein gewesen sind, denn auch dieses Krüglein ist, wie das Steinzeugmaterial lehrt, rheinischen Ursprungs. Die Höhe dieses Gesichtskrügleins beträgt 11 cm.

Viel spärlicher als die Funde aus dem Mittelalter sind die Dinge aus neuerer Zeit, die uns der Boden wiedergeschenkt hat, doch sind darunter einige größere Funde von bedeutendem Wert. Da ist zuerst zu nennen eine große einfach geformte Zinnschale des 16. Jahrhunderts, die aus der Weser geborgen wurde und nach Reinigung und

Digitized by Google

Entrostung in herrlichem matten Glanz einer vollkommen glatten ungravierten Oberfläche leuchtet (Abb. 8). Sie ist vollständig erhalten und ohne jede Beschädigung, ein ganz seltener Fundzustand. Sicher ist das Stück einer wasserschöpfenden oder ausgießenden Hand entglitten und wird wohl ein paar Jahrhunderte lang an einer geschützten Stelle des Flußbettes, wohl im Sande, geruht haben. Diese Zinnschale zeigt die typische Renaissanceform, wie wir sie ähnlich von den berühmten, allerdings reich verzierten „Briot"- und „Enderlein"-Zinnschalen und auch aus der frühen Keramik der italienischen Majoliken kennen, nämlich einen sehr breiten flachen Rand um eine kalottenförmig vertiefte Mitte mit flachgewölbtem Spiegel. Diese Form der Schalen hat natürlich allerhand verschiedenen Zwecken gedient, vornehmlich ist es aber die Handwaschschüssel, die man nach alter Sitte dem Gaste reichte, um ihm aus einer dazugehörigen Kanne das Wasser über die Hände zu gießen. Auch zu dieser Zinnschale hat wohl einst eine Zinnkanne gehört. Für Bremen hat dieser Fund noch eine besondere Bedeutung, denn die Schale trägt auf der Rückseite den Zinnstempel des schräg nach oben gestellten bremischen Schlüssels, ist also das Erzeugnis eines Meisters des bremischen Zinngießeramtes; ferner trägt sie ein Meisterzeichen, das auf einen um 1550 in Bremen tätigen Meister Joost von Stade gedeutet wird. Bremische Zinngießerarbeiten der älteren Zeit des Mittelalters und der Renaissance sind sehr selten, weil, wie auch bei Silbersachen, der Materialwert stets zum Einschmelzen lockte. Der große Bestand an altem bremischen Zinngerät gehört deshalb erst dem Beginn des 19. Jahrhunderts, allenfalls dem 18. Jahrhundert an. So ist dieser Fund nicht nur wegen seiner schlichten, herrlich proportionierten Form, sondern auch wegen seiner frühen Entstehungszeit dem Museum sehr willkommen gewesen. Der Durchmesser der Schale beträgt 41 cm.

Vom Standpunkt der Seltenheit und der künstlerischen Bedeutung betrachtet, ist unter den Funden der letzten Jahre aus der nachmittelalterlichen Zeit der wichtigste ein kleiner Bronzebär, der beim Grabenausheben in der Vahr zutage kam und wohl zu einem Zimmerbrunnen gehörte (Abb. 11). Unser kleiner Bär wippelt vergnüglich mit dem Rücken auf einer Kanne, deren Henkel sein Rückgrat stützt, mit den Vorderpfoten klammert er sich am Rand der Kanne fest, seine Hinterpfoten ragen lustig in die Luft. Besonders charakteristisch ist der gutmütig-wilde und doch ob seines Wippelns befriedigte Ausdruck des Gesichtes. Diese kleine nur 7 cm hohe Figur diente einst als Griff eines Wasserhahnes und gehört zu den seltenen deutschen Bronzen des 16. Jahrhunderts. Es ist sicher keine bremische Arbeit, manches erinnert in der Art der Oberflächenbehandlung und der ganzen Ausdrucksform an Kleinbronzen aus der Werkstatt des großen Nürnberger Peter Vischer, andererseits auch an Westdeutschland, wo Tierfiguren als Bekrönung von Wasserkränen erhalten sind. Zwei ähnliche Brunnenfiguren um 1580 im Heidelberger Museum und in Frankfurt sind abgebildet bei S. Meller „Die deutschen

Digitized by Google

Bronzestatuetten" 1926 Abb. 82 u. 84. Künstlerisch — die Abbildung vermag nur einen Bruchteil des lustigen Reizes dieser kleinen Figur wiederzugeben — handelt es sich hier um eine erstklassige Arbeit des späteren 16. Jahrhunderts, die bei der Seltenheit deutscher Renaissancebronzen einen ganz besonderen Fund darstellt. Eine zweite Ausformung oder Replik dieser Bronze ist nicht bekannt. Die Duplizität der Fälle wollte, daß kurz vor dem Fund dieses Bären dem Museum eine andere deutsche Kleinbronze übergeben wurde, deren Fundumstand freilich nicht genau bekannt ist. Es ist ein windspielartiger Hund (Abb. 12). Auch diese Tierfigur ist als Brunnenfigur benutzt worden, und zwar als Wasserspeier. Sie ist im Innern hohl, und es sind noch an der Unterseite die Reste der Bleiverlötung der in den Leib des Tieres geleiteten Zuführröhre und die Öffnung für den Wasserstrahl an der Schnauze zu erkennen. Diese Bronze ist freilich künstlerisch sehr viel geringwertiger als die vorhin erwähnte Bärenfigur, steifer, auch weniger frisch und originell in der Erfindung und Einzelbehandlung; sie ist jünger und wird erst dem 17. Jahrhundert angehören.

In diese Epoche der Spätrenaissance fällt auch die Entstehung einer anderen Gruppe von Boden- und Weserfunden, der Münzen und Medaillen. Münzen sind zu allen Zeiten bewegliches Kulturgut gewesen, vor allem in alten Zeiten, als bei den Münzen Wert und Silbergehalt sich annähernd deckten, und es nicht eine vom Silberwert abweichende Münzwährung gab, Münzen also durch Außerkurssetzung kaum an Wert verlieren konnten. Vor allem in einem Hafenort wie Bremen hat es wohl immer Münzen aller Länder gegeben, das spiegeln auch die Boden- und Weserfunde wieder. Zwölf schöne Silbertaler gehören einem Funde an, der um 1650 in der Weser verlorengegangen sein wird. Die Taler sind in den Jahren 1563 bis 1639 entstanden und spiegeln also auch in der Zusammenstellung dieses Silberschatzes die obengenannten Verhältnisse wieder, daß die Münzen einst nur nach dem Silbergehalt unabhängig von der Zeit gewertet wurden. Die älteste dieser 12 Münzen ist ein Taler des sächsischen Kurfürsten vom Jahre 1563, ein zweiter stammt vom Jahre 1568. Ferner gehören dazu ein Mansfelder Taler von 1602, zwei Braunschweiger Taler des Herzogs Heinrich Julius von 1586 und 1602, zwei Taler des römisch-deutschen Kaisers Rudolf II. von 1588 und 1603, ein Salzburger Taler des Erzbischofs Paris, Grafen v. Lodron, von 1620 und vier niederländische Taler, davon zwei für Friesland 1621 und 1639, einer von 1616 für Holland, einer von 1619 für Seeland geprägt.

Kurz nacheinander wurden zwei spanische Münzen von 1563 und 1567 mit dem Bilde König Philipp II. gefunden, auch in ihrer schlechten Erhaltung noch sehr stark als Porträtdarstellung (Abb. 2 Nr. 3). Ein Taler von 1572 zeigt das Bild des Erzherzogs Ferdinand II. von Tirol (Abb. 2 Nr. 2). Bei Blexen sind aus der Weser geborgen ein Taler von 1621 der schweizerischen Stadt St. Gallen (Abb. 2 Nr. 4) und ein Taler des Grafen Justus Hermann von Holstein (1622—1635)

Digitized by Google

(Abb. 2 Nr. 1). Von Medaillen, die in den letzten Jahren in und bei Bremen gefunden wurden, verdienen vor allem drei Bleiabgüsse, wohl Ausformungen des 18. Jahrhunderts nach älteren Medaillen, genannt zu werden, die trotz des weichen Materials einen einigermaßen guten Erhaltungszustand zeigen, es sind Medaillen, die auch in Silber bekannt sind. Ein Bleiabguß zeigt ein Werk des Bremer Medailleurs des 17. Jahrhunderts, Johan Blum. Es ist die 1641 geschaffene Hochzeitsmedaille auf Wilhelm von Nassau und Maria von England (Abb. 3 Nr. 3). Ein zweiter Bleiabguß stellt die 1680 von dem Medailleur Anton Meybusch geschaffene Medaille des schwedischen Königspaares Karls XI. (Abb. 3 Nr. 2) und der Ulrike Eleonore (Rückseite) dar. Der dritte Bleiabguß zeigt auf der einen Seite das Bildnis Ludwigs XIV. von Frankreich, auf der Rückseite die Pläne von zwölf Festungen an der französischen Grenze, entstanden in der Zeit der Raubkriege um 1675 (Abb. 3 Nr. 1).

Schließlich hat auch noch die Abteilung des 18. Jahrhunderts eine Neuerwerbung aus dem Weserbett zu verzeichnen. Drei alten Münzen mit dem Bilde Friedrichs des Großen, die — auch eine Art Bodenfund — vor langen Jahren einmal in einem Hause in der Wachtstraße mit anderen Münzen hinter dem Schornstein gefunden wurden und jüngst vom Staatsarchiv dem Museum übergeben sind, gesellte sich zu eine kleine bronzene grün patinierte Statuette des gleichen Königs. Friedrich der Große ist schreitend dargestellt in der charakteristischen gebeugten Haltung, es ist die kleinere und vereinfachte Nachbildung einer bekannten Bronzestatue des Königs von der Hand des großen Berliner Bildhauers Gottfried Schadow. Dieser kleine sehr verwaschene und deshalb mehr historisch als künstlerisch wichtige Fund möge durch die Person des Dargestellten die lange Reihe der verschiedensten Dinge würdig abschließen.

Wer von der Zusammenstellung dieser verschiedenen Funde eine sinnvolle Folge innerlich zusammengehöriger Dinge erwartete, wird vielleicht ein wenig enttäuscht sein, aber Funde sind nun einmal auf den Zufall angewiesen, der logisch nur dort werden kann, wo wir eine große Zeitspanne systematisch überschauen können. Die einzige gemeinsame Beziehung und damit Berechtigung, sich zusammenhängend mit diesen Funden zu beschäftigen, bildet vorläufig nur der gemeinsame Fundort, unser heimischer Boden und unser heimischer Fluß. Doch wie wir heute aus den vielen schon früh und systematisch von Dr. Focke gesammelten keramischen Scherbenfunden in der Nische der Handwerksabteilung gleichsam ein zusammenhängendes Bild der alten Handelsbeziehungen Bremens ablesen können, wie wir ferner etwa aus dem Fund von nunmehr sieben Wilsnacker Pilgerzeichen eine besonders starke Wallfahrt von Bremen nach jenem Orte feststellen können, so wird vielleicht auch einmal aus allen den übrigen Einzelfunden — wenn über den künftigen Fundeingängen des Focke-Museums ein guter Stern waltet — eine Einheit und aus dem Zufall ein wissenschaftlich und heimatgeschichtlich deutbarer Sinn erwachsen.

Digitized by Google

Von den Bremischen Weihnachtsblättern — herausgegeben von der Historischen Gesellschaft in Bremen — sind bisher in meinem Verlage erschienen:

Heft 1 (1928) Direktor Dr. E. Grohne
Altbremischer Kunstwerke Schicksal und Verlust.
(Mit Abbildungen) . . . . . RM. 1,80

Heft 2 (1929) Prof. Dr. Herm. Tardel
Bremen im Sprichwort . . . . . RM. 1,50

Heft 3 (1930) Dr. Gerd Dettmann
Bremens Stellung in der Kunstgeschichte.
(Mit Abbildungen) . . . . . RM. 1,50

Heft 4 (1934) Professor Alwin Lonke
Römisches im Bremischen.
(Mit Abbildungen und 1 Karte) . . . . . RM. 1,—

Heft 5 (1935) Professor Dr. H. Tardel
Goethes Beziehungen zu bremischen Zeitgenossen . . . . . RM. 1,—

Heft 6 (1936) Professor Dr. Heinr. Reincke
Bremen und Hamburg . . . . . RM. 1,—

Arthur Geist Verlag in Bremen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bremische Weihnachtsblätter

Herausgegeben von der Historischen Gesellschaft zu Bremen

Heft 8

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Bürgermeister Smidt in der Zeit der deutschen Revolution

von

Hermann Entholt

Weihnachten 1938

3_MAA
Bremische

Digitized by Google

Digitized by Google

Bürgermeister Smidt in der Zeit der deutschen Revolution

von

Hermann Entholt

1938

Arthur Geist Verlag, Bremen, Am Wall 161

Digitized by Google

Digitized by Google

Als im Jahre 1861 der Bürgermeister Duckwitz nach Berlin kam, um dem neuen König von Preußen die Glückwünsche des Senats zur Thronbesteigung darzubringen, hatte er auch eine Audienz bei der Königin Augusta, der nachmaligen Kaiserin. Sie sprach dabei von dem wenige Jahre zuvor verstorbenen Bürgermeister Smidt und sagte: „Das war der interessanteste Mann, den ich in meinem Leben kennengelernt habe." Bei der hochbegabten Fürstin, die mit so vielen Größen der politischen und geistigen Welt nähere Bekanntschaft machte, will dies Urteil etwas bedeuten. Lassen Sie uns in der Feierstunde der Historischen Gesellschaft*) erwägen, ob es auch für uns Geltung hat, in den bewegten Jahren 1848 bis 1852, die wir betrachten wollen.

Aus vielen Quellen schoß der gewaltige Strom zusammen, der zur Zeit der Schneeschmelze 1848 befruchtend und zerstörend sich über die deutschen Gaue ergoß. Von Frankreich her sprang der Funke nach Deutschland hinüber, und es gab keines unter den Ländern und Ländchen des Deutschen Bundes, in dem er nicht gezündet hätte. Schon am 8. März überreichten auch in unserer nur scheinbar so ruhigen Stadt aus sehr verschiedenen Elementen sich zusammensetzende Volksmassen auf dem Rathaus ihre Sturmpetition, die eine so tief aufwühlende, folgenreiche Wirkung hatte. Ein Tischlermeister und zwei Volksschullehrer waren die Führer. Auch hier waren es die Forderungen des Liberalismus, wie sie damals überall erhoben wurden: eine neue Verfassung, geschaffen von einer aus gleichen, direkten Wahlen hervorgehenden Konstituante, Trennung der Justiz von der Verwaltung, Geschworenengerichte, Preßfreiheit. Auch die Idee der Volkssouveränität war schon in dem Programm enthalten, und die nächsten Jahre boten in der Anwendung dieser Verfassung genug der Möglichkeiten, sie in radikaler Richtung zu erweitern. Der Senat war ratlos und hielt sich lange in mühsamer Defensive, und er wurde nicht geführt von dem Manne, der seit einem Menschenalter, der republikanischen Institutionen dieses kleinen Staatswesens ungeachtet, ihm durch seine geistesmächtige und willensstarke Persönlichkeit Maß und Ziel gegeben hatte. Denn Johann Smidt, selbst auf das tiefste erschüttert von dem nie geahnten Ausmaß dieser Geschehnisse, war nur noch wenige Wochen in Bremen geblieben. Dann eilte er nach Frankfurt, wo sein Platz als bremischer Gesandter bei der Deutschen Bundesversammlung war und wo sich ihm weiterhin als Bevollmächtigter bei der nach einem Vierteljahr ins Leben gerufenen provisorischen Zentralgewalt ein bedeutsamer Wirkungskreis

*) Vortrag, gehalten bei der 75-Jahrfeier der Historischen Gesellschaft am 4. Dezember 1937.

Bremen Staatsbibliothek 5 June 1939 DE

Digitized by Google

öffnete. Denn es war ihm schnell klar geworden, daß auch für Bremen die Entscheidung in dem Brennpunkt der Ereignisse gesucht werden mußte, in Frankfurt, dem Sitz der bald zusammentretenden Nationalversammlung, wie nachmals bei der preußischen Regierung in Berlin und wiederum später in Erfurt, in Dresden.

Schon am 19. März hatte er, von einer Reise nach Hannover zurückkehrend, in der Eisenbahn den ihm durch die Heirat seines Sohnes Heinrich nähergetretenen rheinischen Oberpräsidenten Eichmann getroffen und ihm zwischen Nienburg und Bremen gewichtige Ratschläge für den König von Preußen mitgegeben, der sich jetzt allein auf Deutschland, nicht auf das Ausland verlassen müsse.

Am 22. März verläßt er Bremen auf längere Zeit. Auf der Bahn von Wunstorf an in Gesprächen mit Ministern der Nachbarstaaten, kommt er um 10 Uhr abends in Köln an und sucht — der 74jährige — sofort Eichmann auf. In Bonn mit Dahlmann und dem greisen Arndt zusammentreffend, fährt er mit dem Dampfschiff rheinaufwärts bis Mainz. Man weiß natürlich schon, wie in Berlin die Wogen der Revolution über König Friedrich Wilhelm IV., der vor ihr sich gebeugt hat, zusammengeschlagen sind. Er hört überall Verwünschungen über das Benehmen des Königs, man schimpft in den radikalsten Ausdrücken, jeder politisiert, vom Grafen bis zum Matrosen.

Nach der Ankunft in Frankfurt eilt er alsbald von Besprechung zu Besprechung. Gervinus ist da und Bassermann aus Mannheim, die Holsteiner Schleiden und Johann Gustav Droysen, der große Historiker. Sie alle überragend der Hesse: Heinrich von Gagern. Smidt findet die Stadt in ungeheurer Bewegung, eben schickt sich das Vorparlament an zusammenzutreten, in der Bundesversammlung werden die alten Gesandten durch neue Männer ersetzt, ihnen gesellen sich 17 Vertrauensmänner, neu gewählte, hinzu, um ein Reichsgrundgesetz zu entwerfen; daneben ist ein 50er Ausschuß versammelt, fast wahllos, ohne Auftrag, in den Bremen zwei seiner Besten, Duckwitz und Gevekoht, entsendet hat. Auch er erläßt unbedachte Befehle an das deutsche Volk.

Noch ehe die Nationalversammlung am 18. Mai in Frankfurt eröffnet wird, suchen badische Radikale unter Struve, Hecker und Herwegh, verstärkt durch politische Flüchtlinge und Freischärler, die von Frankreich her die Grenze überschreiten, den ersten schweren Stoß gegen das lockere Gefüge des Deutschen Bundes zu führen. Er mißlingt. Doch auch im Norden brennt ein gewaltiges Feuer auf: Schleswig und Holstein haben sich gegen Dänemark erhoben, das ihre alten Rechte bedroht. Sie berufen sich auf ihren Freiheitsbrief, der ihnen verspricht, daß sie auf ewig ungeteilt sein sollen, sie ergreifen die Waffen, und fast genau zu derselben Zeit, wo in Baden gekämpft wird, überschreiten preußische Truppen, deren König das Recht der Herzogtümer anerkannt hat, zu ihrem Schutze die Eider.

Auch bei den in Frankfurt Versammelten ist die Begeisterung für die im Norden kämpfenden deutschen Brüder allgemein. Aber das Lauenburger Kontingent kehrt unbefugterweise zurück: es will neutral

Digitized by Google

bleiben. Auf der anderen Seite wollen die Nassauer Truppen nicht gegen die badischen Aufständischen kämpfen, weil dort nur verschiedene Ansichten über die künftige deutsche Verfassung beständen, wohl aber wollen sie nach Schleswig-Holstein ziehen, wo wirkliche Feinde Deutschlands seien. Auch die kurhessische Regierung verlangt, daß ihre Truppen nicht in Baden verwendet werden. Die Bauern von Braunfels haben einen Tumult gegen den Fürsten von Solms erregt.

In diesen mit jedem Tage wachsenden Wirrwarr sieht sich Smidt hineingestellt. Nach wenigen Wochen hatte er das Bedürfnis, das Urteil Schlossers in Heidelberg einzuholen. Er besuchte auch den 87jährigen Professor Paulus, einst die große Leuchte des Rationalismus, der sehr ungehalten über die ganze Zeit war. Schlosser äußerte, die große Überstürzung sei vom Übel, bei der politischen Unreife in den Einzelstaaten sei alles zu früh gekommen, statt der Urteile würden die Abgeordneten nur Vorurteile mitbringen, und doch sei die Nationalversammlung wohl eine „traurige Notwendigkeit", ohne sie würde die Gärung sich überhaupt nicht setzen können.

Smidt selbst war mit dem Verfassungsentwurf der siebzehn Männer wenig zufrieden. Er sprach darüber mit Dahlmann und Gervinus. Der Republikaner in ihm konnte sich mit der Idee des Kaisertums, für das jene schwärmten, keineswegs begeistern. Man muß das verstehen aus der Sorge, die er zu oft um sein Bremen in den Bedrängnissen, die es von monarchischen Nachbarn erfahren, empfunden hatte; aus den weltwirtschaftlichen Bindungen, die nach dem freien Amerika hinwiesen. Er fand, daß das Kaisertum aller historischen Wurzeln entbehre. Seine alte Glorie ist längst dahin, die Ausdrücke „Kaiser und Reich" haben seit dem Siebenjährigen Kriege einen widerwärtigen Klang. Es ist zu fürchten, daß es nach einigen Jahren über Bord geworfen werde wie Louis Philipp oder zu einem zweiten Napoleon erwachse. Lieber empfahl er die Verfassung der Vereinigten Staaten, und vor allem ging es ihm um die Schaffung eines Staatenhauses, das der sich konstituierenden Nationalversammlung das Gleichgewicht halte, damit diese mit jenem paktiere, nicht aber eine Verfassung oktroyiere.

Auch fernerhin widmet Smidt Zeit und Kraft dem Bemühen, eine geordnete Verbindung zwischen der sich bildenden Zentralgewalt und den Einzelstaaten herzustellen. So müsse auch die Bundesversammlung einstweilen noch bestehen bleiben, um die letzteren zu vertreten, gegen nivellierenden Zentralismus und despotischen Unitarismus. Bundesversammlung und Nationalversammlung — Föderalismus und Unitarismus — vereint haben sie beide ihre Bedeutung.

Wir sehen den bremischen Bürgermeister in unendlicher Tätigkeit; Ihr könnt Euch nicht vorstellen, sagt er einmal, wie unzählige Wege und Besuche es kostet, vom frühen Morgen an, um die Mannigfaltigkeit meiner Berichte zu sammeln. Ich habe mich gewöhnt, zu Mittag gar nicht, sondern erst abends zu essen. Er kannte ja die meisten der Staatsmänner und viele Abgeordnete des ersten deutschen Parlaments persönlich, er, der älteste Diplomat Europas, der schon 1815 auf dem

Digitized by Google

Wiener Kongreß seine beachtliche Rolle gespielt hatte, und wie der Erzherzog Johann als Reichsverweser in Frankfurt einzog, da freute er sich, in Smidt einen alten guten Bekannten wiederzusehen. Er bat ihn, oftmals zu ihm zu kommen und lieh ihm sein Ohr zu manchem Rat.

Was Smidt von der Nationalversammlung sah, gefiel ihm je länger, je weniger. Er fand, da sie von Süddeutschland ausgegangen sei, habe sie einen französischen Charakter. Der ideale Schwung, das reine Wollen vieler der Besten unter den Abgeordneten wurde nur zu häufig durch das tobende Gebahren der Radikalen beiseite gedrängt. Er sah, wie sie jeden Rechtsboden verließen, „durch Gras und Korn gingen".

Nationalitätsschwindel und Einheitsgedanken, schreibt er, sind in allen Köpfen. Sonst gemäßigte Leute sagen, die Einheit Deutschlands sei mit fünf Jahren Anarchie und fünf Jahren Despotismus nicht zu teuer erkauft. Neben der Freiheit und Gleichheit sucht man vergebens nach der dritten Potenz, der Sicherheit. Es fehlte nicht an grotesken Figuren und bizarrem Handeln. Der radikale Gießener Naturforscher Professor Vogt verkaufte Tabakpakete mit seinem Bilde und seinem politischen Glaubensbekenntnis darauf. Ein Handwerkerkongreß sollte in Frankfurt zusammentreten, dessen Gründe, meint Duckwitz, vermutlich „schlagender Natur" sein werden. Unter den 9300 Petitionen und Adressen, die die Nationalversammlung erhielt, um sie meist ungelesen beiseite zu werfen, war auch eine von den Seiltänzern Deutschlands, die künftig im freien Deutschland auftreten wollten, ohne Abgaben zu entrichten.

Was aus der allgemeinen Verwirrung werden sollte, wußte niemand. Aber das Ausland war auf der Wacht, schon drohte ein russischer Krieg, und Frankreich erklärte, ein einheitliches Deutschland, sei es mit oder ohne Kaiser, nicht ruhig hinnehmen zu können. War es ein Wunder, daß viele der führenden Männer aus der älteren Generation den Mut sinken ließen? Im bremischen Senat sagte man: Hilfe ist nur von der Zeit zu erwarten und von Gottes wunderbarer Führung. Der oldenburgische Staatsrat Schloifer schrieb: Wir leben nur von 24 zu 24 Stunden. Der hamburgische Syndikus Banks aber, der damals in London verhandelte und dem Bürgermeister Smidt in herzlicher Verehrung zugetan war, äußerte in tiefer Niedergeschlagenheit: Man betrachtet sich am Ende als dem Untergang geweiht und erwartet verhüllten Hauptes in ruhiger Resignation den Tod. Die großherzoglichen und kleinen Staaten seien am Vorabend ihrer Existenz.

Aber Smidt ließ die Hoffnung nicht sinken. Als Justinus Kerner ihn besuchte, belebte das seine alten literarischen Interessen, und seine Heimatliebe stärkte sich an dem Verkehr mit den bremischen Landsleuten, die freilich nicht alle ganz seiner Ansicht waren. Anders als die Hamburger, die hamburgisch dachten, hatten sie dem Alten zuviel deutsches und zu wenig bremisches Interesse. Senator Iken war da und Winkelmann und wer sonst noch gelegentlich auf Besuch von Bremen kam. Der bremische Kaufmann John Droege, Abgeordneter für Bremervörde, ist ganz radikal. Er will sämtliche Fürsten fressen. Aber dann

Digitized by Google

folgten sie alle vergnüglich einer Einladung von Duckwitz auf Gans mit Braunkohl und Pinkel.

Man weiß, welchen Weg die Nationalversammlung weiterhin ging, wie sie viel Zeit mit der Beratung über die Grundrechte des deutschen Volkes verlor und die Idee ihrer alleinigen Souveränität zu vollkommener Ausbildung brachte. Es war dieser Standpunkt, von dem aus sie im September den Waffenstillstand mit Dänemark verwarf. Es gab einen Augenblick, wo selbst Besonnene das Fehlen jeder tatsächlichen Macht aus den Augen ließen. Auch der alte Arndt hatte für die Verwerfung gestimmt. Man sollte ihm gesagt haben, bei einer Preisgabe Schleswig-Holsteins könne man nicht mehr singen: Das ganze Deutschland soll es sein!

Und doch war die diplomatische Welt ganz Europas diesem Kriege abgeneigt. Wie Palmerston in London dachte, so auch die Staatsmänner der deutschen Mächte. Österreich schämte sich nicht, während des Konfliktes das Kommando über seine Flotte einem Dänen zu übertragen! Der Gedanke einer Trennung Schleswigs nach der Sprachgrenze war allgemein. Selbst Gagern neigte dazu. Man behauptete, daß es der Bevölkerung Schleswigs ganz gleichgültig sei, ob sie deutsch oder dänisch sei. Nur die Advokaten, die Lehrer und die Kieler Professoren hätten die Bewegung entfesselt. Die Professoren sagen: fiat unio nostra et pereat Germania, meinte Smidt. Es war auch in Hannover die gleiche Ansicht, wo man kaum dazu zu bringen war, die Wesermündung zu befestigen. Smidt mußte in Frankfurt die durch diesen Waffenstillstand ausgelöste Entladung der künstlich angefachten Volkswut erleben: das greuliche Blutbad vom 18. September, das er aus nächster Nähe mitansah. Er berichtet ausführlich über die Schreckensszenen, über die Nester voll gefangener Polen und Franzosen und über die tüchtige Tracht Prügel, die der Verleger der Weserzeitung, dem man überdies die Brieftasche stahl, erhielt. Über die Haltung des Blattes hatte er sich längst geärgert und notiert befriedigt: Er möchte hier doch wohl etwas davon gemerkt haben, worauf es mit dem Radikalismus hinaus will. Es ging eben alles durcheinander. Ein Riß klaffte zwischen dem radikalen Südwesten, der gemäßigten Mitte und dem konservativeren Osten. Wie wahr schien doch das Wort des hannoverschen Klosterrats v. Wangenheim vom betrunkenen deutschen Michel, der am Ende seine eigenen Siebensachen in Trümmer schlägt.

Man kann sagen, daß der Höhepunkt der Revolution mit dem Septemberaufstand überschritten war, wie sie in diesen Monaten auch in Österreich und Preußen, hier früher, dort später zurückging. Einige der am meisten kompromittierten Radikalen traten schon die Reise über den Ozean an. Aus Bremen wird gemeldet, daß der Kapitän eines dem Konsul Brauer gehörigen Schiffes in Havre den Besuch dreier „bärtiger" Deutscher erhalten habe, darunter Hecker.

Ganz von ferne witterte Smidt schon damals das Heraufziehen einer rücksichtslosen Reaktion, die er fürchtete. „Satan hat Aussicht,

Digitized by Google

durch Beelzebub verdrängt zu werden." Das tolle Jahr neigte sich auch in Frankfurt seinem Ende zu, nicht ohne daß es Smidt den schwersten persönlichen Verlust, den Tod seiner Lebensgefährtin, gebracht hätte, die er ergreifend beklagt. Aber das ist der ganze Smidt, wie er an seine Söhne schreibt: „Nun, wir wollen uns zusammenraffen und das alte Jahr doch mit Dank beschließen und das neue mit Hoffnung beginnen, so schwer es uns auch werden mag."

Ja, seine Söhne! Wie seine Tochter Mine ihn getreulich auf all seinen Reisen umsorgte, so waren die Söhne, die beiden älteren zumal, das Ziel seiner vertraulichsten Korrespondenz, der ältere, Hermann, der Staatsanwalt, der seine privaten Angelegenheiten wahrnahm und voll Energie in der Bürgerschaft den Demokraten entgegentrat, der zweite, Heinrich, auch in der Ferne des Vaters Adjutant, der reflektierend, in Briefen von geistiger Höhenlage, das Für und Wider der bremischen Politik mit dem Vater erwog.

Dieser tagtägliche Briefwechsel zwischen ihnen vermittelte die Fühlung mit der Heimat, wo es ja auch bunt genug herging. Am 19. April hatte sich die neue Bürgerschaft versammelt, auf 72 000 Einwohner 300 Vertreter, unter denen das früher herrschende Element der Juristen hinter den Lehrern und Pastoren zurücktrat. Allmählich entwickelte sie sich weiter nach links, da die Demokraten unter Johannes Rösing eine große Rührigkeit zeigten. Sie gingen auf die Straße und hielten Versammlungen im Freien ab, wollten aber doch auch, wie die Gemäßigten im Bürgerverein, Gesetz und Ordnung bewahren.

Nach ihren politischen Anschauungen waren sie extreme Republikaner. Gegen sie erschienen die Demagogen von Anno 1830 konservativ. Als solche galten jetzt bei manchen schon alle, die nicht das Unterste zu oberst kehren wollten. Die Radikalen erhielten im Sommer 1848 Zuzug durch Pastor Dulon von Liebfrauen, einen pantheistischen Agitator, den Abgott der kleinen Leute, ein „radikales Kirchenlicht", wie Heinrich Smidt schreibt, „das mir durch sein politisches Glaubensbekenntnis verdächtig genug ist". Die einheitstrunkene, aber unzuverlässige Bürgerwehr, die reichstrunkenen Mittelstandsleute standen ihnen politisch nicht fern.

Wühlten die Demokraten heimlich für die deutsche Einheit, warfen sie Exemplare der Bremer Zeitung und Heckerlieder in die Kaserne, so traten sie mehr noch mit geräuschvollen Demonstrationen in der Öffentlichkeit auf und wußten den fünfmal stärkeren gemäßigten Bürgerverein in den Schatten zu stellen.

Am 8. März 1849 wurden die beiden Exemplare der eben fertiggewordenen Verfassung in der oberen Rathaushalle zwischen Senat und Bürgerschaft förmlich ausgetauscht, jener Verfassung, von der Senator Albers sagte, ein Student, der eben von der Universität gekommen wäre, hätte sie nicht schlechter machen können als sie war. Das Rathaus, der Schütting, der Roland und viele Privathäuser trugen schwarz-rot-goldenen Flaggenschmuck. Vom Rathause bewegte sich der Zug

Digitized by Google

durch Spalier, das die Bürgerwehr gebildet, nach dem Dom und in ihm durch ein Spalier der Kinder beider Waisenhäuser nach dem Chor. Dann hielt Pastor Knippenberg als Primarius eine Rede, an deren Schluß er die Versammelten aufforderte, sich zu erheben und die Haltung der Verfassung durch ein dreimaliges Amen zu geloben. Straßenumzüge der Massen mit Musik folgten, „neun Zehntel nicht wissend, was sie wollten, aber alle vom süßen Geiste Dulonscher Wühlerphrasen benebelt". In der Stadt aber sammelten sich gleichzeitig Tausende von Auswanderern, darunter die ersten für Kalifornien, zu denen auch der Reiseschriftsteller Gerstäcker gehörte. Einige Monate später folgte die Feier zu Ehren der Ernennung des Reichsverwesers, erst in der Kirche, dann durch einen Choral, von der Rathausgalerie geblasen, die Kanonen donnerten, Sängervereine auf einem erleuchteten Dampfboot ließen sich vernehmen, die Fenster wurden illuminiert.

Als im November Robert Blum in Wien erschossen war, gab es eine Gedächtnisfeier für ihn auf dem Domshof, wo der Tischlermeister Wischmann „in gewohnter Weise eine Rede voll Sinn und Unsinn" hielt. Im nächsten Jahre wurde der Gedächtnistag wieder begangen, von Berlin her aber zürnte Smidt über die unzeitige Ehrung, „wobei die Zeitungen sich nicht schämten, eine Annonce aufzunehmen, die diesen Barrabas mit Goethe und Schiller in Parallele setzte". Wieviel harmloser war es dagegen, als die Bewohner des meist von Deutschen bewohnten Städtchens Lafayette bei New Orleans eine schwarz-rot-goldene Fahne stifteten, die in feierlichem Zuge nach dem Rathause geführt wurde. Ein anderes Mal zogen 18 Freiwillige, von Schützen geleitet, vom Domshof ab, um am Kampfe der Schleswig-Holsteiner teilzunehmen, und die Demokraten expedierten nächtlicherweile 40 junge Leute zur Unterstützung der badischen Freischaren.

Die Kaufmannschaft als Ganzes gesehen betrachtete die Zeit mehr unter dem Gesichtspunkt ihres geschäftlichen Interesses. Deshalb mußte ihr dieser dänische Krieg verhaßt sein, der die Wesermündung sperrte und 110 Schiffe in England am Auslaufen nach Bremen hinderte. Zahlreiche bremische Fahrzeuge waren von den Dänen gekapert, mit Embargo belegt. Diese Kreise wünschten natürlich den Frieden herbei. Manche Reeder halfen sich damit, daß sie ihre Schiffe unter russischer Flagge segeln ließen.

Aber in ihren sonstigen politischen Ansichten waren die Kaufleute durchaus nicht einig. Eine unitarische Stimmung war unter ihnen weit verbreitet. Viele fürchteten auch, durch eine zu große Annäherung an Preußen in den Zollverein getrieben zu werden.

Selbst im Senat gab es neben den Föderalisten auch Zentralisten, die die Furcht vor allzu mächtigen Einzelstaaten beherrschte. Im übrigen ließen manche in der hohen Körperschaft, in der doch nur wenige wirklich bedeutende Kräfte vereinigt waren, die Dinge gehen, die sie nicht ändern konnten und freuten sich, in Smidt den bewährten Führer zu haben, den man nicht durch peinliche Vorschriften beschrän-

Digitized by Google

ken wollte. In der Verfassungsfrage herrschte, wie Bürgermeister Meier klagte, eine unglaubliche Indolenz.

Sie beherrschte im Grunde auch die Bevölkerung, die von Natur phlegmatisch war, die Gebildeten, über deren Anmaßung Duckwitz mehr als einmal sich entrüstete.

So interessierte man sich mehr für die Cholera, die in zwei Monaten 118 Opfer forderte, und für das alljährlich wiederkehrende Hochwasser, das dann alle Gemüter in Anspruch nahm.

Nicht alle Provinzen der Seele hatte die Politik sich erobert. 800 Zuhörer aus allen Ständen fand der Kandidat Wichern vom Rauhen Hause in Hamburg, als er seine Lehre von der rettenden Liebe verkündete und mahnte, daß Gott auch über die Verwendung des Eigentums Rechenschaft verlange. Diese Gegenwirkung gegen den Egoismus und Nihilismus der Kommunisten, meint Heinrich Smidt, kann in unserer zerrütteten Zeit von hoher politischer Bedeutung werden. Im Archiv der Stadt aber saß, gebückt über alten Dokumenten aus dem Erzbistum Bremen, der Lüneburger Heimatforscher von Hodenberg, einer von den „Stillen im Lande, glücklich in der Betrachtung von Ruinen".

Derweil focht die Bürgerschaft ihre Verfassungskämpfe aus, sah die linke Seite zerfallen über das Schulgesetz, um aber doch bei Neuwahlen verstärkt wiederzukehren, „Teekessel", wie die Gegner spotteten, die doch stark genug waren, dem alten Bürgermeister in den Kämpfen der großen deutschen Politik, wo es um die Existenz Bremens ging, Schwierigkeiten zu bereiten. Nur in einem Punkte, freilich dem wichtigsten, blieb die Senatspartei Sieger, bei dem Gesetz über die Lebenslänglichkeit des Senats. Sie war einer hinreißenden Rede von Dr. Ferd. Donandt zu verdanken, in der noch die Töne der jetzt zur Rüste gehenden Epoche des deutschen Idealismus erklangen. Er war der Führer der gemäßigten Liberalen, und die Bürgerschaft ehrte ihn durch Erheben von den Sitzen.

Als die bremische Verfassung fertig war, stand auch das Frankfurter Verfassungswerk vor seiner Vollendung und mehr: vor dem Zusammenbruch. Am Ende des Jahres 1848 war die Revolution in Preußen und Österreich niedergeschlagen, die Fürsten und Regierungen ermannten sich wieder, Friedrich Wilhelm IV. lehnte im April 1849 die ihm von Frankfurt angebotene Kaiserkrone ab. Das Parlament war damit zwecklos geworden, nach ohnmächtigen Versuchen des Widerstrebens ging es auseinander.

Wir haben seine Bedeutung, die Ursachen seines Glückes und Unglücks hier nicht zu würdigen. Wohl aber müssen wir noch den Blick auf die Geschichte der beiden nächsten Jahre richten, auf die tragischen Bemühungen, wenigstens etwas von dem Frankfurter Vermächtnis zu retten, auf Johann Smidt und Bremens drangvolle Not.

Der Frankfurter Einheitstraum war ausgeträumt. Und doch waren seine Zauberbilder aus den Tiefen der Seele des deutschen Volkes emporgestiegen, und das helle Leuchten dieser betrügerischen Morgen-

Digitized by Google

röte war noch nicht ganz zum Verlöschen zu bringen. Ein letztes Nachglühen lebte noch in den Herzen und gestaltete sich in dem zweifelvollen Geiste des Preußenkönigs zu dem Versuch, in Berlin auf seine Art zustande zu bringen, was in Frankfurt nicht hatte gelingen wollen. Die Elemente des Gagernschen Programms vom engeren Bunde unter Preußens Führung, vom weiteren mit Einbeziehung Österreichs benutzend, bemühte sich Friedrich Wilhelm jetzt, mit den Fürsten zu erreichen, was dem Volke nicht hatte gelingen wollen. Am 26. Mai 1849 schloß er mit Hannover und Sachsen das Dreikönigsbündnis, das den anderen deutschen Staaten den Beitritt nach freier Entschließung vorbehielt. Aber es war schon ein übles Symptom, daß die süddeutschen Königreiche fernblieben, ein übleres, daß Hannover und Sachsen nach einem halben Jahre unter nichtigen Vorwänden zurücktraten, das übelste, daß jetzt die Gegenwirkung des wiedererstarkten Österreich begann, wo der Fürst Felix Schwarzenberg die Leitung übernommen hatte, ein Realist von ganz großem Format, wie ihn einer der bedeutendsten unter den heutigen Historikern genannt hat.

Preußen hatte den Reichsverweser aufgefordert, zurückzutreten und seine Macht auf Friedrich Wilhelm zu übertragen, was er verweigerte, Es setzt nun noch vor dessen Resignierung ein Parallelaktion ein, auf der einen Seite Verhandlungen zwischen den beiden deutschen Großmächten, einen vorläufigen Ersatz für die aufgelöste Zentralgewalt zu schaffen, was zum Abschluß des sog. Interims führt, das sich in einer Bundesexekutionskommission aus zwei Österreichern und zwei Preußen verkörpert. Auf der anderen Seite ist Preußen bemüht, wenn auch unter heftigem Widerspruch Österreichs, seine Union ins Leben zu rufen, möge es nun mit vielen sein oder mit wenigen, wie Radowitz, der geistige Vater des Gedankens, es formulierte. Mindestens die ehemalige Kaiserpartei des Frankfurter Parlaments rief ihm von ihrem Kongreß in Gotha aus ihre rückhaltlose Zustimmung entgegen. So setzte die Union einen vorläufigen Verwaltungsrat ein, der die Verfassung des Bundes ausarbeitete und für den März 1850 einen aus indirekten Wahlen — nicht aus direkten — hervorgehenden Reichstag nach Erfurt berief. Er nahm die ihm vorgelegte Verfassung nicht minder wie die alsbald vorzunehmende konservative Revision derselben an, um aber doch schon im Mai jede Hoffnung auf einen wirklichen Erfolg schwinden zu sehen. Denn gleichzeitig hatte Schwarzenberg seinen Gegenzug getan und die Regierungen aufgefordert, ihre Bevollmächtigten zur Wiederherstellung der Bundesversammlung nach Frankfurt zu schicken. Die folgenden Monate brachten eine immer schärfere Spannung zwischen Österreich und Preußen, die über den Gegensatz in Kurhessen bis an den Rand eines Krieges gelangte, der jedoch durch die Nachgiebigkeit des Ministers von Manteuffel zu dem schmählichen Vertrag von Olmütz führte, wo Preußen nicht ohne Rücksicht auf russische Drohungen auf der ganzen Linie zurückwich.

Das Ende des Jahres 1850 sah die deutschen Mächte abermals versammelt, diesmal auf sog. freien Konferenzen zu Dresden, die jedoch

Digitized by Google

auch keine Einigung, sondern nur eine Vertagung des Gegensatzes brachten. Ein „Bündnis" zwischen Österreich und Preußen auf drei Jahre schloß die ganze ruhm- und fruchtlose Episode dieser Verhandlungen ab. Der Großteil der historischen Schuld fiel auf Preußens König, der wollend, nichtwollend, zeitfremd und tatenscheu, immer aufs neue das verhängnisvolle Zuspät bei seinen Entschlüssen erleben mußte. Wenn je für einen Mann, galt für ihn das Wort: volentem ducunt fata, nolentem trahunt. Um zu lernen, wie man es n i c h t machen muß, fand Bismarck bei ihm seine hohe Schule.

Mit dieser summarischen Skizze vom Gange der großen deutschen Politik vor Augen, mögen wir sehen, wie der greise Lenker unseres Staatschiffes das kleine Bremen durch Strudel und Riffe hindurchsteuerte. War es für uns denn nicht eine verzweifelte Lage? Daheim mit einer rabiaten Bürgerschaft, die die Vollmachten und Ratifikationen der von Smidt geschlossenen Verträge solange hinzögerte, daß er sich, wie er schreibt, schämte, sich vor den Mitgliedern des Verwaltungsrates sehen zu lassen. Auf der See der dänische Krieg, der trotz zweier Waffenstillstandsabmachungen bis zum Juli 1850 unbeendigt blieb. Als nächster Nachbar Hannover, mit dem man so gern in alter Vertraulichkeit weiterleben wollte, weil man durch hundert Bindungen mit ihm vereinigt war: Eisenbahn und Telegraph, Flußvertiefung und Hafen. Und doch war es nicht möglich, ihm auf seinem antipreußischen Wege zu folgen, denn Preußens Wille war nun einmal in Norddeutschland gebietend. Wieder aber galt es, enge Fühlung mit den hanseatischen Schwesterstädten zu halten, mit Hamburg zumal, das dennoch in der Frage des Freihandels unbeirrbar seinen eigenen Weg ging. Auch bestand eine lose Verbindung mit der im Juli 1849 noch nicht ganz aufgelösten Frankfurter Zentralgewalt, und damit gingen auch nach der Donau Fäden hinüber. Aber von Österreich, durch und durch absolutistisch, ist gar kein Heil zu erwarten. Es ist „der Rohrstab Ägyptens, der durch die Hand fährt, wenn man sich auf ihn stützt". Bayern endlich bereitete schon das Vierkönigsbündnis vor, das die kleinen überhaupt „einstampfen" wollte.

Bereits im Juni war es dem Senat klar, daß eine Verständigung mit Preußen gesucht werden müsse, mochte auch die Stimmung in der Stadt dem Dreikönigsbund so abgeneigt sein, wie nur je. Nur das indirekte Wahlgesetz wollte sich die Bürgerschaft nicht zumuten lassen, die in Preußen den Hort der Reaktion sah; es müßten Modifikationen gefunden werden. Erst im Juli erhält Smidt Vollmacht, mit dem Verwaltungsrat über Bremens Beitritt abzuschließen, aber die Ratifikation ist der Bürgerschaft noch lange nicht abzuringen.

Eben war Smidt von einer Einladung bei der Prinzessin von Preußen in Babelsberg zurückgekehrt, mit der er beim Tee allein in ihrem Kabinett über die Weltlage ausführlich gesprochen hatte, da entwarf er über Bremens Stellung eine jener klassischen Erklärungen, wie nur nur er sie zu geben vermochte: „Bremen gehört durch seine Lage und Betriebsamkeit zu den vorzüglichsten Emporien, durch welche Deutsch-

Digitized by Google

land an dem großen See- und Welthandel sich seit Jahrhunderten beteiligt und darin die Anerkennung des Auslandes gefunden hat. Jede Unterbrechung der zarten Fühlfäden des Vertrauens, welche in dieser Sphäre heimisch sind, gibt unberechenbaren Folgen für die Gesamtheit Raum, und es ist daher die Aufgabe, für die Sicherstellung der kommerziellen Bedeutung Deutschlands durch Aufrechterhaltung freier Beweglichkeit Sorge zu tragen. Wir erwarten auch zuversichtlich, daß keinem beim Welthandel beteiligten Bundesstaate besondere Vorteile zugestanden werden, auf die nicht Bremens gleiches Recht anerkannt wird."

Auch dem Interim trat Bremen bei. Aber dann kam die neue Schicksalsfrage: Ja, das Bündnis mit Preußen wollte man wohl, mußte man wollen. Aber auch noch weiter? Den Bundesstaat? Wie eine Wetterwolke stand es über der Stadt: der Bundesstaat oder gar der von Österreich zu erneuernde Staatenbund in Frankfurt, etwa mit beiden Großmächten an der Spitze, den vier Königen gleichsam als Staatsrat daneben, um diesen, wie Smidt schreibt, doch nur das solatium Polyphemi zu gönnen, den Trost, den der Riese dem Odysseus gab, zuletzt von allen gefressen zu werden? Oder Deutschland trennt sich in Nord und Süd, und Preußen, durch keine Bündnisverfassung gehemmt, frißt die kleinen einen nach dem anderen.

Darum ist der Bundesstaat noch das kleinste von allen Übeln. Ob er zustande kommen und lebensfähig werden konnte, darüber hatte Hannover noch einmal die schicksalsvolle Entscheidung. An der Leine regierte Karl Bertram Stüve, Osnabrücks charaktervoller Sohn, durch die Revolution auf seinen Platz gehoben, um die politischen Ideale des Bürgertums zu verwirklichen. Aber bei vielen Tugenden war er doch nicht der Mann der Stunde, kein schöpferischer Politiker, exzellierend in doktrinärer Kritik. Hannover sagt: ich kann nicht, andere Vorschläge macht es dagegen nicht. Auch wenn Preußen seine berechtigten Forderungen erfüllt hätte, Stüve hätte nicht gewollt. So ganz und gar war er beherrscht von der Furcht vor dem Staat Friedrichs des Großen, dem ewig hungrigen, der Hannovers bedurfte, um die zwei getrennten Hälften der Monarchie zu vereinigen.

Bremen optierte für Preußen, wenn auch zagend. Nun aber mußte es wirklich ans Wählen gehen. Wie kann denn Bremen in den Bundesstaat eintreten, geographisch isoliert, ein vorgeschobener Posten, ohne Hannover? Und sollen wir unseren Beitritt an diese Voraussetzung knüpfen? Aber ist dann die Vornahme der Wahl nicht eine Vorentscheidung, die den Senat bindet? Wie ist eine Sonderstellung für die Hansestädte möglich? Wie gern würde man den Erfurter Tag aufschieben, aber es geht nicht. Wir müssen uns erklären, müssen wählen, und wenn auch bei der unendlich flauen Stimmung der Bevölkerung sich nur ein Fünftel der Wahlberechtigten beteiligt — wie es wirklich geschah. Aber ist dann die der Erfurter Verfassung beigefügte von Bodelschwingh entworfene Zusatzakte nicht ein neuer Vertrag, der unserer Zustimmung bedarf? Könnten wir nicht zugewandte Orte wer-

Digitized by Google

den, wie etwa bei der Schweiz solche sind? Endlich — haben wir doch mit Dreien kontrahiert und sind nicht rechtlich gebunden, wenn zwei von ihnen, Hannover und Sachsen, abspringen. Wie können wir den Kopf aus der Schlinge ziehen? Nehmen wir durch Entsendung eines Abgeordneten nicht Partei? Fragen über Fragen — wer vermochte sie zu beantworten?! Bald wird es heißen: Hic Rhodus, hic salta!

Zwei Männer haben da handelnd das Beste getan, für Bremens Wohl, der rüstige Greis und der tatenfrohe Mann: Smidt und Duckwitz, der eine den anderen ergänzend, ein schönes Bild. Auch damals Duckwitz schon ein Mann mit klangvollem Namen, der erste Reichshandelsminister, der Schöpfer der deutschen Flotte, getragen von dem Vertrauen der bremischen Kaufmannschaft, und der eigentliche Mittelsmann für Hannover, wo er sich schon durch die glückhaften Verhandlungen der vierziger Jahre seine Stellung in den Ministerien gemacht hatte. Voller Verständnis folgte daheim die Kaufmannschaft seinen Ideen, so als für seine Reichsflotte Senator Wätjen, der große Reeder, die Britannia und Acadia angekauft hatte, scheinbar privatim, als wollte er sie auf die südamerikanische Paketfahrt schicken und wieder, als Wätjen mit anderen die fünfzig Morgen Land heimlich erwarb, um sie zu billigem Preise dem Staate für die Hafenerweiterung in Bremerhaven zu überlassen. „Duckwitzens Redaktion", schreibt Heinrich einmal seinem Vater, „ist wieder sehr husarenhaft, rasch zur Tat, ohne Rücksicht auf Bedenken rechts oder links, äußerst subjektiv, aber auch immer fertig zu neuen Auffassungen und Nachträgen, um das, was er eigentlich will, zu kolorieren und mundgerecht zu machen. Zur logischen Anordnung läßt er sich und andern keine Zeit. So mußt Du Dich an seiner Form nicht stoßen, er hat nun einmal keine Idee von Vorarbeiten, sondern muß immer alles gleich in die fertige Form kleiden, die Flinte zum sofortigen Feuern geladen halten, einerlei, ob und wann es zum Schießen kommt."

Jetzt, in Erfurt wie in Dresden, ist Duckwitz der kühne Mahner, der dem alten Herrn das Rückgrat steifen möchte, wenn es noch nötig sein sollte; und als es gilt, im Verwaltungsrate die bremisch-hanseatischen Vorbehalte durchzusetzen, da schreibt er ihm: Nirgends in Deutschland erstrebt man redlicher einen deutschen Bundesstaat als hier, von keiner Seite sind positive Vorschläge gemacht als nur von hier, kein Staat ist bereit, so viel von seiner Souveränität aufzugeben wie Bremen, wenn ein solcher Bundesstaat zustande kommt. Anderseits hat Bremen aber auch die Pflicht, das Bestehende zu erhalten, für sich und für die großen von ihm vertretenen kommerziellen Interessen Deutschlands. Wenn die Regierungen dies nicht einsehen, ist es eine Ehre, ihnen fest entgegenzutreten. Man wird uns schon kommen, wenn man bemerkt, daß unsere Bevollmächtigten sonst abreisen. „Ja, mein verehrter Herr Bürgermeister, Sie müssen hinein ins Kartätschenfeuer und retten die Republik. Nur nicht ängstlich!" So der „Husar".

Der Alte erwidert am nächsten Tage bedächtig: „Wir werden schon durchboßeln, wie der alte Senator Vollmers zu sagen pflegte", und

Digitized by Google

wieder nach acht Tagen kann er melden: „Der Verwaltungsrat hat die hanseatischen Vorbehalte, die die Selbständigkeit des Handels sichern sollen, angenommen! Mit Freude und Dankbarkeit vernimmt die Botschaft der Senat.

Smidt hatte Anlaß, zufrieden zu sein, wenn der Erfolg auch noch kein endgültiger war und daneben manches andere ihn wurmte. Doch betrachten es die Söhne als ein Zeichen von Lebenskraft, daß in seinen Briefen wieder Honig und Galle harmonisch gemischt sind. Auch in der Fülle der Geschäfte bleibt er den kleinen Genüssen seines Lebens, ideellen und materiellen, ergeben. Seine Tochter berichtet ihm, daß sie 61 Nelken für ihn eingepflanzt und alle numeriert habe. Kistchen mit mancherlei Sämereien, Levkojen und Ranunkeln sendet er aus der Ferne. So nach wie vor verfolgt er Wissenschaften und Literatur. Die Gebrüder Grimm und der Ägyptologe Lepsius, der Geschichtsschreiber Griechenlands, Ernst Curtius, sind seine Freunde, und Jakob Grimm verehrt ihm seine deutsche Grammatik. Von Erfurt aus macht er einen Ausflug nach Weimar und Jena, besucht hier das Frommannsche Haus und erneuert alte Beziehungen. Mit dem Historiker der Monumenta Germaniae, Georg Pertz, unterhält er Verkehr, und als er in Potsdam beim König zur Tafel geladen ist, sitzt Alexander v. Humboldt ihm zur Seite. Smidt hat die neue Ausgabe seiner „Ansichten der Natur" gelesen, sich manche Stellen darin angemerkt und unterhält sich lange mit ihm über die merkwürdigen Augen unseres Senators Olbers, nach denen sich Humboldt erkundigte „und dabei des diesem ermangelnden Farbensinnes gedachte". Er erzählte, daß der große Physiker Arago in Paris Untersuchungen darüber angestellt und ihre Konstruktion noch merkwürdiger gefunden habe als die anderer, denen nur einzelne Farbenschattierungen fehlen.

Geblieben war ihm auch der lebensvolle Sinn für den mäßigen Genuß der Tafelfreuden. Da wird bald ein Kalbsbolten geschickt, wie er so saftig nur auf den Weiden der Wesermarschen gedeiht oder ein Fäßchen Teltower Rübchen mit Pinkelwurst und Hamburger Rauchfleisch. Als er im Sommer 1850 wieder nach Frankfurt geht, wird die Köchin Marie von Bremen her verschrieben, aber sie soll zuvor bayrische Dampfnudeln bereiten lernen, und bald darauf heißt es nochmals: täglich soll sie Dampfnudeln machen, „daß sie sich darin perfektioniere". Den Höhepunkt bilden 500 Austern, die Hermann schicken muß für ein Diplomatenfrühstück und dazu ein Rezept zur Bereitung einer Austernsuppe. Unnötig zu sagen, daß Punsch bestellt wird und weißer Portwein. Über allem aber schweben die Wolken der geliebten Pfeife, Eltermann Löning sendet die besten Kanasterrollen — im Inlande sind sie lange nicht so gut. Größtes und Kleinstes — dieses Hirn hatte für alles Raum.

Doch auch die Galle war dem Honig beigemischt.

Vor allem gilt sein Zorn der Presse, der bremischen mit der radikalen Weserzeitung an der Spitze. Die deutsche Presse überhaupt soll

Digitized by Google

von ihrem „wirrenden, dem allmählichen Wachstum des Besseren gar keine Ruhe gönnenden Wühlen" ablassen. Mit ihren fortwährenden Anschwärzungen und Verdächtigungen untergräbt sie jedes aufkeimende Vertrauen und gehört zu den verderblichsten Würgengeln deutscher Freiheit, Einheit und Größe. Sie bläht sich mit ihrem dünkelvollen „Wir", aber es wird einmal eine Zeit kommen, wo ihr der Übermut gründlich gelegt wird.

Diesen Grimm erfuhren natürlich zumeist die demokratischen Blätter und ihre Lenker, die roten Märzcoujons, wie er sie wieder und wieder nennt, denn nie kann er vergessen, wie er selbst an jenem 8. März 1848 von der Revolution überrannt worden ist. Er hat eine Stiftung aus seinen privaten Mitteln gemacht unter der Verwaltung seiner beiden ältesten Söhne, mit deren Beträgen sie die verborgenen Wurzeln jener Verschwörung aufdecken, die geheime Direktive, die er am Werke glaubt, entlarven, in Reden und Schriften aufklärend wirken sollen. So sehr ich mich nach Euch sehne, schreibt er ihnen, ich mag Bremen nicht wiedersehen, bis es von seiner Schande erlöst ist. Welche ausbrechende Leidenschaft offenbart jener Brief von dem Überfall vom 8. März! Man soll den Strauchräuber beim Stiefel fassen, vom Pferde reißen und ihm die gestohlene Brieftasche wieder abnehmen. Warum läßt man nicht die Geschichte der 104 Männer und andere Vorgänge aus alter Zeit, wo Demagogen sich der Herrschaft bemächtigten und hinterher schmählich endeten, in einfachem Chronikenstil wieder abdrucken? Warum nicht eine getreue Schilderung des Hergangs von 1848, wie die ganze Verschwörung in den Bierhäusern vorbereitet wurde, wie Wischmann den Präsidenten des Senats belog und betrog, indem er scheinbar nur mit wenigen Genossen eine Bittschrift zu überreichen wünschte, indes Gesindel das Rathaus umringte und sich ein lautes Geschrei erhob, die Senatsmitglieder zum Fenster hinauszuwerfen. Das mit allen Details erzählt, wird doch die Schamröte heraustreiben, daß diese Menschen als Feinde des Staates behandelt werden, wie die Franzosen von 1806 bis 1815. „Ihr glaubt nicht, wie es mich kränkt und drückt, wenn ich unsere Lage von den Hamburgern und Lübeckern bei jeder Gelegenheit bedauern höre, die sich einbilden, zehnmal besser gegen die Demagogie operiert zu haben als wir." Diese Zustände müssen der Befähigung Bremens, sich ferner als unabhängiger Staat in Deutschland zu behaupten, den Stab brechen. „Es muß jetzt ein eklatanter Schritt geschehen ... das quo usque tandem muß aus der Kehle!"

Noch in Erfurt ließ Smidt diesen Not- und Schmerzensschrei ertönen, aber schon zu einer Zeit, in der es auch dem blindesten Auge klar wurde, daß auf diesem Blütenbaum keine Früchte reifen würden.

Die folgenden Monate vergingen in dem Kampf der diplomatischen Intrige zwischen Österreich und Preußen, die sich gegenseitig Schuld und Rechtsbruch vorwarfen, bis der stärkere Spieler, Schwarzenberg, seinen Gegner zu dem Tage von Olmütz hinmanövrierte. Smidt ver-

Digitized by Google

glich Deutschland mit dem Verfahren beim Löschen des großen Hamburger Brandes, wo sich verschiedene Rettungsgesellschaften kreuzten und gegenseitig Vorwürfe machten. Er hatte beide Großmächte gründlich satt — dieses Preußen, „dessen ganzer Charakter ein militärischer ist, das stets den Schleppsäbel trägt. Daß Preußen nie Unrecht haben kann, wird als Axiom vorausgesetzt, Subordination als die erste Tugend und Räsonnieren gegen ein Ansinnen Preußens als entschiedene Preußenfeindlichkeit geschildert. Dieser Charakter zeigt sich bei der guten Gesellschaft feiner, bei den Subalternen gröber." Die Lage in Frankfurt aber, wo Österreich unter dem Grafen Thun den Bundestag wiederhergestellt hatte, neben dem die frühere Bundeszentralkommission jedoch noch fortbestand, erinnert ihn an eine Theaterdekoration, wo die Zuschauer zugleich in zwei getrennte Zimmer blicken. Die Bundesversammlung, die sich für konstituiert ausgibt, müßte also konsequenterweise die Funktion der „im Schattenreiche fortlebenden" Bundeszentralkommission übernehmen. Weil sie davor billig noch Scheu trägt, gibt sie dieser Kommission von ihrem Wiedererscheinen keine offizielle Kunde, und so agiert diese in einem andern Zimmer fort, ohne von dem Notiz zu nehmen, was im Nebenzimmer passiert. Graf Thun aber, der in dem einen wie in dem andern zu Hause ist, muß sich vorkommen wie ein römischer Augur, der über sich selbst lacht.

Damals war die Krise, die erst in Olmütz gelöst wurde, auf ihrem Höhepunkt, und Graf Thun äußerte, „es möchten wohl manche Bedenklichkeiten Preußens gegen die von Österreich beantragte Reorganisation Deutschlands schwinden, wenn erst eine österreichische Armee vor den Toren Berlins stände". Kurz darauf gab Smidt seine Abschiedskarte bei Thun ab, „auf der nicht p. p. c. steht, sondern, wie ich es gewohnt bin, da ich deutsche und keine französischen Visitenkarten führe, ‚um Abschied zu nehmen', welches ganz dasselbe ist. Bei Thuns Gegenbesuch bemerkte ich, „es sei doch ein Skandal vor ganz Europa, daß Deutschland in einem solchen Moment sich unfähig erklären müßte, mit sich selbst zu reden. Wenn eine Revolution in der Mitte liege, so handle es sich weniger um Auslegung der vorher bestandenen Gesetze, als um die Eingehung neuer Vertragsverhältnisse. Der Buchstabe töte, der Geist mache lebendig. Man könne über jeden biblischen Text und in jeder Konfession eine orthodoxe und eine heterodoxe Predigt halten."

Um Weihnachten 1850 kam Smidt zur Teilnahme an den freien Konferenzen in Dresden an. Viele fürchteten von Schwarzenbergs Erscheinen „eine Operation à la Brennus, die allem Zu- und Abdingen der Großen, Mittleren und Kleinen ein Ende machen würde". Da jedoch der Bundesstaat sich als unmöglich erwiesen hatte, der Staatenbund nach Österreichs Wunsch aber von vielen gescheut wurde, blieb schließlich doch nur die freie Vereinbarung übrig, und das Ende von allem war die Wiederherstellung des alten Bundestages. Der Geist der Dresdener Versammlung war auch sonst ausgesprochen reaktionär, Manteuffel

Digitized by Google

wollte eine Polizeimusterwirtschaft auch in Preußen einrichten. Ein starker Druck auf Bremen, wo die revolutionäre Gesinnung immer neue Auswüchse trieb, ließ nicht auf sich warten, der demokratische Verein und seine Presse wurden vom Senat verboten, die Absetzung Dulons folgte. Aber bei dieser hartnäckig verblendeten Bürgerschaft war doch noch militärische Einwirkung von außen nötig, ehe völlige Ruhe eintrat.

Die Hansestädte gingen gerettet aus den Wirbeln hervor, gerettet durch den zähen verzweifelten Kampf ihrer Staatsmänner, der bremischen wahrlich nicht zuletzt. Noch auf diesen Dresdener Konferenzen schienen sie, als man plante, eine Exekutive für Deutschland zu schaffen, ohne die Städte zu beteiligen, zur Ohnmacht verdammt werden zu sollen. Das hat Duckwitzens furchtlosem Herzen einen Schrei der Entrüstung entlockt, der den ganzen Mann charakterisiert: „Außerhalb Europas gelten die drei Hansestädte in jeder Hinsicht mehr als alle vier deutschen Königreiche. In Europa gelten sie in kommerzieller Hinsicht mindestens ebensoviel, und in Deutschland sind sie die Träger der wichtigsten Interessen, wobei kein Königreich von den vieren ihnen gleich steht. Was in der Welt Gottes hat Württemberg zu vertreten? Will man den Hansestädten keine volle Stimme bei der Exekutive geben, sollte man auf jede Beteiligung an ihr verzichten. Man wird uns später schon kommen müssen!"

Wir greifen das Wort noch einmal auf, das Smidt zum Grafen Thun sprach: „Ein Skandal vor ganz Europa." Ja, das ist der Mann — der bremische, der hanseatische, nein, der deutsche Staatsmann. Auch ihm ging sein Vaterland über alles in der Welt. Viele Stellen seiner Briefe geben davon Zeugnis.

Aber in diesem Vaterland lag sein Bremen, und das Schicksal wollte es, daß all sein Leben und Denken dieser Stadt gewidmet werden sollte, daß er darin erwuchs zum größten Manne, von dem die ehrenreiche Geschichte unseres Gemeinwesens zu künden weiß. Alle Gaben seines reichen Geistes, der sich eins wußte mit so vielen Dichtern und Denkern der Nation, alle Ausstrahlungen seiner sittlichen Würde, die nie um eines Haares Breite von ihrer Höhenlage wich und ihn auch in der Politik jenen feinen Unterschied erkennen lehrte, der ihn einmal von einem anderen unserer Staatsmänner sagen ließ, daß er wohl Sinn habe für Staatsvorteil, aber nicht für Staatsehre, jene tiefe Liebe endlich, die seinen Mitbürgern galt wie den Nächsten seines Hauses — sie haben seiner Persönlichkeit wie seinem Werke für lange, lange Zeiten Dauer verliehen.

Unser Volk wie unsere Stadt hat in den achtzig Jahren, seitdem Johann Smidt die Augen schloß, in dem schicksalsvollen Gang seiner Geschichte Höhen und Tiefen durchmessen und ganz Großes erlebt, und mancher möchte vielleicht, die Verse des schwäbischen Dichters abwandelnd, sprechen: Nach solchen Opfern heilig großen, was gälten diese Lieder Dir?!

Digitized by Google

In der Tat, wir sind weit hinausgewachsen über diese querelles allemandes, diese Kämpfe der Großen, Kleineren und Kleinsten gegeneinander, von denen hier ein Bild zu entwerfen war. Gott sei Dank, und wir wünschen jene Zeiten nicht zurück. Aber das wäre kein gesunder Volkskörper, in dem nicht neben den lebenswichtigsten Organen auch die geringeren innerhalb der ihnen gesetzten Grenzen ihr Leben hätten und ihre Kräfte regten. Und mit unserer Geschichtsbetrachtung ist es nicht anders. Die Erkenntnis der großen Aktionen wird immer aufs neue genährt von der Betrachtung des einzelnen. Darum hat auch das Studium der Landschaften, der Städte seine Ehre, und wo fänden wir in Bremen dafür eine bessere Aufgabe, als die Erforschung des begnadeten Lebens, dem die Worte dieser Stunde galten?

„Der ist in tiefster Seele treu
Wer die Heimat liebt wie Du!"

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

INDEXED
3-MAA

Bremische Weihnachtsblätter

Herausgegeben im Auftrag der Wittheit zu Bremen von der Historischen Gesellschaft zu Bremen

Heft 10

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Bremen unter französischer Herrschaft 1810 — 1813

von

Karl H. Schwebel

Weihnachten 1949

3-MAA Bremische
Digitized by Google

Digitized by Google

Schriften der Wittheit zu Bremen

Reihe H:

Bremische Weihnachtsblätter

Heft 10

* 905

* Staatsbibliothek Bremen

Digitized by Google

Digitized by Google

Bremen
unter französischer Herrschaft
1810–1813

von

Karl H. Schwebel

1949

FRIEDRICH TRÜJEN VERLAG · BREMEN

Digitized by Google

Zum Geleit!

Nach einer geraumen Zeit ist es der Historischen Gesellschaft wieder möglich geworden, der Reihe unserer Weihnachtsgaben ein neues Blatt hinzuzufügen. Die Kriegszeit mit allen Schwierigkeiten, die auch vorher und nachher sich auftürmten, haben es bisher verhindert.

Wenn jetzt ein wissenschaftlich begründetes, anschauliches Bild der Franzosenzeit unseren Lesern vorgelegt wird, fällt manche Ähnlichkeit mit den heutigen Zuständen in die Augen. Damals wie heute Sieger und Besiegte, Niedergang, Not und vaterländisches Bemühen, Altgewohntes und Bewährtes zu erhalten, Schutt und Überaltertes wegzuräumen und einer besseren Zukunft die Bahn zu bereiten.

Diese Schrift wird unseren Mitgliedern kostenlos übermittelt. Möchten sie aus ihr unser Bestreben erkennen, auch weiterhin die bremische Vergangenheit aufzuhellen; möchten sie aber auch daraus den Vorsatz in sich befestigen, der Historischen Gesellschaft treu zu bleiben und ihr neue Mitglieder zu gewinnen.

Weihnachten 1949

Der Herausgeber
H. Entholt

Digitized by Google

Als Napoleon Bonaparte in der Verlassenheit seines Gewahrsams auf dem öden, weltentlegenen Felsen St. Helena Muße die Fülle fand, über seine wahrhaft außergewöhnliche Laufbahn nachzusinnen, da wollte ihm dieses Leben schier romanhafte Züge annehmen: „Quel roman, pourtant, que ma vie!"

So spann sich hier der umfassende Geist des noch nicht Fünfzigjährigen, der ein halbes Menschenalter hindurch in atemberaubendem Wettlauf mit dem Schicksal keinen Augenblick der Entspannung gekannt hatte, in der erzwungenen Tatenlosigkeit des Exils, dieser „Periode des Verschimmelns", mehr und mehr in ein Gespinst legendenbildender Gedankengänge ein. Was Wunder also, daß der schon bei Lebzeiten für die Zeitgenossen in die Geschichte eingegangene Napoleon der Pyramiden, von Austerlitz und Jena dem kleinen aufgeschwemmten Manne mit der grünlich-fahlen Gesichtsfarbe und der hypochondrischen Reizbarkeit der am Magenkrebs Leidenden wie ein strahlender Mythos entgegentrat!

Wenn Bainville in seiner Napoleonbiographie diesen letzten Akt der Tragödie mit „Le martyre", das Martyrium, überschreibt, so wollte er damit den gleichen Gedanken ausdrücken, der Michelet, wie Frau von Stael ein Napoleonhasser von Gottes Gnaden, zu der zornigen Bemerkung veranlaßte, mit erstaunlicher Ungeschicklichkeit habe man Bonaparte nach St. Helena verbracht, so daß „der Schurke" einem Prometheus gleich sein so hochgestelltes Gauklergerüst zu einem Kaukasus machen konnte.

In der Tat, das Martyrium dieses mythischen Feuerbringers Prometheus, des von neidischen Göttern an den Felsen geschmiedeten Menschenfreundes, das war in der empfänglichen Phantasie der Zeitgenossen ein angemessenerer Abschluß dieses erstaunlichen Lebens als das Duodezfürstendasein von Elba.

Und so haben denn die Feinde des Korsen selber, indem sie ihn sein Leben nicht viel besser als ein Verbrecher verhauchen ließen, recht wesentlich dazu beigetragen, den von ihm in seinen letzten Jahren bewußt gelebten Napoleonmythos zu stärken.

Als er am 5. Mai 1821 die Augen schloß, da war es wohl mit seiner materiellen Macht schon lange vorbei, und die Bremer Dichterin Hedwig Hülle konnte in ihren „Erstlingen des Frühlings" singen:

So hat dich auch der düstre Fürst der Geister
hinab gezogen in sein stilles Reich?
Du, der du sonst im Morden oft sein Meister,
bist nun dem kleinsten seiner Opfer gleich!
O Erdenmacht, wie leicht bist du zersplittert;
einen Wink der Allmacht bricht des Menschen Stolz!
Vor dessen Macht sonst Könige gezittert —
dich birgt ein kleines, enges Haus von Holz!

FEB 9 '51 H.

Digitized by Google

Stärker als alle vergängliche irdische Macht aber wirkte die geistig-seelische Kraft des Mythos fort und ließ die Gemüter nicht mehr los. So wie des Kaisers sterbliche Hülle nicht der Heimat fern auf einsamem Gestade vermodert ist, sondern heute unter porphyrenem Sarkophage ruht, in der kühlen, majestätischen Mausoleumsstille des Dôme des Invalides von Paris, recht im Herzen dieses französischen Volkes, das er angeblich so sehr geliebt hat, so steht seine Gestalt auch jetzt noch wie ehedem in monumentaler Größe mitten unter uns, Freund und Feind, Politiker wie Historiker zwingend, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Denn seine Idee der Herrschaft, die mit dem Schleier demokratischer Ideologien verhüllte Diktatur, hält in ihrem verräterischen Glanze vielfach auch heute noch die Völker gefangen.

Napoleon wollte es auf St. Helena so scheinen, als ob tausend Jahre und mehr vergehen müßten, ehe die Umstände, die in ihm zusammentrafen, sich wieder vereinigen würden, um einen anderen aus der Masse auf dieselbe schwindelnde Höhe zu führen. Er hat sich getäuscht: kaum ein Jahrhundert ist dahingegangen und sein östliches Nachbarvolk hat einen Mann hervorgebracht, der, wenn er ihm in nichts ebenbürtig war, so doch in der Höhe des Gipfels und in der Tiefe des Abgrunds, zu dem er seine Nation mit sich gerissen hat.

Es ist hier nicht die Aufgabe und noch nicht die Zeit, die beiden Usurpatoren miteinander zu vergleichen. Es soll auch nicht die Rede sein von dem Napoleonmythos, dem Mythos der ins Übermenschliche heroisierten persönlichen Macht, deren Kult überall in der Welt die Tyrannis aus dem Schoße der Völker hervorgehen läßt. Unser Anliegen gilt vielmehr jenem historischen Napoleon, der als Erbe der Großen Französischen Revolution, um deren entscheidende außenpolitischen Erwerbungen, die sogenannten „natürlichen" Grenzen Frankreichs, d. h. Belgien und das linke Rheinufer, zu halten, von den Pyramiden bis zum Nordmeer, von den Säulen des Herkules bis zu den Türmen des Kremls eilen mußte, um doch endlich am Unmöglichen zu scheitern.

„Meine Pläne und meine Träume, ach, England hat sie alle zunichte gemacht", klagte er wohl, als er letztlich doch den Mißerfolg der so großartig konzipierten Gegenblockade, der Kontinentalsperre, einsehen mußte, jenes Kernstücks einer Politik des längeren Atems, mit der er die Katastrophe von Trafalgar wiedergutmachen und gleichsam die See mit der Landmacht erobern wollte.

Ohne diese besessen verfolgte Idee der Absperrung des englischen Handels vom Kontinent ist der spätere Napoleon einfach nicht zu verstehen. Sie hat ihn in dem Maße, wie sich die Völker Europas gegen den unnatürlichen Zwang sträubten, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld getrieben. Sie war es, die ihn zunächst im Jahre 1810 veranlaßte, seinen unbotmäßigen Bruder Louis vom holländischen Thron zu stoßen, weil er seinen verbotswidrig mit England handeltreibenden Mynheers allzu nachsichtig durch die Finger gesehen hatte. Den Zwecken der Kontinentalsperre schließlich fielen auch die Hansestädte zum Opfer, als Napoleon durch das berüchtigte Dekret vom 13. Dezember 1810 mitten im Frieden das nordwestliche Deutschland seinem Reiche einverleibte. „Nicht mein Territorium habe ich vergrößern

Digitized by Google

wollen, sondern meine Seemacht", pflegte er halb erläuternd, halb entschuldigend zu sagen, wenn die Rede auf diesen Gewaltakt kam.

So ist es also aus mit der jahrhundertealten reichs- und hansestädtischen Herrlichkeit der drei Städte. Nun werden die Orgeldreher auf dem Bremer Freimarkt fortan die Marseillaise dudeln: „Allons, enfants de la patrie, le jour de la gloire est arrivé!", um im Befreiungsoktober zu Ehren der Tettenbornschen Kosaken der schönen Minka zu einem ephemeren Schlagererfolg zu verhelfen, bis dann schließlich das ebenso patriotische wie dauerhafte „Heil dir im Siegerkranz" zu musikalischer Stabilität überleitet, zum Vorteil der Orgeldreher, weniger der Nation.

Zur Marseillaise gehört die Trikolore, die nun an Stelle der Speckflagge über den Dächern Bremens flattert, es gehört zu ihr der kaiserliche Adler, der auf Bremens funkelnagelneuem Stadtwappen aus der Mauerkrone hervorwachsend Fliegen zu fangen scheint. Aber nein, „Aquila non captat muscas", es sind vielmehr drei auf rotem Grunde flügelnde goldene Bienen, wohl die drei Hansestädte symbolisierend, die denn in der Tat ihrem neuen Herrn des goldenen Nektars genug eingetragen haben. Der bremische Schlüssel unter den drei fleißigen Bienen aber hat es sich gefallen lassen müssen, daß man ihn statt in Silber in billigem Eisen ausführte, wofür ihm freilich sein früher nur bescheiden rotes Feld vergoldet wurde.

Gar nicht zu diesem neumodischen gallischen Flitter paßt nun allerdings der greise Roland, der noch immer seinen Freiheit offenbarenden Reichsadlerschild trutzig zum Dom hinstreckt. Dort haust ja zwar nicht mehr ein tyrannischer Erzbischof, dafür aber der nicht minder gefährliche und böse Pastor primarius Nicolai, der seine 20 000 Lutheraner gegen die nur 14 000 Reformierten aufhetzt und dadurch dem Senat das Leben sauer macht. Armer Roland, die aufgeklärten landfremden Oberbauräte aus Welschland werden alsbald finden, daß du „une vieille statue du seizième siècle sans aucune valeur esthétique", eine alte Statue des 16. Jahrhunderts ohne jeglichen ästhetischen Wert bist, und wenn das Ministerium in Paris ihnen nicht aus unerfindlichen Gründen Einhalt geboten hätte, wer weiß, ob du nicht damals schon dein vielhundertjähriges steinernes Dasein hättest beschließen müssen!

Überhaupt, wie altertümlich und überlebt mußte doch den modernen Franzosen die traditionsgebundene Herrlichkeit der alten Reichsstadt vorkommen, ein Rest jenes morschen Corps Germanique, das Bonaparte zertrümmert hatte! Da lag sie, diese ihrem Erscheinungsbilde nach noch wesentlich mittelalterliche Stadt in dem trügerischen Schutze verfallender Bastionen und Tortürme, deren Nutzen wegen des dort in den Abendstunden erhobenen Sperrgeldes nur noch dem Herrn Ratsrheder als dem Verwalter des Stadtsäckels einleuchten wollte. Ihre schmalen, spitzgiebeligen Renaissancehäuser mit dem Gewirr von Ausluchten, Kellerhälsen und Beischlägen, die den Verkehr in den schlecht gepflasterten engen Straßen nicht eben erleichterten, waren der Lebensraum einer Bevölkerung von etwa 36 000—37 000 Seelen. So wenigstens hatte es die Volkszählung von 1811 ergeben, die erste in Bremens Geschichte, welche die Franzosen alsbald zum Zwecke der Steuerveranlagung durchführten, gleich wie einst der göttliche

Digitized by Google

Augustus das jüdische Land für seinen Census zuerst mit einer derartigen statistischen Erfassung beglückt hatte.

Die 20 000 Altstädter dünkten sich im Vollbesitze ihres altstädtischen Bürgerrechts über die minderberechtigten gut 8000 Neustädter recht erhaben, die wiederum die gleich zahlreichen Vorstädter, davon 5000 vor dem Ostertore und über 3000 im Westen, nicht für voll achteten. Ihr Hochmut war zwar schlecht am Platze, hatten sie doch ebensowenig wie die Vorstädter die Berechtigung zur Teilnahme an den Bürgerkonventen, in denen die Notabeln der altstädtischen Bürgerschaft allzu absolutistischen Gelüsten der gemäß Tafel und Buch vollmächtigen Obrigkeit von vier Bürgermeistern und vierundzwanzig Senatoren dann und wann einen Dämpfer aufsetzten.

Bremen, noch heute als in besonderem Maße bodenständig gelobt oder verschrien, war es damals natürlich erst recht, wo die Erwerbung des Bürgerrechts mit Handlungsfreiheit für den Zuwandernden keine ganz billige Angelegenheit war, und man im Falle der Auswanderung dem Abschoß, einer zehnprozentigen Vermögensabgabe, unterlag.

Bodenständig war die Bevölkerung auch noch in dem Sinne beträchtlicher landwirtschaftlicher Selbstversorgung. Denn noch nutzte der Bürger gern von Maitag bis Oktober sein Hut- und Triftrecht auf der Bürgerweide, der großen städtischen Allmende, und im Winter blökte so zahlreiches Rindvieh in den Ställen der Stadt, daß die zivilisationsstolzen Franzosen mit einem ihrer ersten Regierungsakte das alte, nie ganz befolgte Verbot der Misthaufen vor den Häusern erneuerten und mit diesen auch das selbstherrliche, die Straßen bevölkernde Federvieh in die Hinterhöfe verbannten.

Wenn wir den Registern der Konsumtion entnehmen, daß in Bremen jährlich von den Bürgern etwa 5000 Schweine geschlachtet wurden, und dem gegenüberstellen die Zahl der etwa 7600 Häuser, wovon etwa 6500 Wohnungen waren, so ergibt sich daraus deutlich, daß jeder Bremer Haushalt, der etwas auf sich hielt, damals noch gewohnt war, im Herbst sein Schwein zu schlachten.

Insgesamt fielen so jährlich fast 4000 Rinder, 14 000 Kälber, 8000 Hammel und an die 7000 Schweine dem gesunden Appetit der Bremer zum Opfer, die dazu auch einen guten Tropfen nicht verachteten. Denn die Versteuerung von über 2300 Oxhoft = etwa 500 000 Liter Wein und etwa 360 Oxhoft = 80 000 Liter Branntwein will für eine Bevölkerung von nur 37 000 Seelen schon etwas bedeuten.

Nun, gönnen wir ihnen den Sorgenbrecher, sie hatten es nötig! Handel und Wandel, gegen die Jahrhundertwende durch eine einzigartige Konjunktur zu ungeahnter Blüte gelangt, gingen unter dem Würgegriff der Kontinentalsperre immer mehr zurück, lange bevor die Bremer in ihrem Zwingherrn auch ihren treusorgenden Landesvater verehren durften. Bremens Handelsflotte von 180 Seeschiffen lag fortan größtenteils unbeschäftigt auf der Weser oder in ausländischen Häfen fest. Immer mehr zurück gingen auch die Einnahmen aus dem Bremer Schoß, jener Vermögensabgabe mittels Selbsteinschätzung auf den Bürgereid hin, die unseren Vorfahren bei den über so viel Vertrauensseligkeit eines Staatswesens er-

Digitized by Google

staunten Franzosen das ehrenvolle Prädikat der „plus honnêtes hommes de l'Europe", der anständigsten Leute Europas, eingebracht hat.

Die Chefs der 80 Bremer Handelshäuser mochten sorgenvoll in die Zukunft blicken, und manche angesehene Firma, darunter die damals älteste, ein halbes Jahrhundert in Blüte gewesene, Heinrich und Johann von Lengerke, sollte noch den Nöten der Franzosenzeit zum Opfer fallen.

Fast ein Dutzend Häuser handelten mit Seiden- und Baumwollwaren und sonstigen Novitäten, die man vornehmlich aus Lyon und Paris bezog. Sie konnten den unterbundenen Seeverkehr noch notfalls durch Landtransporte ersetzen, ebenso wie die acht Getreidehandelsfirmen, von denen nur Georg Jonas Bechtel, Johann Friedrich Abegg & Co. sowie H. und J. v. Lengerke genannt seien, die mit den Ostseehäfen, dem Königreich Westfalen, den nordwestdeutschen und den niederländischen Plätzen in Verbindung standen.

Unmöglich war das dagegen den 21 Firmen, welche die schlesische, sowie ober- und niedersächsische Leinwand großenteils nach den Vereinigten Staaten exportiert hatten, den Gebrüdern Focke, Grovermann & Co., Johann Lange Sohns Witwe, auch wieder H. und J. v. Lengerke, ferner George Lönings Sohn, Stephan Lürmann und Sohn, Johann Abraham Retberg usw. Nicht minder auch den 33 Importeuren von Kolonialwaren, die den rohen Cubazucker und die goldgelben Tabakblätter und die verschiedenen Farbhölzer und vieles andere mehr aus Westindien und den Staaten holten, Cassel, Traub und Söhne, Friedrich und Everard Delius, Isaac Gabain, C. L. Brauer und Sohn, A. G., Kulenkampf und Söhne, H. H. Meier & Co. und wie sie alle heißen.

Sie insgesamt gehen schweren Zeiten entgegen wie auch die von ihnen abhängige junge bremische Veredelungsindustrie, die sich eben erst zu entfalten begonnen hat.

Seitdem kein Rohzucker mehr importiert wird, liegen die nach englischem Vorbilde arbeitenden acht bremischen Raffinerien darnieder, von denen diejenigen der weitverzweigten Familie Böse die bedeutendsten sind.

Früher hatte man in Bremen jährlich 3½ Millionen Pfund feinen weißen Zucker erzeugt und über 100 Arbeiter beschäftigt, 1811 ist deren Zahl auf ein knappes Dutzend zurückgegangen, und die Produktion beläuft sich auf noch nicht zweimalhunderttausend Pfund. Zwar machen die Franzosen bald große Anstrengungen, den in Preußen schon in hoher Blüte stehenden Zuckerrübenanbau in Frankreich zu forcieren, und Johann Smidt kann seiner Frau aus Paris für Eltermann Nikolaus Kulenkamp ein Stück Rübenzucker schicken, das er am Kaffeetisch beim Innenminister beiseite gebracht hat, wo prinzipiell nur Rübenzucker gereicht wird. In Kürze wird man auch in unserer Gegend die Bauern zwangsweise zum Zuckerrübenanbau anhalten, und Johann Böse Söhne werden in Hoya, dem Zentrum des Rübenkulturgebiets, eine große Fabrik zur Gewinnung von Sirup planen, den man dann in Bremen raffinieren will. Indessen, obwohl, wie es heißt, nichts unversucht bleibt, um Frankreich autark zu machen und den Einfluß des englischen Feindes zu mindern, das großangelegte Unternehmen hat in

Digitized by Google

der Kürze der Zeit doch nicht zu größeren praktischen Ergebnissen führen können, so daß sich die Lage der bremischen Zuckerraffinerien in nichts besserte.

Ähnlich schlecht ist es um den bremischen Tabakhandel bestellt, und mit ihm leiden die acht großen und zwanzig kleinen Tabakfabriken Not, die in ihrer Blütezeit vielen hundert Arbeitern, den Ärmsten der Armen, Greisen, Frauen und Kindern, eine wenn auch kärgliche Nahrung gewährten. Die Tabakspfeife, auch damals schon der Trost des kleinen Mannes gegen die Unbill der Zeiten, beginnt nun zu erkalten oder mit heimischem Ersatzkraut gestopft zu werden. „Kaufe Salbeisamen und besäe ein Beet damit in unserm Garten", schreibt Johann Smidt im Mai 1811 aus Brüssel an seine Frau, „ein Raucher in Paris hat mir gesagt, da der Tabak jetzt so teuer und so schlecht werde, so rauche er jetzt nichts als getrocknete Salbeiblätter, das schmecke recht gut. Ich muß das doch auch probieren"[1]. — Es wird uns nicht berichtet, was Smidt nach dieser etwas ungewöhnlichen Anwendung der Medizinpflanze gesagt hat, sicher aber wird es eines jener spitzigen Bonmots gewesen sein, für die er damals schon allgemein bekannt war.

Wie der Tabak das Genußmittel, so ist der Hering ein Hauptnahrungsmittel der breiten Massen. Doch da die acht Büsen von Frederick Schröders Bremer Heringsfischereikompagnie nicht auslaufen können, bleibt der Segen des Meeres ungenutzt. Ebenso müssen die acht 350tonnigen Grönlandfahrer feiern, und die beiden von deren Fängen abhängigen Tranbrennereien liegen still, ein Schicksal, das auch den acht Seifensiedereien droht, die früher alljährlich an die 5000 Faß grüne Seife aus dem Walöl herstellten. Georg Wilhelm Grommée, der Besitzer der einzigen bremischen Fischbeinreißerei, weiß nicht, worüber er mehr klagen soll, über die neue französische Mode, die seit fünfzehn Jahren seinem Erwerbszweig nicht günstig ist, oder über den Mangel an Walfischbarten, der den Preis des Zentners Fischbein bester Qualität auf 175 Taler hinaufgetrieben hat, so daß das überaus geringe Angebot des früher bis nach Italien versandten wertvollen Produkts nicht einmal abzusetzen ist.

Die kleinen Schiffbauplätze auf dem Teerhof wie auch die angesehenen Werften von Bosse in Burg und Lange und Sager in Vegesack sind nahezu unbeschäftigt und ohne Aufträge für die Zubringerbetriebe, die Segelmacher, die Reepschläger und alle die mancherlei anderen Handwerker, die von Schiffbau und Seefahrt leben.

Gut gehen dagegen die vier Farbenfabriken, wo unter ängstlicher Hütung des Produktionsgeheimnisses die bremische Nationalerfindung, das „Bremer Grün", hergestellt wird, und auch die Bleiweißfabrik soll merklich florieren. Dasselbe wird von der vor kurzem in Vegesack nach englischem Vorbilde angelegten Porterbrauerei behauptet, während sonst das einst so berühmte und über See und Sand verschickte heimische Bier seine Bedeutung als Volksgetränk weitgehend eingebüßt hat, weil der Bremer sich im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts vom Biertrinken zum Weingenuß bekehrt hat. Das kommt in dem von 1700 bis 1800 zu beobachtenden Rückgang der Zahl der bremischen Brauereien auf 24, d. h. auf etwa ein Drittel, deutlich zum Ausdruck.

Digitized by Google

Auch Schünemanns Spielkartendruckerei macht schlechte Zeiten durch. Aber Hermann Wilhelm Frese, der seit 1808 in Hastedt eine windkraftgetriebene Papiermühle unter sich hat, darf nicht klagen, hat er sich doch rechtzeitig von der Belieferung der Tabak- und Zuckerindustrie auf die Fabrikation von Schreibpapier umgestellt. Und ebenso steht die ins westfälische Königreich exportierende große Hastedter Branntweinbrennerei in vollem Flor.

Das vom Export nach Übersee abhängige Textilgewerbe ist hingegen wiederum weit davon entfernt, dasselbe von sich sagen zu können. Unser vor allem grobe Tuche, Düffel, Kirseyen und Flanelle herstellendes Tuchmachergewerk ist von 54 Meistern im Jahre 1798 auf ganze 23 zurückgegangen, obwohl doch 1799 mit gestiftetem Kapital das Tuchmacherlagerhaus ins Leben gerufen wurde, dazu bestimmt, verarmten Webern Wolle vorzustrecken und ihnen ihre Tuche abzukaufen. 1810 arbeiten bereits 16 von den noch 23 Webern für das Lagerhaus und nur noch 7 für eigene Rechnung.

Ähnlich ergeht es den Mützen- und Strumpfwirkern, die in guten Jahren für die Ausfuhr nach Amerika, Frankreich, Spanien, Portugal und der Levante arbeiteten. Seit der Kontinentalsperre ist ihr Gewerbe gelähmt, und die Vorsteher des überfüllten Strumpfwirkerlagerhauses wissen nicht mehr, woher das Kapital für neue Vorschüsse nehmen.

Auch die vornehmlich Barchentbettzeug anfertigenden Baumseidenmacher, die 1805 noch acht teure neuartige Baumwollspinnmaschinen angeschafft haben, sahen sich gezwungen, sechs davon bereits wieder stillzulegen. Und die Hutmacher, einst die Lieferanten Amerikas und Ostindiens, können nicht umhin, einen Gesellen nach dem anderen zu entlassen, wozu sich ebenfalls die Lohgerber entschließen müssen, die sich durch den Ausfall des Imports der hauptsächlich verarbeiteten südamerikanischen schweren Häute in ihrer Existenz bedroht fühlen.

Halten wir hier ein mit der Schilderung jenes Bremens, das willen- und widerstandslos geworden, gleich den hansischen Schwesterstädten den Franzosen als leichte Beute in den Schoß fiel. Es ist, hoffe ich, klar geworden, daß die vierjährige Epoche vom Erlaß des Berliner Dekrets vom 21. November 1806 über die Kontinentalsperre bis hin zum Annexionsbeschluß des französischen Senats vom 13. Dezember 1810 schon ausgereicht hat, um den Lebensnerv der Stadt, Handel und Schiffahrt, fast völlig abzutöten.

Dies Gemeinwesen, dessen Geschichte da zu Ende ging, hatte wirklich nur noch dahingedämmert. War es also nicht doch richtiger, sich in das Unvermeidliche willig zu fügen und durch geschickte Ausnutzung der neuen Lage dem Niedergang Einhalt zu gebieten? „Euer Schicksal ist künftig mit dem Glücke Napoleons des Großen und seines Reiches verknüpft, ihr werdet gleich seinen alten Untertanen seiner Liebe und Sorgfalt teilhaftig werden", erklärte Marschall Davout in seiner Proklamation an die neuen Untertanen des Kaisers.

Ob diese das auch wohl dachten, als sie gerade zu Weihnachten 1810 die Hiobspost von der grundlegenden Veränderung ihrer politischen Verhältnisse erhielten? War man der Meinung, die Möller Voss in Reuters Franzosen-

Digitized by Google

tid von dem französischen Chasseur hegte: „De Franzos säd: Servitör! un de Möller säd: Sett em vor de Dör!“ oder glaubte man vielmehr, daß nun alles oder wenigstens einiges besser werden würde? Wer wollte da eine eindeutige Antwort geben!

Ein französischer Oberst, der damals in Bremen weilte, berichtet uns, weder die despotische Regierung Bremens noch die Einwohner hätten jemals eine Vorliebe für irgendeine Nation gezeigt. Immerhin habe man von 1789 an bis zu dem Augenblick, wo Bonaparte zum Konsul auf Lebenszeit erklärt worden sei, eine gewisse Neigung für Frankreich beobachten können. Seitdem aber seien die bisher vor anderen Ausländern zu geselligen Veranstaltungen der Senatoren und übrigen Honoratioren geladenen Franzosen davon mehr und mehr ausgeschlossen worden, und es scheine, daß die ihnen bezeigte kühle Höflichkeit nur durch Rücksichten der Politik bestimmt werde. Im allgemeinen herrsche in Bremen eine eingefleischte Abneigung gegen alle Fremden.

Handwerker, Lutheraner und Katholiken erwarteten jetzt seiner Meinung nach, fortan nicht mehr von Intoleranz und Willkür bedrückt zu werden.

Und die Kaufmannschaft, wie sah sie die Sache an? Nun, unser Gewährsmann fährt fort: „Die Einwohner Bremens, d. h. diejenigen, die sich dem Handel widmen, scheinen sich über die Änderung ihrer Lage durch den Anschluß zu freuen, da sie daraus Vorteil für ihren Handel erwarten. Aber die Senatoren, die Reichen und ganz allgemein alle die Großen, die ihre Autorität schwinden sehen und die ihre Unabhängigkeit verlieren, teilen diese Gefühle nicht und lassen die Meinung durchblicken, der Kaiser werde trotz des Anschlusses keine Änderungen in der gegenwärtigen Regierungsform treffen.“

Und ein anderer Franzose findet damals bei den bremischen Senatoren im allgemeinen einen intoleranten und rebellischen Geist, der sehr gefährlich wäre, wenn sie die Gewalt in ihren Händen hätten. „Das Volk im Gegensatz dazu“, meint er, „das vom Despotismus des Senats viel zu leiden hatte, ist entzückt darüber, dessen Gewalt zerschlagen zu sehen, und erhofft vor allem die Abschaffung gewisser Feudalrechte, die es seit langem gegen seine Obrigkeit aufgebracht haben.“

Nun, lassen wir es dahingestellt, ob und bei wem die Genugtuung über den Anschluß echt oder nur vorgegeben war. Jedenfalls wird Bremen, das als bonne ville de l'Empire fortan das Vorrecht genießt, seinen Maire zur Teilnahme an der Vereidigung künftiger Thronfolger zu entsenden, sie offiziell bezeugen müssen, diese Freude. Denn die Kaiserin Marie Luise, „cette belle génisse“, die schöne Färse, wie der verliebte Napoleon die purpurgeborene Habsburgerin etwas plebejisch scherzend bezeichnet, sieht ihrer Stunde entgegen. Schon beten in den bremischen wie in allen französischen Kirchen die Geistlichen für ihre glückliche Entbindung. Möchte Gott dem Kaiser den ersehnten Thronerben schenken, den ersten jener Kolonie von kleinen Napoleons, die Fouché, der Minister der schwarzen Kabinette, in verlockender Fata Morgana heranwachsen zu sehen glaubte, als er erfuhr, daß Bonaparte seiner einst so glühend geliebten Josephine den Scheidebrief

Digitized by Google

gegeben habe, weil sie ihm in dem einzigen entscheidenden Punkte, der Erbfolge, nicht zu Willen sein konnte.

Das Schicksal scheint auch jetzt wie schon so oft mit dem Korsen zu sein. Smidt, der mit Senator Vollmers bereits seit einigen Wochen in der Hauptstadt weilt, um dem Kaiser Bremens Huldigungen darzubringen, berichtet uns sehr interessant aus jenen Tagen. Als am Morgen des 20. März 1811 die 22 Kanonenschüsse vom Hôtel des Invalides donnern, da kann die Pariser Menge, die so oft jauchzend die Royalistenköpfe in den Sand rollen sah, in den lauten Jubelruf ausbrechen: „Es ist ein Prinz! Die Kaiserin hat einen Knaben geboren!“[2] Napoleon aber steht gerührt an einer Wiege, deren zerbrechlicher Inhalt das Unterpfand seiner Dynastie werden soll.

Ob der Zeit seines Lebens von bösen Ahnungen Gequälte wohl voraussah, daß er gut zwei Jahre später in höchster Erbitterung über die feindselige Haltung seines kaiserlichen Schwiegervaters dessen Minister Metternich anfahren werde: „Ich habe einen unverzeihlichen Fehler begangen. Durch die Heirat mit einer Österreicherin wollte ich die Gegenwart und die Vergangenheit verbinden, die gothischen Vorurteile und die Errungenschaften meines Jahrhunderts. Ich habe mich darin getäuscht und fühle heute das Ausmaß meines Irrtums. Das wird mich vielleicht meinen Thron kosten, aber ich werde die Welt unter seinen Trümmern begraben.“[3]

Nein, Napoleon konnte es nicht ahnen damals, daß der kleine König von Rom einmal trotz seines energischen Geschreis: „Ich will nicht aus meinem Hause fort!“ aus den Tuilerien gezerrt und nach Österreich verschleppt werden würde, um hier in jungen Jahren ruhmlos zu sterben, der Aiglon des Rostandschen Dramas, der junge Adler, dem man die Schwingen vorzeitig gebrochen hatte. Da hat Smidt schon eher recht, wenn er schreibt: „Es wird nun große Feste geben, der Kaiser wird der besten Laune sein und darauf sinnen, alle Welt froh und glücklich zu machen.“[4]

Ja, große Feste! Als am 25. März die Freudenbotschaft in Bremen eintraf, da ließ der provisorische Maire, der alte Bürgermeister Daniel Klugkist, alle Kanonen abfeuern und die Glocken eine Stunde lang läuten, auch am Abend die öffentlichen Gebäude, das Rathaus, die Börse, den Schütting, illuminieren und forderte die Bevölkerung zur Nachahmung auf. „Bürger und Einwohner Bremens“, heißt es in seiner Proklamation, „von den Pyrenäen bis zur Ostsee erschallt die frohe Nachricht ... unsere Kaiserin ist glücklich von einem Prinzen entbunden. Ein einstimmiger Dank vereinigt sich in allen Punkten des großen Kaiserreichs, deshalb weil die V o r s e h u n g die an sie gerichteten Wünsche so vieler Millionen treuer Untertanen erhört hat und eine einstimmige Bitte, daß dieses teure Unterpfand des Glücks Frankreich erhalten bleibe, daß es den allgemeinen Zoll der Bewunderung, welcher unserm erhabenen Monarchen gewidmet ist, von der Nachwelt einernte.“

Die auf Anraten Smidts der Kaiserlichen Wöchnerin übersandten zwölf Bouteillen stärkenden Roseweins aber begleitet man mit einer Glückwunschadresse, in der viel von der unaussprechlichen Freude und zugleich von dem Bedauern die Rede ist, die hohe Mutter nicht in Person an der Wiege sitzen sehen zu können, „in der die süße Hoffnung Europens schlummert, der erste Sproß des Helden und Gesetzgebers kommender Jahrhunderte.“ — Nun ja,

Digitized by Google

der byzantinische Schwulst ist eben nicht erst eine Errungenschaft unserer Tage!

Am Sonntag, dem 31. März 1811 aber wird ein feierlicher Dankgottesdienst gehalten, dem ein solennes Bankett der Spitzen der Behörden und des Militärs und abends ein großer Ball folgt. Um auch die Ärmsten der Armen an dem Jubeltage zu erfreuen, hat der Ratsweinkeller 2400 Taler vorschießen müssen, die zur Hälfte an die Rentner des Armeninstituts und bedürftige Wöchnerinnen gegeben werden, zur Hälfte der Einlösung verpfändeter Sachen dienen.

Und nun erst gar der 9. Juni, der Tag der feierlichen Taufe Napoleons II., Königs von Rom, ein Tag, der nach dem Willen des Kaisers zu einem Volks- und Jubelfest des ganzen fränkischen Reiches werden soll! Jede bonne ville de l'Empire muß ihren Maire nebst zwei Munizipalräten zu dem feierlichen Staatsakt nach Paris entsenden, und Dr. Wichelhausen, Bremens geschicktes designiertes Stadtoberhaupt, macht sich auf die Reise, begleitet von dem Arzte und Astronomen Wilhelm Olbers und dem reichen Kaufherrn und Ältermann Johann Mathias Lameyer, die beide für ihre Franzosenfreundlichkeit bekannt sind. 6000 Taler hat man ihnen als Reisekosten mitgegeben, damit sie unsere Stadt würdig vertreten können.

In Bremen selber geht's am 9. Juni hoch her mit Kanonensalven und Glockengeläut, feierlichem Tedeum, Bankett und Ball und Illumination und großem Brillantfeuerwerk. Für das Volk sind zwischen Ostertor und Ansgaritor in den neuen Wallanlagen, den Öffentlichen Spaziergängen, wie man damals noch sagte, mehrere Rummelplätze eingerichtet, wo die Kapellen unermüdlich zum Tanze aufspielen, wo man von Klettermasten, wenn man nur hinaufgelangt, verlockende Dinge holen kann oder aber in einer Lotterie viele schmackhafte Leckereien gewinnen, die in mehreren riesigen Büfetts aufgebaut sind.

Alles in allem kostet dies Vergnügen die Stadt nochmals an die 3000 Taler, doch darf sie zum Lohn dafür auch eine Medaille mit dem wohlgelungenen Kopf des königlichen Babys entgegennehmen, zusammen mit einem artigen Begleitschreiben des Innenministers.

Ja, das Festefeiern ist den Monarchien unentbehrlich, die vom Nimbus leben! Wie der erste Sonntag im Dezember als Erinnerungstag der Kaiserkrönung und der Schlacht bei Austerlitz auf die eben geschilderte Weise in Bremen mit Gepränge gefeiert wird, so vor allem auch der zweite Staatsfeiertag des Reiches, Kaisers Geburtstag.

Napoleons willfährigen Hofhistoriographen ist nämlich die verdienstliche Wiederentdeckung des heiligen Bekenners Neapolis oder Neapolas zu verdanken, der unter dem Christenverfolger Diokletian die Märtyrerkrone erlangte. Und so begeht man denn am 15. August, während die ganze übrige katholische Christenheit Mariä Himmelfahrt feiert, in Frankreich jetzt die fête de la Saint-Napoléon, das Sankt Napoleonsfest, das so recht geeignet ist, das leidige Manko der Illegitimität des Monarchen hinter den Wolken der Beweihräucherung zu verstecken.

In Bremen, wo Heilige sonst sehr niedrig im Kurse stehen, läßt man sich's für diesen besonderen Nationalheiligen der Franzosen schon etwas kosten,

Digitized by Google

und in drei aufeinander folgenden Jahren geht das uns nun schon geläufige bombastische Volksschauspiel über die Bretter, das angesichts der trüben Finanzlage der Stadt leicht peinlich berühren mußte, vor allem am 15. August 1813, einige Wochen vor dem großen Völkerringen von Leipzig.

Aber wir sind den Ereignissen vorausgeeilt, indem wir schilderten, was diese Stadt damals war und was sie dachte.

Hören wir nun, was die Franzosen aus ihr gemacht haben! Wenn man in Bremen noch hoffte, sich eine gewisse Selbständigkeit innerhalb des neuen Großreichs zu erhalten, so hätte schon die Konstitutionsakte vom 13. Dezember 1810 und ihre Durchführungsbestimmungen über das Trügerische solcher Hoffnungen belehren müssen. Denn ohne jede Rücksicht auf historisch gewachsene Territorialzusammenhänge entstanden hier die bekannten drei Departements, die sogenannten hanseatischen, mit den Hauptorten Hamburg für das Departement der Elbmündungen, Bremen für das der Wesermündungen und Osnabrück für das der Oberems. Eine Regierungskommission mit dem Sitz in Hamburg sollte sie nach dem Willen des Kaisers so lange verwalten, bis ihre endgültige Organisation erreicht und damit der Assimilationsprozeß abgeschlossen wäre. Die Ernennung des Marschalls Davout, des Prinzen von Eckmühl, zum Generalgouverneur, mit so hervorragenden Fachleuten wie dem Grafen Chaban für die innere und Finanzverwaltung und dem Chevalier Faure für die Justiz als Mitarbeitern, zeigt, wie wichtig man in Paris die Aufgabe nahm.

Wer nun etwas erreichen wollte, mußte nach Hamburg, dem neuen Mekka, pilgern. Daher sieht man schon Anfang Januar 1811 nicht weniger als vier bremische Senatoren, Smidt, Vollmers, Gondela und Horn, in der Elbmetropole, um bei den neuen Herren zu antichambrieren, wo sie trotz respektvoller Behandlung ihren großangelegten Wunschzettel bald in nichts zusammenschrumpfen sehen. Und auch Ältermann Tidemann und Ältermann Bredenkamp, die Deputierten der Kaufmannschaft, deren gleichzeitiges Erscheinen den Herrn vom Senat offenbar wenig angenehm ist, müssen bald erkennen, daß in Hamburg alles über den französischen Leisten geschlagen wird und von alters her wohlerworbene Rechte des Collegii Seniorum hier weniger denn einen Fetzen Papier gelten. Daher machen sich, wie wir schon hörten, Smidt und Vollmers gleich den Abgesandten der beiden Schwesterstädte bald auf die beschwerliche Reise nach Paris, wo sie freilich bei den Zentralbehörden noch weniger erreichten als in Hamburg.

Denn wenn man dort schon ganz allgemein einem Mitglied des früheren Senats mißtraute, so hatte noch dazu gerade dieser Smidt Anlaß zum Verdacht gegeben, dieser „homme d'esprit, ni négociant ni jurisconsulte, orgueilleux et despote, gouvernant depuis quelques années le pays", dieser geistreiche Mann, der nicht dem in Bremen führenden Kaufmanns- oder Juristenstande angehörte und doch seit einer Reihe von Jahren tatsächlich das Land regierte, ohne Formen, stolz und despotisch, wie er den glatten Franzosen vorkam.

Smidt hatte nämlich die Unvorsichtigkeit begangen, in seiner Korrespondenz mit Charles de Villers, jenem gleich dem früheren französischen Gesandten Reinhard um die Hansestädte sehr verdienten Manne, seine Pläne

Digitized by Google

wegen deren staatsrechtlicher Sonderstellung recht unverblümt zu offenbaren. Als nun die Papiere des bei Davout in Ungnade gefallenen Villers von der Geheimen Polizei durchstöbert sind, da gilt der bremische Senator bei dem französischen Marschall als höchst kompromittiert. Ein Wink von diesem nach Paris genügt, und der zunächst so liebenswürdige Innenminister erstarrt zu eisiger Kühle und schickt die bremische Delegation vorzeitig sang- und klanglos nach Bremen zurück.

Hier aber ist inzwischen der denkwürdige 16. Februar 1811 vergangen, an dem der Kommissar der Hamburger Regierungskommission, Frédy de Coubertin, ein unbedeutender junger Naseweis von noch nicht zwanzig Jahren, den Senat sans façon für aufgelöst erklärt und provisorische neue Behörden eingesetzt hat, um deren Besetzung schon seit Wochen ein bellum omnium contra omnes tobt. Denn nachdem es sich herausgestellt hat, daß die französische Regierung trotz anfänglicher Versprechungen den vier Bürgermeistern und vierundzwanzig Senatoren keine Ruhegehalte zahlen wird, sieht manches der nicht kaufmännischen Mitglieder des Senats von heute auf morgen das Nichts vor sich. Langjährige Freundschaften gehen bei der bald allgemeinen Postenjägerei zu Bruch, und jeder, der nach Hamburg wallfahrtet, wird von seinen Kollegen mit scheelen Augen betrachtet.

Als ob hier schon viel zu holen gewesen wäre! Denn nur zu bald stellte es sich heraus, daß alle entscheidenden, gut bezahlten Stellungen den Franzosen vorbehalten blieben, während die Deutschen sich meist als deren bloße Befehlsempfänger mit schlecht honorierten Posten begnügen mußten.

Ein Bremer Bürgermeister hatte immerhin seine 5000 Taler jährlich verdient und die Senatoren je nach dem Alter zwischen 1800 und 3000 Talern. Der Posten eines französischen Maire war dagegen eigentlich ein reines Ehrenamt und erst in den letzten Jahren mit 4000—6000 fr = etwa 1000 Talern bescheiden dotiert worden. Überdies schmolz dem Maire sein Gehalt meist auch noch wieder dahin, denn alle personalen und Sachausgaben des Mairiebüros mußte er selber tragen gegen die ungenügende Vergütung von 50 centimes je Einwohner, was für Bremen nur 18 000 fr = 6500 Taler jährlich ausmachte.

Die Wittheit hatte gegen Ende ihres Daseins mit großer Mehrheit den Syndikus Schöne als den geeigneten Mann für den Posten des Bremer Maire bezeichnet. Doch der weist die Übernahme dieses blutsauren Amtes, mit dem wenig finanzieller Vorteil verbunden ist, weit von sich, ebenso wie Senator Vollmers in Paris, den man brieflich sondiert hat. So muß sich denn der greise Bürgermeister Klugkist in die Bresche werfen und für das halbe Jahr des provisorischen Übergangszustandes als Bremer Maire fungieren, unterstützt von Senator Nonnen und Dr. Wichelhausen als Adjoints.

Ärger genug hat er mit seinen früheren Kollegen gehabt, denn wenn auch das alte bremische Recht in dieser kurzen Periode bis zum 20. August 1811, dem Tag der Einführung der französischen Justiz und der verschiedenen Napoleonischen Codes, vorläufig noch weiter gilt, ein Grundsatz, der der Trennung von Verwaltung und Rechtspflege voneinander, gehört seit Montesquieu so sehr zum geistigen Rüstzeug jedes aufgeklärten französischen Demokraten, daß er auf der Stelle auch in Bremen verwirklicht wird.

Digitized by Google

Für die Verwaltung tritt Klugkist ein Munizipalrat zur Seite, der sich in eine Administrativkommission und eine Finanzkommission gliedert; völlig selbständig aber ist das provisorische Obergericht, dessen Mitglieder Gehalt beziehen, da der Richter in Frankreich ein besoldeter Staatsbeamter ist, während die ehrenamtlichen Munizipalräte leer ausgehen. So sucht nun jeder der früheren juristischen Senatoren bei diesem provisorischen Obergericht unterzuschlüpfen, und wer das Nachsehen hat, ist über den glücklicheren Nebenbuhler verärgert.

Smidt, als Nichtjurist und von Bremen abwesend auch in die Administrativkommission abgeschoben, schreibt voller Bitterkeit aus Paris an seine Frau: „Wenn ich sehen muß, daß der größte Teil meiner ehemaligen Kollegen, die mich nun zehn Jahre lang zu allem Möglichen brauchbar gefunden haben, weil sie zum Teil Muße hatten und ihrem Vergnügen nachgingen, wenn ich mich abquälte, mich jetzt fast zu nichts, sich aber zu allem brauchbar finden, so wird von dieser Seite her meine Sehnsucht nach Bremen eben nicht sehr gereizt, und wenn mir in gewissen Stunden ein Antrag geschähe, selbst hier in Paris eine hinreichende Beschäftigung und Auskommen zu finden, ich wiese ihn nicht zurück."[5] Nun, wir wissen bereits, daß er bald darauf froh sein durfte, die Hauptstadt unangefochten mit der bremischen Heimat zu vertauschen, wo er sich hinfort mit der bescheidenen Existenz eines Notars begnügen mußte.

Der alte Klugkist hatte bald zu der Last mit seinen früheren Kollegen auch die Aufregung über seinen neuen Vorgesetzten, den Präfekten des Departements, den die Schwerfälligkeit des provisorischen Maire schnell zur Verzweiflung getrieben haben würde, wenn ihm nicht in dem zweiten Maire adjoint Wichelhausen ein äußerst tatkräftiger und gewandter Mitarbeiter erwachsen wäre.

Graf Philipp Karl von Arberg, ein vornehmer, stattlicher Mann in den Dreißigern, Kammerherr des Kaisers und Ritter der Ehrenlegion, war für seinen verantwortungsvollen Posten wie geschaffen. Aus altem belgisch-österreichischem Adel, hat er von seiner deutschen Mutter, einer geborenen Prinzessin von Stollberg, eine Neigung für Deutschland geerbt, wenn ihm auch sein glühend verehrter Kaiser über alles geht. Syndikus Gröning trifft ihn in Paris bei der Lektüre von Rollers Bremischer Geschichte, aus der er sich über seine neue Residenzstadt zu unterrichten sucht. Er erkundigt sich auch lebhaft nach den gesellschaftlichen Verhältnissen in Bremen, und als Syndikus Schöne daheim dies erfährt, sieht er voraus, daß der an den Glanz der Residenz gewöhnte unverehelichte Höfling die strenge Hansestadt sehr langweilig finden werde. Denn hier kann sich das Theater bekanntlich immer nur im Winter für einige Monate halten, und es gibt auch keine rauschenden Feste, weil die Familien zumeist untereinander verkehren und niemand ein großes Haus macht, es sei denn der frühere französische Konsul Lagau oder der vormalige kaiserliche Resident und Postmeister Baron v. Vrintz, die aber beide Bremen bald verlassen wollen.

Dann nimmt v. Arberg selber von dem Hause der Madame v. Eelking am Domshof Besitz, das ihm der Munizipalrat als provisorisches Präfekturhotel auf ein Jahr gepachtet hat. Hier entwickelt er alsbald vom Morgen-

Digitized by Google

grauen bis in die sinkende Nacht einen Arbeitseifer, der ihm für gesellige Veranstaltungen sowieso kaum Zeit läßt und in Bremen zuerst großes Erstaunen, dann Unbehagen hervorruft. Syndikus Schöne, zum Präfekturrat avanciert und daher in ständiger Berührung mit dem Grafen, kann dessen Scharfsinn nicht genug rühmen, erwähnt aber doch auch mit leisem Vorwurf sein dauerndes Antreiben, das ewige „tout de suite", sogleich! „Wir werden auf diese Art darin bald selbst complete Franzosen werden, der Geschäftsgang aller, die in directer und indirecter Beziehung mit ihm stehen, hat sich ganz auffallend gegen die Vorzeit verändert und beschleunigt", meint er resigniert.

Schöne bemängelt weiter, daß der Präfekt durch Imponieren herrschen zu wollen scheine, doch hofft er, ihn noch davon überzeugen zu können, daß man seine Absicht bei uns Bremern durch ein „Je le veux, ich will es", nicht so gut erreiche wie durch ein „Je le désire, ich möchte es".

Ausgesprochen tadelnswert aber findet Schöne bald das übertriebene Mißtrauen v. Arbergs, hervorgerufen durch dessen zurückgezogene Lebensweise, die ihn von inkompetenten Ohrenbläsern abhängig macht. Seine Exzellenz hat nämlich — hierin ein echter Franzose — zu seiner persönlichen Kurzweil eine Freundin mitgebracht, Madame d'Ablon, eine frühere Schauspielerin und an sich herzensgute Seele, und er ist nun recht ungehalten darüber, daß die in strengen Auffassungen großgewordene bremische Gesellschaft die Dame nicht rezipieren will.

So lebt er denn mit ihr und einem kleinen Kreise Vertrauter, seine intimen Feste in jenem Gartenhause vor dem Herdentor sind bald in aller Munde, in der Neustadt hat er einen gepflegten Lustgarten, und wenn er mit Madame d'Ablon in seiner neuen gelb-schwarzen Karosse nach Schorf fährt, wo er das herrliche Vorwerk Landruhe von Herrn Traub, dem Schwager des Konsuls Cassel, gepachtet hat, dann tuscheln die Bremerinnen hinter ihnen her.

Bald kann Madame mit ihrem Beschützer auch in ein neues Präfekturhotel einziehen, den der Stadt gehörenden ehemaligen Eschen- oder Dechanathof an der Domsheide, für den sich v. Arberg aus Billigkeitsgründen anstelle des auch in Frage kommenden vor kurzem erst errichteten Gebäudes der Gesellschaft „Museum" am Domshof entschieden hat. Freilich muß zunächst der Postmeister Baron v. Vrintz ausziehen, der dem Präfekten einen Teil seiner Möbel ganz preiswert abtritt, und dann fallen die Handwerker des Bauunternehmers Bellois über den verfallenen weiträumigen Dechanathof her, um für 60 000 fr daraus ein des Präfekten würdiges Regierungsgebäude für das Departement zu machen.

Unten Parterre zur Straße hin sind die Büros für die vier Divisionen oder Abteilungen der Präfektur sowie die beiden Kabinette, wo Monsieur Laborde, der Privatsekretär des Grafen, und Herr von Halem, der ihm zur Unterstützung beigegebene Generalsekretär des Departements, sitzen. Nach dem Garten zu liegen die Empfangssalons und oben in der ersten Etage haben der Graf und Madame ihre Privaträume, wo der goldgerahmte Napoleon in dem Kabinett S. Exzellenz es gar oft mit ansehen muß, wie das ungleiche Paar manche von Buxtorf, Wichelhausen & Co. gern gelie-

Digitized by Google

ferte und von Demoiselle Pauline servierte Flasche Bordeaux oder Madeira miteinander leert.

Hier in der Präfektur ist nun der Mittelpunkt einer unablässigen, überstürzten Betriebsamkeit, welche das in die vier Arrondissements oder Bezirke Bremen, Bremerlehe, Oldenburg und Nienburg unterteilte Departement bis zum 20. August 1811 zu einer organischen Verwaltungseinheit zusammenschmelzen soll. Von den Unterpräfekten in den Arrondissementshauptorten führt doch der des Bezirks Bremen nur ein Schattendasein, denn der neue Maire Dr. Wilhelm Ernst Wichelhausen, den v. Arberg an die Stelle des ausgeschiedenen alten Klugkist gesetzt hat, ist ein sehr energischer Mann und nicht geneigt, sich den unmittelbaren Verkehr mit dem Präfekten abschneiden zu lassen. Er bewahrt sich sogar eine gewisse Autorität über die Maires des früheren Bremer Gebiets, das dank den Bemühungen Bremens weiter als bremischer Landkanton extra muros zusammengefaßt bleibt und den drei städtischen Kantonen intra muros an die Seite tritt.

Der Präfekt beglückwünscht sich täglich von neuem, diesen Sohn des alten Senators Engelbert Wichelhausen und bisherigen Professor am Gymnasium Illustre zum Mitarbeiter gewonnen zu haben, dessen Kenntnisse und Diensteifer er nicht genug loben kann. Arbergs Ausspruch über Wichelhausen: „Er liebt seine Mitbürger und vertritt ihre Sache auf das wärmste, aber er führt mit gleicher Energie meine Befehle aus", charakterisiert treffend das Wesen dieses Mannes, dessen gut zweijährige Amtszeit mit dem völligen Aufgehen Bremens im französischen Wesen den Höhepunkt unserer Franzosenzeit darstellt.

Liberté, égalité, fraternité! Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! war der Schlachtruf der Revolution gewesen. Erhielt denn nun unsere Stadt für die Aufgabe ihrer Eigenstaatlichkeit wenigstens den ihr gebührenden Anteil an den Errungenschaften der Nation? Ach, mit der Freiheit war es im Napoleonischen Reiche nicht mehr weit her, und die Bremer empfanden es als böses Omen, daß der erste für Bremen ernannte französische Staatsbeamte der Generalkommissar der Hohen, d. h. Geheimen Staatspolizei, Palm, war, ein wenig rühmlich bekannter früherer hannoverscher Domänenrat aus Verden.

Bald war Bremen voll von Agenten und Spitzeln, die ihre Nase in jedem Quark begruben und in der Bevölkerung schnell ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit hervorriefen. „Sollten auch bei uns Visitationen zu befürchten sein", schreibt der wegen seiner Korrespondenz mit Villers besorgte Smidt aus Paris mit unsichtbarer Geheimtinte zwischen den Zeilen an Schöne, „so sagen Sie meiner Frau, daß sie alle meine Papiere, jedes Fach und jede Schublade besonders einpacke, versiegele und an einen dritten Ort bringen lasse, ohne Aufsehen. Ich habe zwar durchaus nichts Verdächtiges, sondern lauter unschuldige Sachen, aber wer mag Palm und Consorten über seine Papiere lassen?"

Und Pastor Kottmeier, der beliebte Domprediger, mußte es am eigenen Leibe erfahren, was es heißt, die hohe Polizei herauszufordern. Schon verdachte man es ihm, daß er in seinen Predigten die Not der Zeit in zu düsteren Farben malte, da geriet die bekenntnisstrenge Domgemeinde in

Digitized by Google

höchste Erregung über die vom Präfekten im Herbst 1811 angeordnete Zusammenlegung der beiden reformierten Waisenhäuser mit dem lutherischen zum gemeinsamen Stadtbremischen Waisenhause, weil das Blaue Waisenhaus in der Großenstraße zusammen mit einem Flügel des benachbarten Armenhauses zu einem Lazarett für das Militär umgebaut werden sollte. Kottmeier war an dieser Unruhe seiner Pfarrkinder nicht ganz unschuldig, hatte er doch Öl ins Feuer gegossen mit einer Predigt über das 3. Kapitel des Buches Esra, wo es über den Bau des neuen Tempels in Jerusalem also heißt: „Aber viele der alten Priester und Leviten und Obersten der Vaterhäuser, die das vorige Haus gesehen hatten, da nun dies Haus vor ihren Augen gegründet ward, weinten sie laut."

Das war zuviel. Der Kultusminister entzog Kottmeier die Predigterlaubnis, weil seine Predigten Stellen enthielten, die zum Bösen ausgelegt werden könnten, und wer beschreibt des Pastors Bestürzung, als ihn der Minister der Generalpolizei auch aus Bremen verbannte! So saß er denn monatelang fern von Weib und Kind draußen in Harpstedt und schrieb Jammerbriefe an alle einflußreichen Persönlichkeiten, bis der zu Kreuze Gekrochene nach endlosem, zermürbenden Warten endlich wieder in Gnaden angenommen wurde.

Sah es also mit der persönlichen Freiheit in diesem modernen zentralisierten Polizeistaat recht bescheiden aus, war nicht dafür die von der Revolution begründete staatsbürgerliche Autonomie des Franzosen desto imponierender?

Ach, schon lange hatte der Alleinherrscher den demokratischen Geist der Verfassung beseitigt, und von den Volksvertretungen blieb hauptsächlich nur das ernannte Corps Législatif, die Gesetzgebende Körperschaft, übrig, zu der mit den übrigen Departements seit dem Jahre 1812 auch die drei hanseatischen ihre Deputierten entsandten. Georg Gröning, der bisher grollend abseits Stehende, und Wilhelm Olbers eilen zusammen mit dem Hannoveraner Ostermeyer nach Paris, wo sie mit den Hamburger und Osnabrücker Kollegen unter dem Vorsitz des Innenministers Montalivet und Grönings Vizepräsidium in ständiger Kommission tagen und in Angelegenheiten ihrer Departements über 36 Vota abgegeben haben, ohne freilich damit viel auszurichten.

Aber ließ dafür nicht die neue soziale und wirtschaftliche Freiheit die Morgenröte eines künftigen Wohlstandes erhoffen? Hatte nicht beispielsweise der bisher an die Grundherrschaft und das überkommene Meierrecht gebundene Bauer mit dem kaiserlichen Dekret vom Dezember 1811 die Möglichkeit, Frondienste und Naturalgefälle durch Kapitalisierung abzulösen und als freier Herr auf eigener Scholle zu wirtschaften?

Indessen, von diesem Rechte haben bei der allgemeinen Geldknappheit kaum ein Dutzend bremische Meier Gebrauch gemacht, und deren Sache ist damals noch dazu nie zum Abschluß gelangt.

Und Frondienste dürfen die Bauern neben denen für ihre Gutsherrschaft nun noch in reichlichem Maße für die Franzosen leisten. Ganz abgesehen von den ewigen Militärfuhren müssen die Gemeinden von Kattenturm bis nach Tenever, welche von der neuen staatlichen Heerstraße von Wesel über Münster

Digitized by Google

und Bremen nach Hamburg berührt werden, Fuhrwerke und starke Kolonnen von Arbeitern stellen zur Sammlung und Herbeiführung der Feldsteine, die von den Straßenbauunternehmern auf der fünf bis sechs Meter breiten Fahrbahn der Chaussee verpflastert werden sollen.

Doch der hanseatische Handel mußte doch wenigstens in diesem von den Pyrenäen bis zur Ostsee reichenden Einheitsstaate einen gewissen Aufschwung nehmen? Ja, wenn die englische Blockade und die verhaßte Douane nicht gewesen wäre!

Der Handel hat sich seit dem Ausfall des Seeverkehrs einen Notweg gebahnt. Viele Bremer Weinhändler ziehen es der größeren Sicherheit wegen vor, einheimische Fuhrleute aus dem Fuhrmannsdorfe Leeste auf den weiten Weg nach Bordeaux zu schicken, während man sonst die nördliche kombinierte Land- und Wasserroute benutzt.

Sie verläuft, von Lübeck angefangen, zu Wasser über Trave und Stecknitz nach Lauenburg, weiter elbeabwärts nach Hamburg und von dort bis Ochenhusen an der Oste nördlich Bremervörde, wo die Güter auf Frachtwagen umgeladen werden und „zur Fuhr", wie man sagt, bis Alt-Luneberg an der Geeste befördert werden. Von hier geht es nach erneutem Umschlag auf Kähnen geesteabwärts und weser- und hunteaufwärts nach Oldenburg. Dann müssen sich wieder die Frachtwagen durch den Sand des Ammerlandes mahlen bis nach dem über Nacht zu ungeahnter Bedeutung gelangten kleinen Hengstförde am Aper Tief. Dort liegen schon die holländischen Tjalken bereit, um die Güter über Leer emsabwärts auf den Kanälen nach Amsterdam, Rotterdam oder Antwerpen zu befördern, das durch den Kanal von St. Quentin an das Kanalsystem Innerfrankreichs angeschlossen ist.

Man hätte also nur die ziemlich kurzen Landstrecken zwischen Hengstförde und Oldenburg einerseits und zwischen Alt-Luneberg und Ochenhusen andererseits zu durchstechen brauchen und der von Napoleon befohlene Seine-Ostsee-Kanal wäre fertig gewesen. Freilich hätte er dann Bremen nicht berührt, und die Stadt tat alles, den Franzosen nahezulegen, den Kanal doch durch die Hamme und Wümme zu führen; unnütze Aufregung, denn die nur während des kriegsbedingten Ausfalls der Seewege wertvolle Verbindung ist nie zustandegekommen.

Daher ging es weiter auf dem kombinierten Land- und Wasserwege, wobei in Leer ein ganz besonders neuralgischer Punkt zu überwinden war, saßen hier doch die Douanenbehörden und erhoben auch weiterhin unentwegt von allen die alte holländische Grenze passierenden Waren einen Eingangs- oder Ausgangszoll.

Darin zeigte es sich nämlich, was die Hanseaten von ihren Rechten als frischgebackene Franzosen zu halten hatten, daß man sie die ganze Zeit über als Zollausland behandelte. Ursprünglich war auch Holland durch eine Zollinie von Frankreich getrennt, so daß die von Bordeaux kommenden bremischen Weintransporte sogar einer doppelten Besteuerung unterlagen. Was die Mynheers am 1. Oktober 1812 endlich erreichten, der Zollanschluß mit Frankreich, das wollte den deutschen Kaufleuten nie gelingen, trotz aller Petitionen, mit denen sogar die dabei interessierten Weinhändler von Bordeaux hervortraten.

Digitized by Google

Zu diesem erheblichen Binnenzoll kamen zum Überfluß bei der Wiederausfuhr die Grenzzölle. Und hier erreichten die Städte schließlich wenn auch nicht eine völlige Freihafenstellung, so doch die Einrichtung sogenannter Zollniederlagen oder Entrepôts, in denen die aus dem Auslande eingeführten Güter unter Aufsicht der Douanenbeamten eine Zeitlang zollfrei lagern durften.

Allerdings war diese Einfuhr gegen früher nur minimal, zumal der Verkehr mit England verboten und allen noch das schaurige Autodafé in Erinnerung war, das die französischen Zöllner im Dezember 1810 mit den überall in der Stadt zusammengeschleppten englischen Waren veranstaltet hatten.

Lediglich zur Beschaffung unentbehrlicher Rohstoffe hatte Napoleon die von Fall zu Fall erteilten Lizenzen zum Handel mit England eingerichtet.

In Bremen haben aber nur Johann Friedrich Abegg & Co. von dieser teuren und umständlichen Gelegenheit Gebrauch gemacht und im Jahre 1812 ihre Segler „Henriette" und „Landfreude" mehrmals unter mecklenburgischer Flagge nach London gesandt, um hier gegen französische Seidenwaren und deutsche Leinwand Kaffee, Zucker, Indigo und Häute einzukaufen. Doch konnte dieser bescheidene Warenaustausch und der an sich recht bedeutende Getreideexport bremischer Firmen nach Holland nicht über die allgemeine Handelsmisere hinwegtäuschen, ein Notstand, an dem auch die vielerlei Gutachten und Promemorien der neugegründeten bremischen Handelskammer nichts geändert haben.

Und wie stand es mit der vielgerühmten französischen Gewerbefreiheit? Nun, allgemein war die Erbitterung unter den Angehörigen der trotz aller Gegenvorstellungen aufgelösten Handwerksämter, und man fühlte sich durch die Konkurrenz der durch bloße Auslösung eines Steuerpatents arbeitsberechtigten Zuwanderer in seiner Existenz bedroht. Nur den Schlachtern und den Bäckern war es wieder gelungen, beim Präfekten einen numerus clausus für sich durchzusetzen.

So sah man denn die neumodische französische Libertät als etwas zweifelhaftes Geschenk an, ebenso wie die vielgepriesene Egalität.

Gleichheit vor dem Gesetz, nun gut, der privilegierte Gerichtsstand des Senats vor dem Obergericht war wie jener fortgefallen, seitdem die Gleichheit der Gesetze den Bremern mit den Napoleonischen Codes auf dem zum Justizpalast umgebauten Schütting auch ein neues Tribunal erster Instanz beschert hatte.

Aber hatten ihnen nicht zuvor ihre rechtsgelehrten Senatoren trotz der verpönten Vereinigung von Justiz und Verwaltung auch ganz brauchbare Urteile gesprochen, wenn man einmal absah von der wirklich als sehr nützlich erkannten Neuerung des unter Schönes Präsidium eingerichteten Handelsgerichts mit seinem summarischen Verfahren? Was bedeuteten den konservativen Bremern schon diese neumodischen Schwurgerichte mit ihrem öffentlichen und mündlichen Prozeß, ihrem staatlichen Ankläger und ihrer Jury, für die man sich gar nicht begeistern konnte!

Kurz, Egalité hieß für den Bremer vor allem Gleichheit der Lasten. Zu Steuer und Konskription ist er nach dem 4. Gebot des französischen Kate-

Digitized by Google

chismus von 1806 gemäß seiner Gehorsamspflicht gegen den Kaiser verbunden.

O, dies Danaergeschenk der Revolution an die Nation, die unselige Konskription, an der Frankreichs Volkskraft sich verblutete, von jetzt an sollte unsere Stadt sie auch kennenlernen, und zwar gleich im Frühjahr 1811 mit der berüchtigten Aushebung von 3000 Matrosen aus den hanseatischen Departements für die Kaiserliche Marine.

Über 300 bremische Seeleute zwischen zwanzig und fünfzig Jahren haben damals die bittere Fahrt nach Antwerpen angetreten, wo Smidt beispielsweise auf der Rückreise von Paris manchen seiner früheren Untertanen aus der oberviełändischen Gohgräfschaft auf französischen Kriegsschiffen wiedertraf. Zu ihrem Heimweh gesellte sich bald das Ärgernis, daß die ihnen zur Unterstützung ihrer notleidenden Angehörigen gemachten Soldabzüge fast nie ihr Ziel erreichten.

In Bremen aber regierte die Rekrutierungskommission, und aus den erhaltenen Musterungsregistern der Jahrgänge 1790—1793 sehen wir, daß auch damals schon etwa der dritte Teil der Bremer dunkelhaarig und braunäugig und die Männerdurchschnittsgröße nur 1,67 m war. Wie viele dieser über 300 eingezogenen Jünglinge durften in Rußland sterben für ein Vaterland, das nicht das ihrige war! Immer wieder liest man in den Verlustlisten: „In Rußland zurückgeblieben" oder „Von den Russen gefangen".

Freilich, es waren kleiner Leute Kinder, die Söhne der Wohlhabenden kauften sich ausnahmslos einen Stellverteter. Nur als Napoleon 1813 nach dem Vorbilde der deutschen Freikorps eine Garde d'honneur, eine Ehrengarde, aufstellen ließ, deren Angehörige sich selber equipieren und montieren mußten, da wurden hierzu viele junge Leute aus Bremens besten Familien bestimmt, weil sich Freiwillige nicht für den französischen Kriegsdienst fanden.

Im Gegenteil, vor allem im Jahre 1813 wurden die Desertionen immer häufiger und gegen die sogenannten Refractärs, die widerspenstigen, ihrer Einberufung nicht nachkommenden Konskribierten, mußte mit drakonischen Maßnahmen vorgegangen werden. Mobile Kolonnen von Gendarmen gingen auf Menschenjagd, und gegen die unglücklichen, doch meist armen Angehörigen der Verfolgten wurde schon die moderne Errungenschaft der Sippenhaftung angewandt, indem man ihnen sogenannte Garnisärs oder Einlieger auf den Hals schickte, denen sie Quartier, Verpflegung und hohen Tagessold zu geben hatten, oder sie gar ins Gefängnis warf, um den Refractär durch die Leiden seiner Familie zu bewegen, sich zu stellen.

Und wer nichts mit der Konskription zu tun hatte, wurde sicher doch von den anderen Auswirkungen des Napoleonischen Militarismus betroffen, von der wegen des Fehlens von Kasernen drückenden Quartierlast, von den Zahlungen der sogenannten Tafelgelder an die Offiziere, von den ewigen Requisitionen oder auf dem Lande die Bauern von den Kriegerfuhren.

Konskription und Kontribution, das ging bei den Franzosen Hand in Hand. Im Sommer 1811 erhielt Bremen zunächst einmal eine horrende Kontribution von nicht weniger als 850 000 fr für das erste provisorische Halbjahr auferlegt, und dann setzte das reguläre französische Steuersystem

Digitized by Google

die Sonde an mit seinen Grundsteuern, seinen Personal- und Mobiliarsteuern, den Türen- und Fenstersteuern, Patentsteuern, dem Stempel- und Enregistrementswesen und nicht zuletzt den Vereinigten Abgaben, ein ständiger großer Kapitalabfluß nach auswärts, der die bremische Wirtschaft fürchterlich zur Ader ließ und schließlich in einen völlig anämischen Zustand versetzte.

Der staatlichen Regie der Vereinigten Abgaben, den Droits Réunis, ist einer der wichtigsten bremischen Gewerbezweige, die Tabakfabrikation, völlig zum Opfer gefallen, während der bedeutende Weinhandel kurz davor war, den Steuerschikanen zu erliegen.

Das Wort Tabakmonopol war in Bremen immer geeignet, Revolutionen hervorzurufen, und entsprechend haben sich auch damals die bremischen Tabakfabrikanten aufs äußerste gegen die Einführung des Kaiserlichen Dekrets über die Regie gesträubt. Es half ihnen jedoch nichts, denn alsbald wurde ihnen jegliche Verarbeitung von Tabak untersagt und ihnen aufgegeben, ihre Vorräte an die Kaiserliche Tabakmanufaktur abzuliefern, die im Deliusschen Packhause eingerichtet wurde, unter Enteignung eines Teiles des Stephanikirchhofes, aller Proteste der Bauherrn ungeachtet.

Die Bremer Weinhändler hatten bisher wie noch heutzutage ihren Vorteil darin gesehen, junge französische Bordeauxweine anzukaufen, sie in ihren weiträumigen Kellern durch Lagerung und Mischung zu veredeln und so nach Anpassung an den Geschmack der verschiedenen Verbraucher wieder en gros zu exportieren oder auch en détail in Bremen selber abzusetzen.

Nun schnüffelten ihnen die meist kein Wort Deutsch verstehenden Angestellten der Droits Réunis in ihren zu Zollniederlagen erklärten Kellern umher, erhoben bei jedem Umfüllen der Fässer ein sogenanntes droit de mouvement, eine Bewegungssteuer, und wollten sie durch Schikanen zwingen, sich entweder für Großhändler oder Kleinhändler zu erklären, obwohl doch für Bremen die Verbindung von Engros- und Detailgeschäft gerade charakteristisch war. Kurz, die Erbitterung war allgemein und mancher Weinhändler drauf und dran, das umständliche Geschäft ganz aufzugeben.

Wie es bei so beschaffener Libertät und Egalität mit der Fraternität, der Verbrüderung, aussah, läßt sich leicht ermessen.

Indessen mußte man so gerecht sein, anzuerkennen, daß die Franzosen auch manche nützliche Neuerung mit sich brachten. Da war die aus der Rezeption des Code Napoléon resultierende Führung der Zivilstandsregister oder die neuen metrischen Maße und Gewichte, die sich allerdings in der kurzen Spanne der Franzosenzeit noch nicht durchzusetzen vermochten, ebensowenig wie der französische Franken.

Vor allem auf dem Gebiet des Gesundheitswesens fanden die neuen Herrn in unserer Stadt genug zu tun. Der Zustand der Gefängnisse in den alten Befestigungstürmen, dem Zwinger, dem Imkenturm, der Glocke, dem Hurrelberg usf., schrie zum Himmel, doch ist der vom Präfekten beschlossene Bau eines neuen Zentralgefängnisses nie zustande gekommen.

Dafür trieben die Franzosen aber die in Bremen schon bekannte und angewandte Kuhpockenimpfung mit großer Energie und sichtlichem Erfolg voran, ließen neue Friedhöfe vor den Toren anlegen, um die Bestattung in

Digitized by Google

und neben den Kirchen der Stadt zu unterbinden, und steckten einmal kurzentschlossen zwanzig von dreiundzwanzig bremischen Freudenmädchen als geschlechtskrank zur Behandlung ins Krankenhaus.

Auch in der Verwaltung verdankte ihnen die Stadt manche Reform. Den barocken Wirrwarr der fünfundvierzig verschiedenen bremischen Kassen beseitigten sie alsbald, indem sie alle diese einzelnen Administrationen zu einer Generalkasse unter einem Munizipaleinnehmer vereinigten, und fortan mußte der Munizipalrat auch alljährlich über das vom Maire ausgearbeitete Budget beschließen, mit seiner Unterteilung in ordentliche und außerordentliche Einahmen und Ausgaben, eine Einrichtung, die vorher in Bremen völlig unbekannt gewesen war.

Indem man nun auch zuerst einmal eine Bilanz zog, stellte man mit Erschrecken fest, wie arm man schon geworden war. Nach der Rechnung für den 1. Januar 1810 ergab sich für Bremen nämlich ein Vermögen von nur 1 773 970 Talern und ein Schuldenstand von 3 641 815 Talern, was den französischen Staat alsbald veranlaßte, auf die Beanspruchung der bremischen Kommunalgüter als Staatsdomänen zu verzichten, um nicht auch die Schulden übernehmen zu müssen.

In diesem zentralisierten Beamtenstaat ging freilich der unleugbare Vorteil der Uniformität häufig durch den langen Instanzenzug nach Paris und den Schlendrian der Behörden wieder verloren. So konnte es etwa vorkommen, daß der dem Finanzminister zur Bestätigung vorgelegte bremische Haushaltsvoranschlag für 1812 sich über ein Jahr lang in den Büros des Ministeriums verirrte, zur großen Verlegenheit Wichelhausens.

Angesichts der geschilderten grundlegenden Veränderungen berührt es uns eigenartig als Angehörige unseres ideologischen Jahrhunderts, in dem die Völker sich mit Weltanschauungen fast noch mehr als mit der Waffe zu bekämpfen pflegen, daß die sonst so modernen Franzosen im Gegensatz zu ihren heutigen Nachfahren offenbar kaum etwas taten, um den Einfluß der spezifisch französischen Geistigkeit, des génie du peuple français, in Deutschland zu verbreiten.

Wir hatten doch eine Schaubühne in Bremen, die noch dazu von dem früher oldenburgischen Schauspieldirektor Pichler als privilegiertes Departementstheater betrieben wurde.

Was aber spielte man dort? Etwa Übersetzungen berühmter französischer Dramen? Mit nichten! Racines Pathos und Molières Witz blieben unbeachtet, aber „Die Kreuzfahrer oder die eingemauerte Nonne", „Kaspar der Thoringer" und manche andere Kotzebueschen Machwerke gingen hier über die Bretter, auch Schillers Braut von Messina, Maria Stuart, Macbeth, Lessings Emilia Galotti, die Entführung aus dem Serail, Figaros Hochzeit oder Don Giovanni von Mozart. Friedrich Ludwig Schmidts vaterländisches Schauspiel „Johann Vasmer" erlebte nicht weniger als fünf Aufführungen „mit spezieller Erlaubnis der hohen Polizei", während die Zensur auf Protest des Venerandum Ministerium das religiöse Drama „Moses" und den im Augenblick der russischen Katastrophe unangebrachten „Totila, König der Goten" verbot.

Aber wenn vielleicht der Theaterdirektor dem Geschmack des Publikums

Digitized by Google

entgegenkommen mußte, bot nicht die Presse ein geeignetes Mittel der Propaganda?

Nun, die neue, alle früheren Blätter ersetzende zweisprachige „Zeitung des Departements der Wesermündungen" war wohl linientreu bis in die Vendée — dafür sorgte schon die Zensur der Hohen Polizei — aber zugleich auch sterbenslangweilig. Denn ihre aus Paris bezogenen, oft veralteten Nachrichten und die in ihr abgedruckten trockenen Präfekturverordnungen wurden von keinem Unterhaltungsteil belebt. So war die suggestive Wirkung der Zeitung gleich Null.

Die von der Heyseschen Buchhandlung angepriesenen Werke, darunter die Dramen der Madame de Genlis, von Florian oder Chateaubriands „Les Martyres", wandten sich wohl vornehmlich an einen beschränkten Kreis französischer Leser. Ebenso war die mancherlei juristische Literatur den auf schleunige Unterrichtung über die neuen Gesetze trachtenden Rechtsgelehrten zugedacht, vor allem dem gerade erst zu diesem Zweck gegründeten Advokatenverein, der dann nach Fortfall dieses Bedürfnisses Ende 1813 sein ephemeres Dasein rasch wieder beschloß.

Auch die Kirchen ließ man ganz ungeschoren, denn längst hatte ja Napoleon sein Konkordat mit dem Vatikan geschlossen. Die dank der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit zum erstenmal zahlreich nach Bremen hereingekommenen Juden, die im Textil- und im Produktenhandel schnell eine einflußreiche Position erlangten, erhielten das Recht, das Nicolaiwitwenhaus als Synagoge zu pachten. Die auf 1400 Seelen angewachsene katholische Gemeinde, bisher vom Senat recht kurz gehalten, erfreute sich begreiflicherweise einer gewissen Bevorzugung durch den Präfekten, der ihr gern ein neues Gotteshaus anstelle der bisher benutzten Kapelle im Dechanathof, der Wohnung des kaiserlichen Residenten, angewiesen hätte. Man schwankte lange zwischen Martinikirche und Unser Lieben Frauen, was einen erbitterten Existenzkampf der beiden Gemeinden hervorrief. Letzten Endes ist während der Franzosenzeit dann doch nichts entschieden worden, obwohl sich der Munizipalrat wenn auch zögernd für die Abtretung der Liebfrauenkirche ausgesprochen hatte.

Und wie stand es mit dem Erziehungswesen, das immer als erstes den Eifer der Reformer zu erregen pflegt?

Nicht anders als mit dem Kultus! Zwar hob der Bericht der im Sommer 1811 in die hanseatischen Departements entsandten französischen Gelehrten Cuvier und Noël die unter Smidts Scholarchat stehenden Bildungsanstalten rühmend hervor und schlug den Ausbau des Gymnasiums Illustre zu einer Universität vor, wenn auch noch nicht zu einer internationalen, sondern nur zu einer für die drei hanseatischen Departements und Ostfriesland, mit einer protestantischen theologischen Fakultät. Aber obschon Gröning aus Paris schrieb: „Für die Akademie fechten wir tapfer", so ist doch das von Bremen naturgemäß sehr begrüßte Projekt über den Wirren der Zeit nicht mehr zur Ausführung gekommen, und unsere Stadt hat ihre Alma Mater damals noch entbehren müssen.

So kontrastiert im ganzen gesehen auf kulturellem Gebiet eine merkwürdige Zurückhaltung der Franzosen mit ihrer umstürzlerischen Aktivität

Digitized by Google

in den Bereichen der Politik und Wirtschaft, die Bremen an den Rand des Abgrundes gebracht hat.

Und dann kam das Befreiungsjahr, eingeleitet durch die erschütternde menschliche Tragödie der Großen Armee in Rußland.

Mag sein, daß die sonst so bedächtigen Bremer, die in diesen drei Jahren hatten lernen müssen, ihre geheimen Gedanken tief im Busen zu bewahren, ihre Hoffnung auf den Sturz Napoleons nun doch etwas zu sehr hatten durchblicken lassen. Mag sein, daß die Geheime Polizei darüber nach Paris berichtet hatte, kurz, unsere Stadt sollte nur allzubald erfahren, daß Seine Majestät sich noch „der vollkommensten Gesundheit erfreute", wie es in dem berüchtigten 29. Bulletin hieß, dem zynischen Fazit der Rußlandkatastrophe.

Am 8. Januar 1813 schreibt der Hamburger Doormann auf ausdrücklichen Befehl Napoleons aus Paris an Gröning, seinen Kollegen beim Corps Législatif, der Kaiser habe sich ihm am Vortage beim Hof-Cercle genähert und ihm im Tone größten Unwillens erklärt: „Ich bin in höchstem Maße unzufrieden über die Haltung der Bremer: von allen Franzosen haben sie allein sich bei den letzten Ereignissen unwürdig benommen. Ich bin darüber entrüstet.

Schreiben Sie ihnen, daß der Löwe noch nicht tot ist und sie in seinem gerechten Zorn zerschmettern kann.

Schreiben Sie ihnen, daß ich nicht scherze, daß man sich nicht ungestraft über mich lustig macht und daß ich ihre Stadt jederzeit in den Belagerungszustand erklären, ihnen eine Kontribution von mehreren Millionen auferlegen und sie zugrunde richten kann!"

Doormann erwiderte schlotternd: „Sire, ich bin nicht aus Bremen, die Deputierten des Departements der Wesermündungen werden in Kürze eintreffen. Ich kann sie nur beklagen, den Unwillen Ew. Maj. erregt zu haben, aber ich habe keinerlei Kenntnis der Vorgänge in Bremen und kann daher nicht für die Bremer sprechen."

Der Monarch entgegnete: „Ich weiß es, aber Sie sind ihr Nachbar und können ihnen schreiben, was ich Ihnen gesagt habe. Ich fordere es und ich befehle es Ihnen."

Doormann blieb nichts übrig als zu antworten: „Vous serez obéi, Sire, ich werde gehorchen, Majestät."

Unnütz, Worte zu verlieren über den Eindruck, den diese Hiobspost in Bremen machte, wo vom Präfekten gerade erst die Klubs aufgelöst worden waren als angebliche Keimzellen des Franzosenhasses, die vornehme „Erholung", der auch Maire Wichelhausen angehörte, das „Museum", die kaufmännische „Union", der Schützenwallklub und wie sie alle hießen.

In großer Bestürzung schreibt Gröning an Doormann zurück: „Auch in dem gegenwärtigen Kriege haben die heißesten Wünsche den Sieger auf seinem glorreichen Zuge ins Herz der Staaten seiner Feinde begleitet, und wie die Verwüstungen, die der Feind in seinem eigenen Lande angestiftet, und die Strenge der Jahreszeit unseren Souverän auf Augenblicke in dem Laufe seiner Siege aufgehalten, so hat das Genie des größten Feldherrn nur um so höhere Bewunderung erregt, indem es selbst die Elemente

Digitized by Google

zu bekämpfen und alle Hindernisse, die sich ihm entgegengestemmt, zu überwinden gewußt hat. Sind einzelne durch erlogene Nachrichten getäuscht, hat sich irgendein Individuum unvorsichtige Reden zuschulden kommen lassen, woran ich jedoch fast zweifeln muß, so kann dies doch auf keinen Fall der Kommune zur Last gelegt werden ... Ruhe und Ordnung ist in Bremen keinen Augenblick unterbrochen worden, und die Bremer haben ihre Pflicht gegen ihren verehrten Souverän und gegen den Staat in ihrem ganzen Umfange und aus vollem dankbaren Herzen erfüllt, sie dürfen daher hoffen, daß ihr gerechter und großmütiger Monarch ihnen seine Huld und Gnade, der sie schon soviel verdanken, auch hinfüro nicht entziehen werde."

Mochten die Agenten der schwarzen Kabinette diesen Brief Grönings nur ruhig abfassen, er war ja, darf man annehmen, geradezu dafür bestimmt, die Hohe Polizei zu beschwichtigen und dem Schreiber in Paris vorzuarbeiten, wohin die drei Deputierten nun in großer Eile aufbrachen, um zu retten, was noch zu retten war.

Um ihnen die schwere Aufgabe möglichst zu erleichtern, entschloß sich der Bremer Munizipalrat, nach dem Vorbilde der guten Hauptstadt Paris, dem Kaiser mit einem Don gratuit in Gestalt von 100 montierten und equipierten Kavalleristen an die Hand zu gehen, die auf Kosten der Stadt angeworben werden sollten.

Das wirkte mehr als alles andere, denn wenn Napoleon im Frühjahr 1813 eines gebrauchen konnte, so waren es Soldaten. Bald kann Gröning erleichtert melden: „Am Sonntage, den 28. Februar bei der Cour redete S. M. der Kaiser einen von uns gnädig an. Er frug: „Was macht man in Bremen?" Antwort: „Es ist dort alles vollkommen ruhig. Wir bitten Ew. Maj. alleruntertänigst, der Stadt Ihre Huld und Gnade wieder zu schenken." Der Monarch sagte hierauf: „Es ist in Bremen nicht allerdings so gewesen, als es hätte sein sollen." Unsererseits ward entgegnet, daß die Kommune sich gewiß nichts zuschulden habe kommen lassen, sondern daß nur einzelne Individuen gefehlt haben möchten. S. M. geruhte hierauf zu antworten: „Ja, das weiß ich."

Gröning berichtet weiter, daß es ihnen nun endlich auch gelungen sei, bei dem Innenminister Montalivet vorgelassen zu werden, der ihnen auf ihr Mémoire erklärt habe, die bessere Klasse der Einwohner habe sich in der Tat nichts zuschulden kommen lassen, aber die multitude, die Masse, habe sich desto schlechter aufgeführt. Indessen werde das gute Betragen der echten patriotischen Bremer die Vergehungen der anderen wohl vergessen machen. Es sei schon ein sehr gutes Zeichen, daß S. M. der Kaiser erlaubt habe, das Anerbieten Bremens, 100 Reiter zu stellen, in den Moniteur einzurücken.

So überlassen sich denn auch die Deputierten zum Corps Législatif gern der frohen Hoffnung, daß S. M. die Stadt ferner durch seine allerhöchste Huld und Gnade beglücken werde.

Und in der Tat, Höchstderoselbst wird seiner bonne ville de l'Empire die Gnade seiner persönlichen Gegenwart gewähren. Napoleon kommt nach Bremen, am 15. März ist er in Münster und zwei Tage später kann er hier

Digitized by Google

sein. Diese elektrisierende Nachricht läßt alle Behörden wetteifern, sich und die Stadt dem Kaiser von der besten Seite zu zeigen. Eilends wird eine berittene Ehrengarde aus den vornehmsten Bürgern zusammengestellt, die den Monarchen feierlich einholen soll, und da der Präfekt schlecht bei Kasse ist, muß ihm Wichelhausen aus dem Ärar der Stadt einen Vorschuß geben, damit er die Präfektur für den Aufenthalt des Kaisers würdig ausschmücken lassen kann.

Man hätte das Geld lieber sparen sollen, denn plötzlich änderte Napoleon seine Reiseroute, und Bremen sah damit die letzte Möglichkeit schwinden, seinen Kaiser doch noch in seinen Mauern zu begrüßen. Die Diktatoren scheinen unsere Stadt eben zu meiden.

Bald wird sie auch wie auf die Person des Korsen, so auf seine Huld und Gnade gern verzichten können, denn sein Stern ist im schnellen Sinken. Indessen, die Ereignisse des Jahres 1813 sind zu oft beschrieben worden, als daß wir darüber hier noch Worte zu verlieren brauchten. Schweigen wir darüber, wie viele der dreißig als Geiseln für die persönliche Sicherheit des Präfekten bestellten vornehmen Bremer sich durch überschwengliche Treueerklärungen für Napoleon zu salvieren suchten, die den Gröningschen Tiraden in nichts nachstanden. Verheimlichen wir, wie in den Märzwirren die französischen Funktionäre auf ihrer kopflosen Flucht durch unsere Stadt strömten, um nur ja noch rechtzeitig den Rhein zu überschreiten.

Allerdings, noch war die Macht des Eroberers nicht gebrochen, es kamen zuvor die Tage des Vandammeschen Belagerungszustandes, wo Lilienthal in Flammen aufging und die unglücklichen Oldenburger v. Finckh und v. Berger unter den Salven des Exekutionskommandos auf den Sand sanken.

Noch mußten im Mai 1813 Napoleons Siege bei Lützen und Bautzen mit feierlichem Dankgottesdienst im Dom begangen werden, und als das Glockengeläut etwas dünn ausfiel, da schäumte der Präfekt: „Kündigt man auf diese Weise dem Publikum einen glücklichen Sieg der französischen Waffen an?“ Alle Glocken der Stadt mußten nun eine volle Stunde läuten, und die Kanonen erbebten unter den Freudensalven. Über die Festpredigt aber äußerte v. Arberg: „Die Stimme der Religion muß die Dankbarkeit ausdrücken. Sie muß die Unterwerfung unter die Gesetze und den Gehorsam gegen die Obrigkeit predigen und mit Macht gegen den Geist des Aufruhrs auftreten, den die Feinde des Kontinents und die Leute, die weder Vermögen noch Ansehen zu verlieren haben, in letzter Zeit in Deutschland zu verbreiten suchten. Ich wünsche, daß die Predigt in diesem Geist der Versöhnung abgefaßt werde.“

Der „ehrenvolle Auftrag“ fiel Pastor Kottmeier zu, der, seiner Harpstedter Verbannung eingedenk, ängstlich gehorchte.

Das Schicksal hat dann doch gegen Napoleon entschieden, denn alle Diktatoren haben ihre Zeit. Immer mehr junge Bremer stahlen sich trotz der drakonischen Zwangsmaßnahmen gegen die Refraktärs fort zum Dienst in der Hanseatischen Legion. Wie im August 1813 Pastor Treviranus einmal als Hilfsprediger in Mittelsbüren einige in der Pfarrscheune aufgestöberte, ihn kniefällig anflehende französische Deserteure nächtlicherweise über Weser und Ochtum setzen ließ, so verhalf auch bald danach der große Gott

Digitized by Google

der Schlachten den Heeren Napoleons zu einem schnellen Übergang über den Rhein, so daß die befreiten Bremer am 6. November 1813 wieder ihren alten Senat als angestammte Obrigkeit begrüßen konnten.

Jacob Burckhardt sagt einmal sehr fein, daß jede große geschichtliche Epoche gleichsam eine Delle in den Charakter eines Volkes drückt, die sich nie wieder ausglätten läßt. So wie wir selber uns durch die hinter uns liegenden Erfahrungen verändert haben und es ein törichtes Unterfangen wäre, die Uhr der Zeit einfach zurückdrehen und nochmals ablaufen lassen zu wollen, wie es manche Ewiggestrigen gar zu gern möchten, so war auch die Generation von 1813 nicht mehr die von 1789. Es hieße wirklich ungerecht sein, wollte man verkennen, daß die Große Französische Revolution Deutschland die hohe Idee staatsbürgerlicher Freiheit schenkte, welche die napoleonische Tyrannei überlebt hat, während letztere dem deutschen Volk neben großen Leiden doch auch vor allem den einen unschätzbaren Vorteil gebracht hat, daß es in der Auseinandersetzung mit dem fremden Geiste sich seines eigenen ursprünglichen Wesens wieder bewußt wurde.

Wir müssen uns hier indessen die Darstellung der Nachwirkungen der französischen Herrschaft mit ihren mancherlei fruchtbaren Anregungen in unserer Stadt versagen, denn sie würde eine Studie für sich erfordern.

Nur eine abschließende Bemerkung sei noch erlaubt. Wieder einmal hat Deutschland wie einst vor Napoleon vor übermächtigen Gegnern bedingungslos kapitulieren müssen und ist auf unabsehbare Zeit fremden Einflüssen unterworfen.

Wäre es nicht ratsam, über dem Negativen, das wir nun eben hinnehmen müssen, auch das Positive jeder Prüfungszeit zu nutzen, zu unserem eigenen und der Welt Besten?

Wie sagt doch der Apostel Paulus im ersten Brief an die Thessalonicher: Prüfet aber alles und das Gute behaltet!

Digitized by Google

Anmerkungen

1) B. Schulze-Smidt, Bürgermeister Johann Smidt, das Lebensbild eines Hanseaten. Bremen 1914, S. 203.
2) Ebda. S. 188 ff.
3) Jacques Bainville, Napoléon, Paris 1931, S. 484 f.
4) Schulze-Smidt, S. 189.
5) Ebda. S. 190 f.

Benutzte Quellen

Staatsarchiv Bremen, Akten F. 1. — F. 4.

Der vorliegende Aufsatz ist die Wiedergabe eines am 16. März 1949 in der Historischen Gesellschaft zu Bremen gehaltenen Vortrages.

Digitized by Google

Druck: Gerhard Stalling AG., Oldenburg (Oldb)

Digitized by Google

Digitized by Google

Bremische Weihnachtsblätter

Herausgegeben im Auftrag der Wittheit zu Bremen von der Historischen Gesellschaft zu Bremen

*

Bisher sind erschienen:

Heft 1: Ernst Grohne, Altbremischer Kunstwerke Schicksal und Verlust. Bremen 1928

Heft 2: Hermann Tardel, Bremen im Sprichwort. Bremen 1929

Heft 3: Gerd Dettmann, Bremens Stellung in der Kunstgeschichte. Bremen 1930

Heft 4: A. Lonke, Römisches im Bremischen. Bremen 1934

Heft 5: Hermann Tardel, Goethes Beziehungen zu bremischen Zeitgenossen. Bremen 1935

Heft 6: Heinrich Reincke, Bremen und Hamburg. Bremen 1936

Heft 7: Gerd Dettmann, Heimatliche Altertümer geschichtlicher Zeit. Bremen 1937

Heft 8: Hermann Entholt, Bürgermeister Smidt in der Zeit der deutschen Revolution. – Bremen 1938

Heft 9: Hermann Entholt, Von bremischen Ratmännern des 19. Jahrhunderts. Bremen 1941

Digitized by Google